



## **Die Kunst des XIX. Jahrhunderts und der Gegenwart**

Die moderne Kunstbewegung

**Haack, Friedrich**

**Esslingen a. N., 1925**

Deutschland (Böcklin, Marées, Thoma, Leibl, Trübner, Liebermann, Uhde,  
Albert Keller, Stuck, die Jugend und der Simplizissimus, die Scholle,  
Leistikow, Arthur Kampf, Slevogt, Corinth, Hoelzel, die ...

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80752](#)

entschiedene Hervorheben des Wesentlichen und durch ihre farbig dekorativen Wirkungen die allgemeine europäische Aufmerksamkeit erregt und eine Zeit lang einen bestimmenden Einfluß weit-hin, namentlich aber auf die Münchener Malerei ausgeübt.

Auf dem Gebiet der Graphik haben sich besonders der Landschaftsradierer *Francis Seymour-Haden* (1818—1910) und der Darsteller ländlicher sowie auch religiöser Gegenstände *William Strang* (1859—1921) einen Namen gemacht. Neben der *Buchillustration* blühte in England der *Buchschnitt*, dessen Wesen darin besteht, daß Schrift, Zierwerk und Bild ein geschlossenes Ganzes bilden. Die Präraffaeliten: Burne-Jones, Walter Crane und *William Morris* haben sich auf diesem Gebiete ausgezeichnet. Crane ist auch neben der berühmten *Kate Greenaway* (1846—1901) als Kinderbuchzeichner zu nennen. Was immer diese Engländer alle den Kindern aber auch gegeben haben, es vermag an Kindlichkeit und Herzlichkeit des Empfindens, an echtem Märchenton das Schaffen unserer deutschen Künstler Schwind und Richter nicht zu erreichen, geschweige denn zu übertriften, wie hoch es auch in formal dekorativer Hinsicht stehen mag.

Der in Belgien geborene, aber zum Engländer gewordene Schüler von Morris *Frank William Brangwyn* (geb. 1867)<sup>56</sup>) zeichnete sich als Maler, Kunstgewerbler und ganz besonders als Radierer aus. Der einstige Schüler Burne-Jones' und spätere Mitarbeiter des Kunstgewerblers Morris bei der Begründung des modernen Buchschmuckes, der jung verstorbene *Aubrey Vincent Beardsley* (1872—98)<sup>57</sup>), war schlecht-hin ein Genie — ein Genie in seiner lebensprühenden, unerschöpflich phantasievollen und im ornamentalen Sinne höchst anmutigen Linienumrißkunst — allerdings ein etwa mit Oskar Wilde wahlverwandtes Genie von krankhafter Veranlagung des Empfindungslebens (Abb. 62).

#### Deutschland

In der modernen Kunsthauptstadt Europas, in Paris, hat sich die Malerei organisch entwickelt. Die drei aufeinanderfolgenden Malergeschlechter der Millet, Courbet und der Meister von Barbizon, ferner der Manet, Monet und der übrigen Impressionisten sowie schließlich der Neoimpressionisten haben emsig an einem und demselben Faden fortgesponnen. Und das Ergebnis war eine staunenswerte Naturwiedergabe voller Licht, Luft und Leben. Daneben machen sich freilich auch individuelle Verschiedenheiten, Unterschiede in der persönlichen Begabung geltend. Die Poesie in der Darstellung der Landschaft, wie sie Corot eigen war, hat nach ihm niemand wieder erreicht.



Abb. 62 Titelblatt zu „The Pierrot of the Minute by Everest Dowson“ von A. Beardsley  
(Nach Photographie F. Stoeckner, Berlin)

Der deutschen Malerei wird nun vorgeworfen, daß es ihr an der logischen Entwicklung, an der fortlaufenden Überlieferung fehle, welche die französische Malerei so groß gemacht, daß sie es daher nie über verheißungsvolle Ansätze hinaus gebracht hätte und hinter der französischen Malerei weit zurückstünde. Dieser Ansicht muß aufs schärfste widersprochen werden.

Allerdings ist die Entwicklung der deutschen Malerei nicht so klar durchsichtig, weil sie sich nicht so schulmäßig vollzogen hat, aber verschiedene Entwicklungsreihen lassen sich auch hier klar erkennen, auf die wir jeweils hinweisen werden. Allerdings dürfte man ein solches höchstes Maß von staunenswerter Naturwiedergabe, von geschmackvoller Färbung, sicherem Bildaufbau und dabei leichtem Vortrag, wie wir es z. B. bei dem französischen Neoimpressionisten Paul Signac antreffen, in Deutschland wohl kaum wiederfinden. Dafür besitzt die moderne deutsche Malerei ihrerseits Eigenschaften und Vorzüge, die sie vor der französischen voraus hat. Und es ist entschieden zu mißbilligen, wenn die Lobredner der französischen Malerei ihre Vergleiche immer so einseitig und schief anlegen, daß sie zugunsten der Franzosen ausfallen müssen. So staunenswert die Naturwiedergabe, so geistreich die Technik, so geschmackvoll die Färbung der modernen französischen Gemälde auch immer sein mag, so fällt dem vorurteilslosen Beschauer dennoch eine gewisse Gleichförmigkeit der Erscheinungen auf, die mit dem ganzen nivellierenden Leben der Großstadt Paris zusammenhängt, noch mehr aber der gänzliche Mangel an dichterischer und auch an formaler Einbildungskraft, wie sie z. B. noch Delacroix in hohem Maße besessen hatte. Die Künstler stellen durchweg nur Geschautes dar. Sie erheben sich selten dazu, zu malen, was man nicht gesehen, sondern sich nur in der Phantasie vorgestellt haben kann. Und tun sie es, wie Puvis de Chavannes, Bastien Lepage, so sind die Überzeugungskraft, die unmittelbare Wirkung ihrer freien Phantasieschöpfungen nichts weniger als durchschlagend. Eine so unmittelbar packende Komposition wie der Tod und der Holzbäcker von Millet gehört zu den größten Seltenheiten.

Während die Entwicklung der französischen Malerei von Künstlergruppen getragen wurde, war die deutsche an Persönlichkeiten gebunden. Der individualistische deutsche Grundcharakter, das Auseinanderstreben, die Entwicklung der persönlichen Eigenart unter scharfer Abkehr nach außen, die Eigenbrödelei haben der deutschen Malerei wie zum Fluch, so auch zum Segen gereicht. Wenn die moderne deutsche Malerei sicherlich an Geschlossenheit und Einheitlichkeit, vielleicht auch in bezug auf staunenswerte Naturwiedergabe hinter der französischen zurücksteht, übertrifft sie sie ebenso sehr nicht nur an Gemütstiefe, sondern auch an Mannigfaltigkeit und Wandlungsfähigkeit, ganz besonders aber an Gestaltungskraft.

Als Vorläufer und Vorbereiter der modernen deutschen Malerei dürfen die in dem Kapitel „Naturalistische Unterströmung“ (Teil I, S. 202 ff.) genannten Künstler gelten. Eine besondere Bedeutung kommt ferner Adolf Menzel zu (Teil I, S. 311 ff.). Auch in Deutschland hat dann eine Überflutung mit französischem Impressionismus stattgefunden, der überhaupt eine geradezu internationale Geltung finden sollte. Allein, bevor dies geschah, hat sich der deutsche Geist aus sich heraus eine eigene, selbständige, echt deutsche moderne Malerei geschaffen. Und zwar seinem Wesen entsprechend gleich in ganz verschiedener, ja geradezu gegensätzlicher Art. Insbesondere treten uns da zwei große wegweisende schicksalbestimmende Persönlichkeiten entgegen, die so, wie sie waren, eben nur in Deutschland zu denken sind. Besaß *Wilhelm Leibl* noch eine gewisse Wesensverwandtschaft mit Courbet, so ließe sich für *Arnold Böcklin* keine Parallele unter den Franzosen oder sonstwo auffinden. Ein Puvis de Chavannes kann dafür nicht ernstlich in Betracht kommen. Der glücklich sieghafte Arnold Böcklin aber war wohl noch größer als Leibl, eben weil er nur mit sich selbst vergleichbar ist, ein Mann aus einem Guß, eine leib-



Bildnis seiner Mutter von James Mc Neil Whistler

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Esslingen a. N.



haftige Verkörperung deutschen Geistes innerhalb der modernen Kunstmovement, wie es Menzel und Feuerbach, jeder in seiner Art, für die deutsche Geschichtsmalerei, Moritz von Schwind für die Romantik gewesen war.

Die Zusammenstellung der beiden Namen Böcklin und Leibl mag sonderbar erscheinen, nicht nur weil die heutigen Leibl-Verehrer Böcklin herabzusetzen pflegen, sondern weil in der Tat eine ganze Welt die beiden Persönlichkeiten trennt, die sich selbst äußerst geringschätzig über einander ausgesprochen haben. Es ist dies eine Einseitigkeit, die vom Wesen des schaffenden Künstlers unzertrennlich scheint, der eben von der Alleinrichtigkeit gerade seiner Anschauungen überzeugt sein muß, um von ganzer Seele schaffen zu können. Dem Geschichtsschreiber aber steht es nicht wohl an, einseitig Partei zu nehmen oder gar die Gegner seines Helden zu schmähen, vielmehr liegt ihm die Pflicht der Gerechtigkeit ob, die mannigfaltigen Erscheinungsformen, in denen sich die wirkende Kunstkraft einer Zeit äußert, so verschieden sie auch voneinander sein mögen, gleichmäßig zu würdigen. Vorausgesetzt natürlich, daß sie wahrhaft bedeutend sind. Wenn wir nun die gesamte moderne deutsche Malerei von der Gegenwart bis zu ihren Wurzeln überschauen, erhalten wir den Eindruck, daß sie sich am bedeutendsten gerade in jenen an sich so verschiedenen Geistern ausgesprochen hat. Wir fassen dabei den Begriff „moderne Kunst“ im denkbar weitesten Sinne und verstehen darunter lediglich die selbständige künstlerische Aussprache des Gefühlsgehaltes der eigenen Zeit gegenüber den vorher und daneben bestehenden geschichtlichen Richtungen, während wir die Freilichtmalerei nur als eine Ausdrucksform neben anderen für jene selbständige Grundauffassung ansehen. Denn Böcklin hat weder dem Impressionismus noch dem Pleinairismus gehuldigt, und Leibl hat es auch nur gelegentlich, gleichsam nebenher getan. Wohl aber haben beide dem Geiste ihrer Zeit den entschiedensten Ausdruck verliehen — unabhängig von den damals bestehenden geschichtlichen Stilrichtungen. Natürlich schöpften sie ihre Anregungen gelegentlich auch aus der Vergangenheit, aber nicht mehr als es jener Franzose Manet auch getan hat. Während aber Leute wie Delaroche, Gallait und Piloty nur einen schwachen Abklatsch von der Malerei ihrer klassischen Vorbilder gaben, während auch Lenbachs Bildniskunst nur eine geistreiche, aber die Alten tatsächlich nicht erreichende Variante der Renaissancekunst vorstellt, ja selbst der hochbegabte Anselm Feuerbach vergeblich um die Schönheit der großen Venezianer gerungen hat, stellen Böcklin und Leibl etwas völlig Neues und der Kunst der Alten gegenüber Selbständiges dar. Deshalb halten wir es für berechtigt, beide der Moderne zuzuzählen. Wir leben sogar der Überzeugung, daß beide, jeder in seiner Weise, die Moderne am bedeutendsten ausgesprochen haben, die sich eben in deutschen Köpfen anders spiegelte als in denen der Franzosen. Leibl und Böcklin erscheinen uns auch ungleich bedeutender als Uhde und Liebermann, weil diese nur den französischen Impressionismus und Pleinairismus übernommen, wenn auch selbständig weiterverarbeitet, jene dagegen der Moderne einen eigenen originalen deutschen Ausdruck verliehen haben. Wie modern im besonderen Böcklin, geht auch daraus hervor, daß er wie kein anderer die Geister befreit und eine umwälzende Wirkung auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. In Stucks Gemälden, in Klingers Radierungen, in Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die versunkene Glocke“, in der Zeitschrift „Pan“ — überall machte sich die Wirkung jener allerseits anregenden und wahrhaft schöpferischen Kraft bemerkbar. Er zuerst hat uns befähigt, von alter Kunst ganz abzusehen und unsere Augen für neuartige Reize empfänglich gemacht. Nichts bezeichnender für seine Größe und geradezu reformatorische Bedeutung, als daß auch seine schärfsten nachmaligen Kritiker erst durch seine Schule der Anschauung und Auffassung hindurchgegangen sind.

*Arnold Böcklin*<sup>58)</sup> wurde 1827 geboren, ein Jahr nach Piloty, zwei Jahre vor Feuerbach. Er war Schweizer, Baseler, und er hat sein schwäbisch-alemannisches Volkstum niemals verleugnet, vielmehr ist die echt schwäbische Eigenbrödelei der kräftigen Entwicklung seiner selbständigen Künstlerpersönlichkeit wesentlich zustatten gekommen. Die Schweiz aber, die in früheren Jahrhunderten verhältnismäßig wenig zum deutschen Geistesleben beigetragen, machte gleichsam dieses Versäumnis im 19. Jahrhundert wieder gut, indem sie auf dem Gebiete der Kunst- und Kulturgeschichte Jakob Burckhardt und Heinrich Wölfflin<sup>59)</sup>, auf dem der schönen Literatur den viel zu wenig gelesenen, eigenartig urwüchsigen und dabei tief emfindungsvollen Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), ferner Konrad Ferdinand Meyer, den Meister der Form, und endlich Gottfried Keller hervorbrachte, der Gotthelfs und Meyers Vorzüge in sich vereinigt, auf dem Gebiete der bildenden Kunst aber den einzigen Arnold Böcklin. Wie jede geniale Veranlagung, so ist auch diejenige Böcklins als eine unerklärbare Gabe des Schicksals zu betrachten. Als fördernde und richtungweisende Momente von aber nur nebensächlicher Bedeutung dürften höchstens die Abstammung von einem Seidenhändler, der dem Sohn das feine Verständnis für Farbe und Echtheit vererbt, ferner der Umstand, daß ein Wilhelm Wackernagel sein Lehrer war, vor allem aber das nahe Hochgebirge und die ausgezeichnete Baseler Holbein-Sammlung, angesehen werden. Holbeins Gemälde haben dem späteren großen Künstler, wie er sich selbst ausdrückte, „sehr gefallen“, sie haben ihn „sehr interessiert“. Herrschte auch in der Familie Böcklin Kunstliebe, so wünschte man doch, daß Arnold Kaufmann würde. Und es war der damals in Basel an der Universität wie am Gymnasium tätige Germanist und Dichter Wackernagel, der den werdenden Genius erkannte und es durchsetzte, daß Arnold zu Calame nach Genf in die Lehre gegeben wurde. Böcklin hat dann einen ähnlichen Bildungs- und Entwicklungsgang wie Feuerbach durchgemacht. Er kam nach Düsseldorf, wo er sich unter dem Einfluß des klassizistisch-romantischen Landschaftsmalers Schirmer (vgl. Teil I, S. 156 und Abb. 113) zum Landschafter — nach Brüssel, wo er sich durch Kopieren alter Niederländer zum Figurenmaler heranbildete, war in Paris Zeuge des Juni-Aufstandes von 1848, den er später in seiner Weise zum Zentaurenkampf und zu verwandten Schöpfungen verwertet haben mag. Damals machte sein Vater Bankrott, und der junge Künstler mußte sich in der fremden Hauptstadt damit durchbringen, daß er Illustrationen für anatomische Handbücher anfertigte. Um seiner Militärflicht zu genügen, kehrte er schließlich in die Heimat zurück. Endlich im Jahre 1850 kam der damals Dreißigjährige nach Rom und hat sich erst dort selbst gefunden; indessen seinem innersten Wesen nach blieb Böcklin stets kerndeutsch. Was Paul Heyse von sich selbst gesungen, gilt auch von ihm:

Denn deines Wesens tiefste Wurzeln  
Sind zäh gesenkt in die deutsche Erde,  
Wenn auch der Wipfel sich gern  
In italischen Lüften wiegt<sup>60)</sup>.

Böcklin ist es eben wie Heyse und Feuerbach, wie Goethe und Cornelius und wie vielen anderen Großen und Größten ergangen, denen sich ihr deutsches Wesen erst in Rom klärte. Nicht in dem Sinne, daß er nun im Geiste, im Kolorit und in der Technik italienischer Renaissance-Künstler zu malen versucht hätte, eher ließ er sich von altniederländischen Malern von der Art des Rogier van der Weyden beeinflussen, wohl aber gab er sich in Italien von ganzer Seele der befreienden und beglückenden Einwirkung italienischer Landschaft und italienischen Menschentums hin. In Rom verkehrte Böcklin damals mit Anselm Feuerbach und dem Bildhauer Reinhold Begas, der ihn mit den Worten beschrieb:

„Seine Genialität sprach sich vor allem in seinen Augen aus. Sie waren nicht groß, aber von einer unheimlich durchdringenden Schärfe. Ihr weißschimmernder Glanz erinnert mich immer an einen Turmfalken. Wenn er auf unseren Spaziergängen vor den Toren Roms einen Eindruck aufnahm, dann sog er ihn förmlich mit den Augen in sich auf, und so konnte er unauslöschlich bei ihm festsitzen, daß er beim Schaffen sich ohne Modell zu behelfen wußte. Wie festgebannt stand er viertelstundenlang bewegungslos vor Dingen, an denen andere achtlos vorübergingen: vor einem Stück alter Mauer mit einem Zweig blühender Rosen, der darüber hing, oder einer Zypresse, die das Licht der römischen Sonne in den Farben dämpfte.“ Mit Begas, Feuerbach und Feuerbachs späterem Biographen, dem Kupferstecher Allgeyer, sang Böcklin damals in Rom Quartett. Feuerbach Tenor, er Bass. Das ist bezeichnend und malt den Unterschied der beiden.

„Im Gegensatz zu Feuerbachs zierlicher feinknochiger Gestalt war er von stämmigem Wuchs. Feuerbach malte sich mit einer Zigarette in der Hand, Böcklin mit einem Glas Rotwein“ (Justi). Feuerbach selbst brach nach dem ersten Besuch in Böcklins Werkstatt bei dem getreuen Allgeyer mit den Worten zusammen: „Ich muß von vorn beginnen.“ Und später urteilte er über Böcklin: „Seine Bilder, Landschaften sind das, wohin mein Sinn geht in der Historie: Schönheit, Poesie, Tiefe und Glut in der Farbe. Dabei ist er ein vollendet Meister.“ Als „eine feine und liebe Frau“ aber bezeichnete er die Römerin, mit der Böcklin im Jahre 1853 den Bund fürs Leben schloß. Rührend in Haltung und Gebärde ist das anmutige Doppelbildnis, in dem Böcklin sich selbst mit der jungen Frau dargestellt hat (Abb. 63). Die anfangs weichen und milden, später strengen, stolzen und großartigen Gesichtszüge seiner Gattin mit der wuchtigen Kinnpartie kehren aber auch sonst bei Nixen, Göttinnen, Heiligen und allegorischen Gestalten immer und immer wieder. Der deutsche Künstler und die römische Frau: gleichsam ein Symbol der Vermählung drängend nordischer Schöpfungskraft und abgeklärt südländischer Formenschönheit, ein Symbol Böcklinscher Kunst. Trotz Not und Armut hatte er es gewagt und geheiratet. Und, fürwahr kein „moderner Fin-de-siècle-Dekadent“, sondern ein vollsäftiger und urkräftiger Mann, zeugte er viele Kinder. Aber nun geschah das Furchtbare: bei einigen dieser Kinder sollte sich zur grausigen Wirklichkeit, zur nackten Tat, ja zum Verbrechen auswirken, was der Vater stets in Kunst umgesetzt hatte, gegenständlich in Faune und Zentauren, bildnerisch in große Form, weithin in die Tiefe entwickelten Raum, über alle Begriffe glutvolle Farbe: die schier dämonische Leidenschaftlichkeit.

Ins Jahr nach seiner Vermählung fallen die vom Besteller als „bizar“ zurückgewiesenen dekorativen Bilder für Konsul Wedekind in Hannover; 1856 aber erwachte Böcklin, wie Pecht anschaulich geschildert hat, mit seinem Pan im Schilfe, der jetzt in der Neuen Pinakothek hängt, Staunen und Bewunderung in den Kun-



Abb. 63 Herbstgedanken (Der Künstler mit seiner Frau)  
von Arnold Böcklin, 1850er Jahre  
(Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München)

kreisen Münchens und wurde daselbst durch Paul Heyse dem Grafen Schack (vgl. Teil I, S. 35) vorgestellt, für den er Vieles und Vortreffliches geschaffen hat, so daß bis auf den heutigen Tag die Gemälde von Böcklin wohl den wertvollsten Bestandteil der Schackgalerie bilden. Durch den Münchener Bildnismaler Lenbach und den Berliner Bildhauer Begas ward dem Künstler 1860 eine Stellung als Lehrer an der Kunstakademie in Weimar ausgewirkt, von wo aus er sich aber bald wieder nach dem Süden flüchtete. Er hat dann, ein unruhvoller Geist, abwechselnd diesseits und jenseits der Alpen gelebt, in seiner Vaterstadt Basel, wo er das Stiegenhaus des Museums ausmalte, in Zürich und in München oder in Rom und seit 1895 in eigenem Landhaus in S. Domenico auf dem Bergwege von Florenz nach Fiesole, wo auch im Jahre 1901 der Tod den Greis ereilte. Sein Leben ist leiden- und freuden-, inhalts- und arbeitsreich gewesen wie selten eines.

Böcklin ist es in seinem Verhältnis zum Publikum seltsam ergangen. Als er, der Zeitgenosse des Piloty, in der Ära belgisch-französischen Delaroche-Gallaitschen Kunstgeistes auftrat, wurde er allgemein veracht, verspottet, verhöhnt. „So etwas gibt es ja gar nicht!“ — Das war die allgemeine Meinung, die seinem ursprünglichen Schaffen, nicht nur von Publikum und Laien, sondern auch von Künstlern entgegengebracht wurde, von Künstlern, die seinen Bildern auf Ausstellungen die ungünstigsten Plätze anwiesen! Böcklin hat damals, wie seinerzeit Carstens, im eigentlichen Sinne des Wortes — Hunger gelitten. Aber von allem Anfang an sammelte sich doch eine kleine Gemeinde um ihn. Zu ihr gehörten Künstler wie Lenbach, Begas und Feuerbach, Dichter wie Schack und Heyse, Kunstskenner wie Fiedler und Böcklins Freund Bayersdorfer<sup>61)</sup>, Kunsthändler, wie der früh verstorbene Gurlitt in Berlin, der Sohn des Malers und Bruder des Kunstgelehrten. Der Kunsthändler Gurlitt hat Böcklin für Berlin, das heißt für den ganzen Nordosten gleichsam entdeckt. Allmählich wurde nun der Böcklinkultus von der Kategorie derjenigen, welche wie für Echtheit und Qualität von Stoffen, Altertümern und Kunstwerken, so auch für die aufkommenden Geistesgrößen weniger ein herzliches Einleben als vielmehr einen feinen Spürsinn besitzen, mit allen Mitteln gesellschaftlicher, kaufmännischer und journalistischer Reklame betrieben. So geschah es, daß Böcklin gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens, als er seine fragwürdigsten Sachen malte, die allgemeinste Anerkennung genoß und, als er starb, zum volkstümlichsten Künstler in Deutschland, und im Auslande wenigstens zum bekanntesten deutschen Maler geworden war. Jetzt wurde er nicht von den Künstlern, wohl aber vom Publikum und im Verhältnis zu anderen Künstlern beinahe überschätzt, was namentlich in den Preisen zum Ausdruck gelangte, die für seine Werke bezahlt wurden. Eine einseitige und verstiegene Kunspolitik wandte ungeheure Summen auf, um ein einziges Bild von Böcklin für irgendeine deutsche Mittelstadt zu gewinnen, statt alle für die Stadt notwendigen Bauten und Bildwerke in künstlerischem Sinne herstellen und schmücken zu lassen, wodurch zugleich junge, aufstrebende Talente weise und wirksam gefördert würden! — Der Rückschlag gegen den übereifrig betriebenen Böcklinkultus blieb nicht aus. Der Pariser-Berliner Kunstschriftsteller Meier-Graefe beurteilte unsren Künstler von einem einseitig modern französischen, impressionistisch koloristischen Standpunkt und verurteilte ihn mit großer Federgewandtheit in Grund und Boden. Wer ständig in Paris und Berlin inmitten der nivellierten Großstadtgesellschaft lebt, vermag einem oberdeutschen Phantasiemenschen und alemannischen Eigenbrödler wie Böcklin schwerlich gerecht zu werden — wer sich gar zu ausschließlich in die zarten, diskreten landschaftlichen Reize der anmutigen Umgebung von Paris hineingesehen hat, die — an der überschäumenden Farbenpracht und Farbenfülle des Hochgebirges und Italiens geährte Farbengebung Böcklins nicht zu ertragen! — Jene Angriffe Meier-Graefes

bewirkten nun, daß ein großer Teil der Tages-schriftsteller von ihrem alten Gott abfiel und dem neuen Propheten zujubelte. Selbst Richard Muther urteilt in seinem letzten Werk, der „Geschichte der Malerei“ vom Jahre 1909, ganz anders, und zwar wesentlich kühler über Böcklin als in seiner „Geschichte der Malerei im 19. Jahr-hundert“ vom Jahre 1894. — Unterdessen war in der höchsten Not der Heidelberger Hoch-schullehrer Thode mit Wort und Tat als ein getreuer Ritter für Böcklin auf den Plan getreten — mit der Tat in-

sofern, als er eine Böcklin-Ausstellung in Heidelberg veranstaltete, die später nach Berlin kam und dort durchschlug. Es war bezeichnend, daß an der kräftigen Gegen-wart der Gemälde jene papiernen Angriffe sofort zerschellten. Daher darf und wird man es Thode nie vergessen, daß er den großen Vertreter urgermanischer Kunst-empfindung, Arnold Böcklin, vor dem literarischen Forum gerettet hat. Das Körnlein Wahrheit aber, das auch in den weit über das Ziel hinausschießenden An-griffen Meier-Graefes steckt, begann nun Frucht zu tragen, und die Überschätzung Böcklins, auf die schon in der ersten Auflage unseres Buches hingewiesen war, einer gerecht abwägenden Beurteilung des Künstlers Platz zu machen (Osborn, Ludwig Justi). Andererseits gibt es immer noch Leute genug, die Böcklins Kunst mit vollständiger Verständnislosigkeit gegenüberstehen und daran nur gelegent-liche Verzeichnungen zu entdecken vermögen. Gewiß kann man auf seinen Bildern Verzeichnungen, z. B. von Frauen- oder Pferdekörpern wahrnehmen, die ein Akt-maler bzw. ein Pferdeporträtmaler nicht begehen würde (vgl. Abb. 72 und 73). Aber Böcklin nun geringer einzuschätzen als irgendeinen beliebigen Pferdepor-trätmaler, weil seine Rosse weder im sportlich kavalleristischen noch im zoologisch anatomischen Sinne ebenso richtig gezeichnet sind wie diejenigen der Spezialisten, zeugt von einem vollständigen Verkennen der freien Künste überhaupt. — An ein Kunstwerk darf man niemals mit einer vorgefaßten Meinung herantreten, sondern



Abb. 64 Landschaft mit Faun und Nymphe 1855  
Göteborgs Museum (Sammlung Fürstenberg), Göteborg  
(Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München)

man muß ihm nahen wie einer Gottheit und in Demut abwarten, bis es zum Beobachter spricht. Jene gelegentlichen Verzeichnungen sind für die Beurteilung Böcklin'scher Bilder vollkommen gleichgültig. Daß er anatomisch richtig zeichnen konnte, wenn er wollte, dürfen wir daraus schließen, daß er, wie oben bemerkt, als junger Mensch in Paris, um sein Leben zu fristen, Illustrationen für anatomische Handbücher anfertigte. Bei seiner Kunst aber kam es ihm nicht auf regelrechte Zeichnung im Sinne naturwissenschaftlicher Abbildungswerke, sondern auf wesentlich andere Dinge an. Worin hat man denn nun den Urgrund seines Schaffens zu suchen?

Arnold Böcklin ist auch gegenwärtig durchaus keine allseitig anerkannte und feststehende Größe, vielmehr eine heiß und leidenschaftlich umstrittene Persönlichkeit. Und wenn man für oder wider ihn und seine Kunst kämpft, so ringt man um große und allgemeine künstlerische Fragen. Man kann die Malerei schlechthin als solche oder, wie man sich gegenwärtig bisweilen ausdrückt, als „Stilllebenmalerei“ auffassen, das heißt: als farbige Wiedergabe der Wirklichkeit oder auch als Farbensymphonie, wozu die Wiedergabe der Wirklichkeit nur den äußeren, rein zufälligen und nebenschönen Anlaß bietet. Es kommt dabei ausschließlich auf eine rein bildkünstlerisch-sinnlich-optische Erfassung des Vorwurfes an. Jede gemütlich-seelische Durchdringung, jede poetische Ausgestaltung, jedes Hinzutun aus eigenschöpferischem Phantasieleben ist dabei völlig neben-sächlich oder gar streng verpönt. Es ist dies der Standpunkt „l'art pour l'art“, der durchaus nicht so verkehrt ist, wie es dem Laien bei der ersten Bekanntschaft erscheinen möchte, vielmehr bei näherem Zuschauen durchaus begreiflich wird und sehr vieles für sich hat. Indessen gibt es noch einen anderen Standpunkt, der gerade die Seele, die unmittelbare Schöpferkraft im Kunstwerk als Widerspiegelung der Schöpferkraft im Weltall anerkennt und danach die Kunstwerke mitbemißt. Wer auf jenem Standpunkt steht, kann an Böcklin gleichgültig vorübergehen. Wer diesen vertritt, von dem aus die gesamte deutsche Kunst von Schongauer und Dürer über Schwind und Richter, Rethel und Feuerbach bis auf Thoma und Klinger in einem ungleich helleren Lichte erstrahlt, muß auch Böcklin anerkennen. Denn Böcklin verfügte, und darin erblicken wir im letzten Grunde seine persönliche Größe, über eine unversieglich quellende Erfindungsgabe und eine unerschöpfliche Gestaltungskraft. Es ist Sitte geworden, Böcklin mit Feuerbach und Marées zusammenzuordnen und sie in irgendeiner Weise einander gegenüberzustellen. Auch in der Einleitung zum Katalog der Berliner Jahrhundertausstellung sind die Drei zu einer den gesamten Text abschließenden und gleichsam krönenden Gruppe zusammengeordnet. Selbst im Jahre 1906, dem kritischsten der Böcklin-Beurteilung, konnte man mithin um eine wenigstens sauersüße Anerkennung dieses Künstlers nicht herumgelangen. Was die Drei verbindet, ist ihr hohes Streben, ihr Verlangen, über den Tagesgeschmack, den banalen Kolorismus und plumpen Naturalismus ihrer Zeit hinaus auf die höchsten Höhen der reinen Kunst emporzusteigen. Diese drei typischen Vertreter des ausgeprägtesten deutschen Idealismus suchten ihre Ideale in der bildsamen Lust der alten Kulturwelt Italiens, abseits von der Tagesmode und umweht von Ewigkeitsschauern, zu erreichen. Während aber nun Feuerbach, der am ausgeprägtesten klassizistisch Gesinnte von den Drei, rückwärts schaute und Hans von Marées, der Modernste von ihnen, in die Zukunft wies, bedeutet Böcklin glückliche und unmittelbare Gegenwartskunst. Er begnügte sich nicht wie Marées damit, den Menschen lediglich als farbige und zugleich plastische Erscheinung in und mit dem Raum zu geben, vielmehr malte er zugleich auch das Seelen- und Sinnenleben des Menschen. Wohl spielen auch in seinem Schaffen die rein formalen, koloristischen und kompositionellen Probleme, namentlich aber das Raumproblem, eine bedeutende Rolle, sie treten aber niemals so nackt zutage

wie bei Marées, sind vielmehr mit poetischen Wirkungen meist romantischer Art aufs innigste verquickt und verbunden. Böcklin verband die plastische Raumkunst Marées' mit der poetischen Inhaltskunst Feuerbachs. Gerade weil er seinen Bildern einen so kräftig räumlichen und seinen poetischen Gestalten einen so kräftig plastischen Inhalt zu geben vermochte, besitzen diese Gestalten auch eine ungleich stärkere Leiblichkeit als die Feuerbachschen und üben daher eine ungleich eindringlichere Wirkung auf den Beschauer aus. Ferner ist dem mühsam Komponierten, Akademischen, Klassizistischen Feuerbachs gegenüber bei Böcklin alles Natur. Da quillt es unerschöpflich und unversieglich. Er bedurfte keiner Anlehnung an Dichter und Dichtungen. Alle Versuche, Illustrationen aus seinen Werken, z. B. aus den „Gefilden der Seligen“, herauszulesen, sind kläglich gescheitert. Böcklin verkörperte keine Iphigenie und keine Medea, vielmehr malte er, um einen Schwindschen Ausdruck zu gebrauchen, ausschließlich seine Weiber. Bei Feuerbach ist alles Komposition, bei Böcklin alles Vision. Mag er an Reinheit der Linie, an Adel der Formensprache hinter Feuerbach zurückstehen, an unmittelbarer Schöpfungskraft und hinreißender Gewalt übertrifft er ihn wie auch Marées bei weitem. Jene waren gewissenhafte Stilisierer, Böcklin war ein glückseliger Fabulierer. Dabei hat uns Böcklin durchaus nicht etwa eine „aus Ideen abgeleitete Kunst“ beschert, wie man irrtümlich gemeint hat, vielmehr bildete den Ausgangspunkt für ihn allemal die Natur, das Erlebnis der Sinne, des Auges.

Während für Marées die Landschaft so gut wie überhaupt nicht existierte und auch Feuerbach trotz einzelner hervorragender Leistungen auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei im Grunde seines Wesens Figurenmaler gewesen ist, war Böcklin, wie alle die ganz Großen, allumfassend — Landschafter und Figurenmaler in einer Person — und bewahrte diese Doppelveranlagung zumeist gleichzeitig bei der Schöpfung seiner Gemälde. Er malte die Landschaft zu jeder Jahreszeit und allerlei Landschaft: sein heimisches Schweizer Hochgebirge mit den saftiggrünen Matten, tiefblauen Wäldern und den schneeweissen, über hochragende Gebirgsgipfel am klarblauen Himmel einherziehenden Wolken, die düstere römische Campagna, die freuden- und blumenreiche Florentiner Flach- und Hügellandschaft, mit ganz besonderer Vorliebe aber die odysseische Meerlandschaft Siziliens. Böcklin ist ein Maler der See gewesen wie kein anderer vor und neben ihm. Er weiß nicht nur



Abb. 65 Euterpe von Arnold Böcklin 1861  
(Mit Genehmigung der Photogr. Union in München)



Abb. 66 Bildnis des Bildhauers Kopf von Arnold Böcklin Berlin, Nationalgalerie 1863  
(Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München)  
(Zu Seite 98)

keine äußerliche Nachempfindung antiker und Renaissancedichter und Renaissancekünstler, sondern Böcklin hat aus demselben Urgrund geschöpft wie diese, ja er übertrifft sie sogar alle in der Lebenswahrheit und Lebensfähigkeit seiner wirklichen und seiner erdachten Geschöpfe. Die gegen alle Gesetze der Anatomie aus Pferd und Mann, aus Weib und Fisch zusammengefügten Doppelwesen erfreuen sich eines vollendet organischen Aufbaus (Abb. 69, 73 und 74). Über solche Zaubermacht und Schöpfungskraft gebietet die echte Kunst! — Die Düsseldorfer vom Schlag Lessings hatten nach einem geeigneten Schauplatz in der Natur für ihre aus der Dichtkunst entlehnten Helden gesucht. Die süddeutschen Romantiker hatten ihre ureigenen Stimmungen in die Natur hineingelegt. Böcklin wächst die Stimmung aus der Natur heraus. Von all seinen malenden Vorläufern in Deutschland gleicht ihm darin niemand so sehr wie Schwind: dieselbe Poesie, dieselbe Naturliebe, dieselbe Gabe des Vermenschlichens. Und doch welch gewaltiger Unterschied! Schwind ist feiner, keuscher, gedanklicher, Böcklin voller, leidenschaftlicher, gewaltiger und vor allem von einem unvergleichlich kräftigeren Naturgefühl beseelt. Schwins Märchen pflegen einen sittlichen Kern, wenn nicht gar eine Moral zu enthalten, seinen Menschen schlägt ein zartes Gewissen, sie sind sich ihrer sittlichen Verantwortung bewußt, seine Kunst war im letzten Grunde christliche Kunst. Böcklins Kunst dagegen ist durch und durch antik heidnisch. Seine Naturmenschen leben jenseits von Gut und Böse. Kraftstrotzend, von Leidenschaften, Lüsten und ungebändigten Naturtrieben erfüllt, lieben sie es, sich auf der Höhe rein animalischer Daseinsbetätigung in Kampf oder Liebe zu offenbaren. Vermag Böcklin auch alle Stimmungsregister zu ziehen von äußerster Ausgelassenheit bis zum tiefsten Schmerz, vermag er auch Freude, Naturgenuss. Humor, selbst den Schmerz der Maria um den toten Christus zu schildern, so ändert dies doch nichts an der heidnisch antiken Grundstimmung seiner Kunst. Man vergleiche daraufhin Böcklins Spiel der Wellen in der Münchener Neuen Pinakothek (Abb. 73) mit Schwins Melusine, seine Heimkehr mit Schwins Gemälde Wanders Rast, sein Schweigen im Walde mit Schwins Rübezah (Abb. 74 mit Teil I, Abb. 87). In den beiden zuletzt genannten Bildern kommen sich der Märchendichter und der Naturpoet am nächsten. — Doch bei all seinem einzigartigen Erfassen der Natur hat Böcklin nur wenig unmittelbar nach ihr studiert, wenigstens mit dem Pinsel oder mit dem Stift in der Hand. Nur aus seiner Jugendzeit sind

Farbe und Beleuchtung, sondern auch die Stimmung des nassen, kalten Elementes mit unvergleichlicher Kunst wiederzugeben (Abb. 73).

Und nun pflegte Böcklin seine Landschaften mit Menschen, Tieren oder mit Lebewesen zu bevölkern, die aus menschlichen und tierischen Gliedern zu erstaunlich organischen Gebilden zusammengesetzt sind, ja, die zur Landschaft gehören wie das Fleisch zu den Knochen. Diese Lebewesen hat er nicht in die Natur hineingesetzt, sondern sie sind ihm daraus hervorgewachsen. Das Wesen jeglicher Art lebloser Natur verdichtete sich ihm zu lebendigem Wesen, die Wogen wurden ihm zu Nereiden, die Quelle ward ihm zur Quellnymphe, der Zusammenprall der Wolken im Gewitter zum Zentaurenkampf, der schrankenlose Zeugungstrieb und die unversiegbare Zeugungskraft der Natur nahm für ihn lebendige Einzelgestalt in den Faunen und Panisken an. Es war dies

Zeichnungen nach der Natur vorhanden. Später hat er die Natur nur schauend studiert. Täglich entdeckte er in der Welt neue Schönheiten, die er in Farbe, Form und Beleuchtung zugleich, vor allem aber doch in der Farbe sah. So speicherte er, wie andere Maler Studien im Atelier, Eindrücke im Kopfe auf und hatte ein so ausgezeichnetes Formen- und Farbengedächtnis, daß ihm diese Eindrücke beim Malen stets zu Gebot standen und er aus ihrer reichen Fülle nur die geeigneten herauszulesen brauchte. Daher konnte er auch selbst das Malen als ein „fortwährendes Begrenzen und Abschneiden überschüssiger Ideen“ bezeichnen. Wie Lenbach nach den vielen Aufnahmen, die ihm der photographische Apparat lieferte, eine typische Auffassung seiner Helden und Geisteshelden zusammenförderte, so Böcklin nach den vielen Erinnerungsbildern, die ihm sein Gedächtnis treu bewahrte, seine Landschaften. Daher das Volle, Ganze, Reiche, Typische seiner Bilder, das sie so charakteristisch und vorteilhaft von dem oft dürftigen Eindruck der Naturausschnitte vieler Freilichtmaler der folgenden Generation unterscheidet. In technischer Hinsicht war Böcklin darauf bedacht, seinen Gemälden eine klare und kräftige Raumwirkung zu verleihen. Gerade in der Raumwirkung war er vielen französischen und anderen Malern, die man ihm heute als die allein wahren Künstler gegenüberzustellen pflegt, weit überlegen. — Ferner suchte er durch kräftige Lotrechte zu wirken und diese womöglich auf ebenso entschiedene Wagrechte stoßen zu lassen (vgl. Abb. 69, 70, 71 und 74). Böcklins wichtigstes künstlerisches Ausdrucksmittel, der hauptsächlichste Träger der Stimmung seiner Gemälde aber ist die Farbe. Er ging von ursprünglich dunkler grünbrauner Gesamthaltung im Sinne Schirmers aus und wurde während seines ersten Aufenthaltes in Rom in den 1850er Jahren, vielleicht unter dem Einfluß Poussins, in dieser Manier noch bestärkt. Man kann jetzt öfters lesen, daß Böcklin damals eigentlich seine besten Bilder gemalt habe und daß es daher nur zu bedauern sei, daß er dieser ersten Manier, seinem Jugendstil, nicht sein Leben lang treu geblieben. Dieser Auffassung kann indessen nicht scharf genug widersprochen werden. Hätte Böcklin so weiter gemalt, so stünde er eben als ein höchst begabter Schirmer-Schüler vor unserer Seele, aber nicht als der große Führer zu neuen

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

7



Abb. 67 Bildnis der Frau Angela Böcklin von Arnold Böcklin 1863  
Berlin, Nationalgalerie  
(Mit Genehmigung der Photogr. Union in München)  
(Zu Seite 98)



Abb. 68 Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod von Arnold Böcklin 1872  
(Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München)

dem gleichfalls hellen, leicht gestreiften Kleid die mattgelbe Fleischfarbe der Italienerin unter blauschwarzem Haar abhebt und als Krone des Ganzen das korallene Haarnetz darauf sitzt, das ist einfach unbeschreiblich schön. Freilich verblieb Böcklin bei dieser äußersten Helligkeit, bei dieser Bevorzugung geradezu des Weiß und bei dieser engen Anlehnung an Pompeji nicht lange, wohl aber ging ihm die dort empfangene Anregung nie wieder verloren. Vielmehr bildete er sich in freiem Anschluß daran wie unter der Nachwirkung der Altniederländer von der Art des Rogier van der Weyden und der Oberdeutschen vom Schlage des ihm landschaftlich verwandten Hans Baldung Grien einen eigenen höchst persönlichen Farbenstil aus. In der klaren Erkennnis, daß die gemalte Farbe es niemals mit der Farbe der Naturgegenstände aufnehmen kann, verzichtete er von vornherein auf naturwahre Wiedergabe der Farbe und schuf sich ein gesteigertes Kolorit, das vor allem aus einem fröhlichen Grün, einem leidenschaftlichen Rot, einem zarten Rosa, einem schmachtenden Lila besteht und in einem seligen Blau gipfelt (vgl. das Titelbild). Da gibt es keine Piloty-Farben, nichts Altmeisterliches, keinen goldbraunen Galerie-ton, sondern die Farben der Natur ins Böcklin'sche übersetzt.

In diesem Stil malte er nun zuerst während des damaligen zweiten Aufenthalts in Rom eine Reihe von Hauptbildern, die großenteils in der Schackgalerie zu München hängen. Man hatte in Berlin schon bestimmt auf diese Bilder gerechnet, wie den Gang nach Emmaus, die altrömische Weinschenke, die Klage des Hirten, die Villa am Meer, und es deshalb geflissentlich unterlassen, gerade

Zielen, der er tatsächlich gewesen ist, so hätte er nicht Neuland entdeckt, so wäre er niemals Er geworden, niemals Böcklin. Nach der Weimarer Professoren-Episode aber, als er zum zweitenmal in Rom weilte, in der ersten Hälfte der 1860er Jahre, lernte er anlässlich eines ersten Ausfluges nach Neapel dort die pompejanischen Wandbilder kennen, die einen starken Einfluß auf ihn ausgeübt haben müssen. Unter diesem Einfluß wandte er nun helle, reine, ungebrochene Farben an, die er mit Weihrauch anmachte und dann mit heißem Wachs glättete. In dieser Art ist das prachtvolle Porträt des Bildhauers J. von Kopf gemalt und das womöglich noch herrlichere seiner eigenen Frau, Brustbilder, beide in der Berliner National-Galerie (Abb. 66 und 67). Wie sich von dem ganz hellen Hintergrund und

aus jener Entwicklungs-Phase des Künstlers größere Werke anzukaufen. Und in der Tat hatte es auch der Berliner National-Galerie-Direktor Jordan bei dem Grafen Schack erreicht, daß er seine Gemälde-Sammlung testamentarisch dem deutschen Kaiser Wilhelm II. vermachte, aber in der ihm eigenen Hochherzigkeit zog dieser einen Strich durch alle klug angestellten Berechnungen und beließ die welberühmte Schackgalerie der Stadt München, die sich dem Kaiser dafür zu ewig unauslöschlichem Dank verpflichtet fühlen muß.

Auf die zweite römische folgte für Böcklin nach mehrjährigem Aufenthalt in Basel und München eine nicht un wesentlich verschiedene florentinische Epoche. In Florenz weht eine andere Luft: reiner, klarer, schärfer. Alle Dinge stellen sich dem menschlichen Auge bestimmter dar. Davon blieb der Künstler nicht unberührt. Sein Stil klärte sich, vervollkommnete sich und erhielt in Linie, Form und Farbe, aber auch an tief innerem Gefüls- und Stimmungsgehalt eine denkbar höchste Steigerung. Folgerichtig lehnt im allgemeinen die moderne Kunstgeschichtsschreibung, ihrer ganzen Einstellung zu Böcklin entsprechend, gerade diese Epoche ab und ist geneigt, sie geringer als die zweite einzuschätzen. Uns erscheint das Verhältnis gerade umgekehrt und Böcklin erst damals zu seiner vollen Größe emporgewachsen. Jetzt erst schuf er seine reifsten, seine bedeutendsten, seine klassischen Werke: die Villa im Frühling, die Toteninsel, die Gefilde der Seligen, Triton und Nereide, Meeresbrandung, Frühlingstag (auch „die drei Lebensalter“ genannt), den Prometheus, Odysseus und Kalypso, den Abenteurer, das Spiel der Wellen und das Schweigen im Walde.

Einige von diesen Werken sind in unserem Buche abgebildet. Das Bild „Die Gefilde der Seligen“ (Abb. 69), beendet und bezeichnet 1878, ist das früheste. In ein tiefblaues, ganz durchsichtiges Wasser, in dem weiße Schwäne schwimmen, schreitet langsam unter Wellengeplätscher ein eigentlich gelbbraungrau ge-



Abb. 69 Die Gefilde der Seligen von Arnold Böcklin 1878  
Berlin, Nationalgalerie  
(Nach Photographie der Photogr. Union, München)



Abb. 70 Ein Frühlingstag (Die drei Lebensalter) von Arnold Böcklin 1879  
Berlin, Nationalgalerie  
(Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München)

sprenkelter Zentaur hinein mit langem dunklem Schweif, den Arm in die Hüfte gestützt, das Haupt mit wundervollen Blumen bekränzt. Über seinen Pferderücken hingegossen, ihn am Halse umschlingend, ruht ein rotblondes Weib in der strahlenden Pracht ihres jungen blanken Leibes, die Schenkel durch ein rosa Linnen nur um so verführerischer hindurchscheinend. Neben ihr tauchen aus dem Wellengekräusel mit fast klagenden, Abschied nehmenden Gebärden zwei ebenso blanke Gespielinnen aus dem sich kräuselnden Wasser empor, die eine mit hellgold-blondem, die andere mit dunklem, schilfbekränztem Haar. Hinter der Figurengruppe ein baumbewachsenes Felsgebirge, wovon ein Quell in das blaue Wasser herabrieselt, während die Vertikalen der Schwanenhälse wieder aufgenommen werden von den hohen, schlanken Bäumen, die aus dem sattgrünen, blumen-übersäten Berghang im Mittelgrunde des Bildes herauswachsen, wo ein seliges Paar in Blau und Rot lagert. Zwischen den Pappeln hindurch blickt man in einen hellen Hintergrund hinaus mit stark farbig gekleideten Gestalten, die sich in rhythmischem Reigenschritt um einen Marmoraltar bewegen. Über dem Ganzen lacht ein klarblauer Himmel wie über altdeutschen oder altniederländischen Gemälden des 15. Jahrhunderts. Wunderbar ist es, wie der Blick des Beschauers bei der Figurengruppe rechts im Vordergrunde einzusetzen gezwungen ist, über die Schwäne hinweg auf das Paar im Mittelgrunde gleitet und sich dann wieder nach rechts zu den Tanzenden im Hintergrunde wendet. So erschließt sich uns eine unendliche Weite von reicher Mannigfaltigkeit der Gestaltungen.

Für Böcklin eine seltene Fülle von Inhalt, wie von Motiven, Linien, Farben und Lichtwerten. Seine Bilder pflegen sonst mehr auf ein Thema und auf eine durchgehende Farben- und Linienharmonie gestimmt zu sein. Der außergewöhnliche Reichtum erklärt sich aus der Bestellung und aus dem Ehrgeiz, für die neu

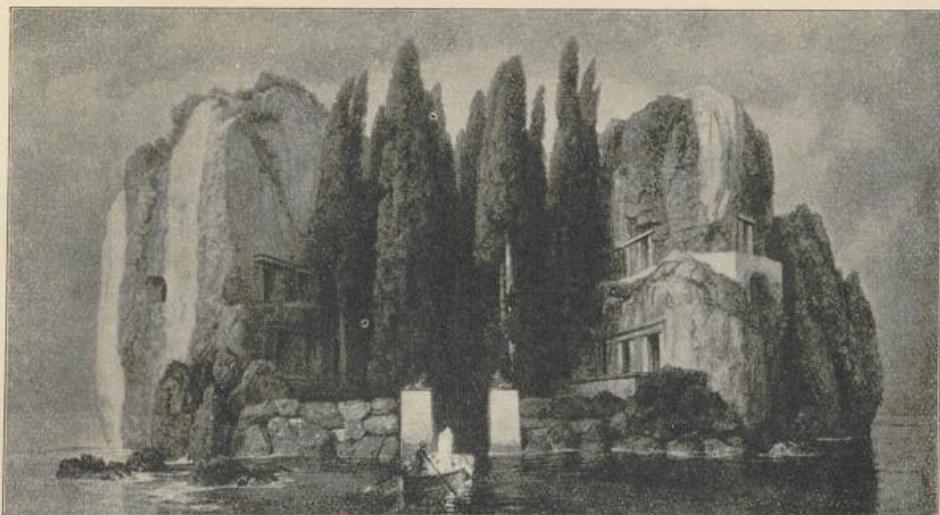


Abb. 71 Die Toteninsel von Arnold Böcklin 1880  
Städtisches Museum zu Leipzig

entstandene Weihestätte deutscher Kunst in der Hauptstadt des neuerstandenen Deutschen Reiches eine ganz besondere Leistung zu vollbringen. Die Herren Friedensschwärmer und Weltverbrüderer unserer schwächlichen deutschen Gegenwart mögen bitte nicht außer Acht lassen, daß der Sieg unserer Waffen in den 1870er Jahren selbst bis in die Werkstatt eines Schweizer Malers in Florenz befriedend einwirkte.

Was aber bedeutet das sonderbare Bild? — Den Titel „Die Gefilde der Seligen“ hat ja nicht der Künstler gewählt, sondern, freilich mit dessen Einverständnis, der Berliner Museumsdirektor. Gar manche Beschauer, die vom rein Inhaltlichen ausgehen, haben sich den Kopf darüber zerbrochen. Und ein Gar-gescheiter hat in einer wissenschaftlichen Untersuchung nachgewiesen, daß hier die Walpurgisnacht aus dem 2. Teil des Faust dargestellt wäre. Böcklin soll sich höflich für Übersendung des gelehrten Buches bedankt und hinzugefügt haben, daß er nun auch einmal den Faust lesen wolle. Er hat eben keine Dichter-illustrationen geschaffen, sondern, um mit Schwind zu reden, seine Weiber gemalt. Wir aber wollen uns damit begnügen, uns ganz allgemein an dem heiter mythisch mystischen Inhalt des Bildes zu erfreuen, an den feierlichen Linien, an dem klaren Bildaufbau, an den herrlichen jubelnden Farben-Harmonien und wie es dem Künstler so wunderbar gelungen ist, was er selber als Hauptsache bezeichnete, „der Beschauer sollte den Raum fühlen“. —

Die Toteninsel ist wohl Böcklins großartigste Erfindung. Er hat diesem Bildgedanken fünf in Aufbau und Farbenstimmung verschiedene Fassungen gegeben: ein deutliches Zeichen, wie der Künstler um seine Kunst gerungen hat. Die Fassung, die der von ihm stark beeinflußte Max Klinger in eine des Meisters wahrhaft würdige Radierung umgegossen, erscheint uns als die vollkommenste. Wir geben hier die Toteninsel nach dem Original im Museum zu Leipzig wieder (Abb. 71). Das Urbild für das Gemälde soll nach Böcklins Sohn Carlo von Ischia herrühren. Nach anderer Meinung von Ponticonissi bei Corfu: Eine von Zypressen flankierte strenge Architektur auf einsamer Felseninsel. Dort fallen aber die Felsen nach beiden Seiten unvergleichlich weniger steil ab. Böcklin gibt fast senkrechte Flanken. Er baute sein Bild in lauter feierlichen Vertikalen aus Zy-



Abb. 72 Der Abenteurer von Arnold Böcklin 1882  
Bremen, Kunsthalle  
(Nach Photographie der Photogr. Union, München)

pressen und Felsen auf, denen gleich entschiedene, aber vielfach gebrochene wagrechte Linien untertan sind. Ebenso dienen die keck herausblitzenden Lichter wie die schummrigen Mitteltöne nur dazu, die abgrundtiefen Dunkelheiten, die sich nach der Mitte zu immer mehr steigern und in den Zypressen die tiefste Stufe erreichen, um so schauriger wirken zu lassen. Eine weiß verhüllte Gestalt, kerzengerad,

wird zur Toteninsel hinübergerudert. So ergreifend der Bildgedanke, er ist in höchste Kunst umgesetzt, so daß der Beschauer nicht etwa erdrückt, vielmehr in eine großartig weihevolle Stimmung versetzt wird.

Der Abenteurer (Abb. 72) vom Jahre 1882 ist im höchsten Sinne als klare und geschlossene Bildvorstellung zu werten. In grandioser Silhouette sind Roß und Reiter entscheidend in die Bildfläche eingegliedert, kühn und schön springt die Linie hinten auf das kleine, in der Weite der Natur einsame Segelschiff über. Ob wohl Rethels Totentanz auf Böcklins Bildaufbau eingewirkt hat? — Furchtlos dem Tode entgegen reitet der schwarzäugige Abenteurer in blinkender Ritterrüstung mit Schwert und Schild und mit dem gelüpften Helm in der Hand über das Schädel- und Knochenfeld landeinwärts, ohne einen einzigen Blick für das Schiff, das ihn gebracht, das jetzt hinter ihm liegt und bald in der Ferne verschwunden sein wird. Der Anblick eines schwarzäugigen italienischen Offiziers zu Pferd soll Böcklin zu dem Bilde angeregt haben. Es sind also immer Sinnesindrücke, von denen er ausging und die er dann inhaltlich voll Poesie, formal frei und selbständig aus tiefstem Erleben der Natur heraus zu seinen einzig dastehenden Bildern ausgestaltete. — Das Spiel der Wellen (Abb. 73) vom darauf folgenden Jahre in der Münchener Neuen Pinakothek offenbart uns den romantischen Schöpfer des Abenteurers von einer anderen Seite als klassisch fleischfrohen Sinnenmenschen. Einzig auf den manigfaltig abgewandelten Gegensatz von Blau und Gelb ist hier die Farbenkomposition aufgebaut, über alle Begriffe die Tiefe des Raumes und die kraftvolle Leiblichkeit der jenseits von Gut und Böse sich fröhlich tummelnden Meerbewohner herausgebracht. Ein grotesker Humor steckt in dem Ganzen und führt uns Böcklins Wahlverwandtschaft mit seinem Schweizer Landsmann Gottfried Keller deutlich vor Augen, mit dem er bald darauf in Zürich zusammentreffen und zusammen zechen sollte. — Beim „Schweigen im Walde“ (Abb. 74) von 1885, dem Jahr der Übersiedlung von Florenz nach Zürich, ist Klassisches und Romantisches, Heiligenlegende und Naturpoesie in Eins verwoben. Auch Gottfried Keller hat Legenden gedichtet, auf seine Weise. Die Jungfrau auf dem Einhorn erweckt in uns schlummernde Erinnerungen an

die mittelalterliche Heiligenlegende, zugleich an das deutsche Märchen. Alles aber ist frei und selbständige in die ganz persönliche Böcklinsche Kunst umgesetzt. Wunderbar geheimnisvoll stiehlt sich das Licht zwischen den grauen, moosgrünen umspornten Buchen durch schmale Spalten auf die jungfräuliche Reiterin und das braungelb gefleckte und gescheckte Einhorn mit dem merkwürdig eindringlichen Blick, das weiten wuchtenden Schritte über das grüne Moos mit den roten Fliegenschwämmen einherstapft. Die Wucht des Schreitens und die überirdische Größe der phantastischen Erscheinung tritt durch die unmittelbar über dem hellen spitzigen Horn wagrecht abgeschnittenen dunkeln Baumstämme um so wirksamer hervor. — Unser Titelbild „Vita somnium breve“ erklärt sich von selbst als eine Allegorie auf die drei Lebensalter, „vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“. Man kann sich danach wenigstens eine allgemeine Vorstellung von Böcklins Kolorit bilden. Das Gemälde ist auf die drei Grundfarben: Rot, Grün und Blau aufgebaut, die in ungebrochener Reinheit wie bei den Meistern des 15. Jahrhunderts erstrahlen. Dazwischen ist vielerlei Gelb bis zum Braun eingegliedert. Es bleibt sehr zu bedauern, daß die Farbentafel die im Original wundervolle Durchsichtigkeit des Bächleins nicht erkennen läßt, dessen Wasser in der Nachbildung fälschlich wie eitel Braun aussieht. Dieses Bild „Vita somnium breve“ gehört erst der Zürcher Zeit an. Es ist von 1888. Eine wehe Süße, ja eine leise Wehmut ist darüber gebreitet. Böcklin hatte damals bereits das 60. Lebensjahr überschritten.

Selbst der begeistertste Verehrer des Künstlers muß sich leider der Einsicht beugen, daß es Böcklin, der 73 Jahre alt geworden ist, mithin 23 älter als Feuer-



Abb. 73 Das Spiel der Wellen von Arnold Böcklin 1888  
München, Neue Pinakothek  
(Nach einer Hanfstaenglschen Gravüre)

bach, im Gegensatz zu diesem nicht beschieden war, bis an sein Lebensende mit unverminderter Kraft zu schaffen. Schon während des Zürcher Aufenthaltes 1885/92 traf ihn ein Schlaganfall. Bei dem Triptychon der Mariensage vom Jahre 1890 in der Berliner Nationalgalerie macht sich ein Nachlassen der künstlerischen Kräfte entschieden bemerkbar. Und wenn ihm auch später noch der eine oder andere gute Wurf geglückt ist, wie das rührend stimmungsvolle und dabei auffallende Freilichtbild „In der Gartenlaube“ vom Jahre darauf: ein bejahrtes Paar, Hand in Hand, in einer sonnenlicht-durchfluteten Laube im Tulpengarten ruhend, der Greis schlummernd —, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Werke der 90er Jahre den Vergleich mit den früheren nicht auszuhalten vermögen. Niemals aber hat Böcklins starker Geist aufgehört, sich irgendwie in seinen Werken persönlich auszuwirken.

So selbständiger er letzten Grundes war und so sehr er dem geistigen Deutschland seiner Zeit als Führer zu neuen künstlerischen Genüssen voranschritt, so hing er mit seiner malerischen Auffassung dennoch insofern mit der Vergangenheit zusammen, als sich seine fröhliche, kräftige und kühne Farbengebung zu der zart nuancierten der sonstigen Moderne verhält wie zu der farbig nur leicht und zart nuancierten Kleidung des modernen Stubenmenschen die Farbenfreude und Farbenpracht im Gewandstil früherer Zeiten, die sich auf das 19. Jahrhundert charakteristischerweise nur in der Friedensuniform, im roten Rock des Jagdreiters und in ländlichen Volkstrachten erhalten hatte, also überall da, wo sich die Gewandfarbe gegenüber der Leuchtkraft, Sattheit und Intensität der Gesamtfarbenstimmung in der Natur behaupten mußte. Ferner dürfte Böcklin die Anregung zu seinem höchst persönlichen Kolorit nicht in beliebiger Flach- und Binnenlandschaft, sondern im Schweizer Hochgebirge, am Ligurischen Meer und am Golf von Neapel empfangen haben und er erwies sich insofern dem naturalistischen und demokratischen Gesamtempfinden der Moderne gegenüber als Herrennatur und Idealist. Gerade sein Kolorit wurde anfangs so heftig angegriffen, weil es so neu war und so eigenartig und sich von allem Gleichzeitigen so scharf unterschied. Gerade sein Kolorit wird gegenwärtig wieder so leidenschaftlich angegriffen, weil es so bunt, so grell, so laut, so schreiend sei! Gerade sein Kolorit aber ist bewundernswert, weil es so frisch und freudig ist, so kühn, so eigenartig, so gewaltig und von so unendlich reicher und mannigfaltiger Schönheit. Das Wichtigste aber ist, daß Böcklin, wie wohl kein anderer Maler vor, mit und nach ihm, die seelische Wirkung der Farben gründlich erforscht und wunderbar ausgewertet hat. Es ist dies nichts von Grund auf Neues. Seit es eine Kunst der Malerei gibt, wird auf dieses Ziel — zumeist unbewußt — hingearbeitet, sind in diesem Sinne Wirkungen erreicht worden. Den sinnfälligsten Beweis bilden der rote Königsmantel Gott-Vaters, z. B. am Genter Altar, das vorherrschende sanfte und süße Blau im Gewand der Maria bei allen Malerschulen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, das frische fröhliche Grün der Landschaftsmalerei bei den van Eyck und ihren Nachfolgern, die eindringliche Farbensprache eines Matthias Grünewald. Aber erst im 19. Jahrhundert wurde die „sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe“ klar erkannt. Was Goethe in seinem „Versuch einer Farbenlehre“ geschrieben, worüber Maler wie Runge und in seinen berühmten „Lebenserinnerungen“ unser Ludwig Richter Betrachtungen angestellt, das hat Böcklin, mit einer unvergleichlichen Schöpferkraft begabt, in die Tat umgesetzt. Er hat sich klar darüber ausgesprochen, wie jede Farbensstimmung ihren Charakter habe. So wirke Schwarz, Grün und Weiß sehr ernst, Rot, Gelb und Blau heiter. Das Bild „Daphnis und Amaryllis“ der Münchener Schackgalerie, wo viel Dunkelgrün und Rosa vorwaltet, würde einen zu ernsten Eindruck machen, wenn er nicht vorn den roten Krug und die bunten Früchte angebracht hätte. Alle lebhaften Farben haben

etwas Heiteres, die dämmrigen Farben oder auch starke Gegensätze etwas Melancholisches. Alle schwachen Unterschiede, nicht aufgelöste Harmonien stimmen traurig usw. Für den Hintergrund des Stuttgarter Nachtbildes: Villa am Meer hat Böcklin nicht etwa, wie ein beliebiger Helldunkelmaler, Braun, sondern Blau gewählt. Vom rein malerischen Standpunkt, bloß um die Dunkelheit auszudrücken, wäre es gleich gewesen. Braun aber ist eine sogenannte warme, Blau eine kalte Farbe. Und die kalten Farben, insbesondere Blau, wirken ernst und traurig. Wenn nun Böcklin Blau wählte, tat er es um der seelischen Wirkung der Farbe willen. Man darf sich freilich den Vorgang nicht so vorstellen, wie wenn Böcklins Schaffen auf ausgeklügelter Berechnung beruht hätte, vielmehr malte er als der genial schöpferische Künstler, der er war, durchaus gefühlsmäßig. Nach vollzogenem Schöpfungsvorgang aber dachte, rechnete und maß er nach. Er zog sich gleichsam selbst zur Verantwortung für sein Handeln. Und diese nachträgliche Forschungstätigkeit kam dann wieder seinen neu erstehenden Werken, wie von selbst, zugute<sup>62)</sup>. So pflegte Böcklin, dieser phantasie- und empfindungsvolle Künstler, Farbenton und Farbenfläche mit dem sichersten Takt und mit der feinsten Empfindung auf seinen Bildern gegeneinander abzuwagen und die größtmögliche Wirkung zu erzielen. Selbst Name und Jahreszahl wurden an ihrem Ort und in ihrer Weise zur koloristischen und kompositionellen Gesamtwirkung weise mit einbezogen! — Ebenso stellte Böcklin sein Leben lang technische Versuche an, ferner durchstöberte er unter Beistand seines Freundes, des großen Kunstgelehrten Adolf Bayersdorfer, altitalienische Malbücher, malte in Öl wie in Tempera und verquicke gelegentlich beide Verfahren miteinander. Von allen Malern des 19. Jahrhunderts ist wohl keiner in so hohem Maße „Handwerker“ gewesen wie gerade der Phantasiekünstler Böcklin. Während sich die Anderen ihre Farben fix und fertig in Tuben im Laden kaufen, rieb sich Böcklin selbst seine Farben an und bereitete sich seine Bindemittel selbst zu. Daher haben sich seine Bilder auch bis auf den heutigen Tag, im Gegensatz etwa zu denen der Menzel, Makart, Stuck glänzend erhalten. Die gelegentlich, z. B. bei der „Hochzeitsreise“ in Berlin, zu beobachtende spinnenetzartige Sprungbildung soll ja höchst raffinierte künstlerische Absicht sein<sup>63)</sup>.



Abb. 74 Das Schweigen im Walde von Arnold Böcklin 1885  
im Besitz von O. Wesendonck in Berlin  
(Nach Photographie der Photogr. Union, München)  
(Zu Seite 102)



Abb. 75 Sandsteinmasken an der Gartenfassade der Basler Kunsthalle von Arnold Böcklin  
Anfang der 1870er Jahre  
(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München)

Während andere Maler bewußt mit dem Nachdunkeln ihrer Bilder rechneten, kam es Böcklin, wie den Meistern des Quattrocento, gerade im Gegenteil auf die ursprüngliche Reinheit, Klarheit und Sattheit der Farbe an. Auffallender oder vielmehr bezeichnender Weise hat der Künstler niemals zur Radiernadel, gelegentlich aber zu dem Meiβel des Bildhauers gegriffen. Einmal mit großem Glück, als er während des Aufenthaltes in seiner Geburtsstadt Basel 1866/71 sechs Sandsteinmasken für die Gartenfassade der dortigen Kunsthalle schuf. Sie verraten denselben grotesken Humor, wie etwa die Seeungeheuer auf seinen Bildern, nur noch stärker aufgetragen, und sind von einer äußerst eindringlichen, unbedingt zwingenden Wirkung. Diese dumm, verblüfft, höhnisch, lüstern grinsenden Scheusäler sind nichts anderes als nur zu wahre Karikaturen des gewöhnlichen Schaupöbels vor neuer großer fremdartiger Kunst. Mit solchen Gesichtsverzerrungen mögen sich wohl zuerst die meisten Menschen Böcklins Gemälde angesehen haben und sehen sie sich bisweilen auch heute noch an.

Über des Künstlers Berechnen und Versuchen sind wir durch seinen Schüler Rudolf Schick genau unterrichtet, der, ein Eckermann Böcklins, in „Tagebuchaufzeichnungen“<sup>64)</sup> in den Jahren 1866, 68 und 69 getreulich festlegte, was er dem Munde des Meisters ablauschen konnte. Freier hat sich der Kunstgelehrte Gustav Flörke<sup>64)</sup> seinem großen Freunde gegenüber verhalten. Unendlich ist die Fülle der Veröffentlichungen über Böcklin. — Fast ein jeder Kunstschriftsteller fühlte den Drang, sich gerade mit ihm auseinanderzusetzen. Überhaupt war der Einfluß, den der Künstler nach allen Seiten hin ausübte, schier unermeßlich. Allerdings ist er kein Werkstattmeister im Sinne eines Couture oder gar eines Piloty gewesen. Ein Mann, der den Kopf so voll von Gedanken hat und dessen Auge so empfänglich für neue Eindrücke ist, eignet sich nicht zum Schulmeister. — Der Weimarer Kunstabakademieprofessor hat sich bald genug aus dem Staube gemacht und nach Rom geflüchtet. Von eigentlichen Schülern sind hauptsächlich seine Landsleute Hans Sandreuter (1850—1901) und Albert Welti (1862—1912) zu nennen. Entscheidende Einwirkung hat manch junger Künstler, wie z. B. M. Kuschel oder in einem wesentlich anderen Sinne der Münchener Landschafter Hermann Urban von ihm erfahren. Unter mitbestimmendem Einfluß Urbans entwickelte sich der Deutschböhme Wenzel Wirkner, der sich früher im Anschluß an Heinrich Lossow (vgl. Teil I, S. 280) als gewissenhafter Aktmaler bewährt hatte, zum feinfühligen Landschafter. Benno Becker gab, wohl auch von Böcklin nicht unbeeinflußt, die italienische Landschaft einfach, groß und farbenfreudig wieder. Nachgeäßt wurde Böcklin unendlich oft von all den schwachen Geistern, die durch Wiederholung des Ausdrucks, den ein Starker für seine Anschauung gefunden, nun selbst zu

großen Künstlern zu werden vermeinen. So waren auf allen Kunstausstellungen im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Böckliniaden mehr oder weniger, meist aber weniger gelungener Art in Hülle und Fülle zu sehen. Doch für seiner blinden Nachbeter Sünden ist der Meister nicht verantwortlich zu machen. Solchen krankhaften Auswüchsen eines übertriebenen Böcklin-Kultus steht der gesunde, Gesundheit, Freude und Frohsinn erzeugende Einfluß gegenüber, den der Künstler nicht nur auf die Kunst, sondern auf die gesamte deutsche Geisteskultur des scheidenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ausgeübt hat. Fürwahr, Arnold Böcklin leuchtete um die Jahrhundertwende den Völkern deutscher Zunge als Führer zur Kunst, zur Schönheit, zu edlem Lebensgenuss und zu einer freien, großen und im letzten Grunde deutschen Weltanschauung voran.

Mit Arnold Böcklin und Anselm Feuerbach pflegt man *Hans von Marées* (1837—87)<sup>65)</sup> in einer Gruppe zusammenzufassen und sie als „Deutschschömer“ zu bezeichnen, weil alle drei die uralte Sehnsucht des deutschen, des germanischen Menschen nach dem Süden zu tiefst empfunden, nach Form, Schönheit, Freiheit des geistigen Lebens, nach Ergänzung ihres nordischen Wesens gestrebt haben. Alle drei hoch über den Durchschnitt hinaus ragend, Idealisten vom Scheitel bis zur Zehe, Feinde des modernen Naturalismus und gar des Impressionismus. Im übrigen aber grundverschiedene Kunstcharaktere. Feuerbach verkörpert das romantische Verlangen nach der Vergangenheit klassischer Kunst. Deshalb fand er im Rahmen unseres Buches auch bereits im I. Teil, der von der historischen Stilkunst handelt, seinen Platz. Er sehnte sich von ganzer Seele danach, ein neu erstandener Veronese oder gar Bellini zu werden. Böcklin war allerkräftigste Gegenwart. Hans von Marées wies auf die Zukunft und fand erst bei dem Künstlergeschlecht, das auf ihm folgen sollte, rechtes Verständnis. Er ist der jüngste von den dreien, 10 Jahre jünger als Böcklin, und dementsprechend auch ungleich moderner. Gegenüber der runden, in sich vollkommen geschlossenen und ausgeglichenen Persönlichkeit Böcklins, gegenüber diesem Manne aus einem Guß war Hans von Marées eine problematische Natur voller Rätsel, voller Wandlungen, schwerlebig und schwer verständlich, gelegentlich blitzt hinreißende Schönheit in seinen Werken auf, überwältigt urgewaltige Kraft, dann zerfließt wieder alles in Verschwommenheit, in Unvermögen, in vergebliche Mühe, in fruchtloses Ringen. Die sonderbarste und rätselhafteste Persönlichkeit der an sonderbaren und rätselhaften Persönlichkeiten fürwahr überreichen deutschen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Marées wurde in Elberfeld geboren, im deutschen Westen, im Rheinland, wie — in weiterem Sinne genommen — auch Feuerbach und Böcklin, wie Cornelius und Rethel. Er entstammte einer uralten, adeligen Familie, die schon im Jahre 1080 nachweisbar sein soll, er war der Sohn eines hohen preußischen Staatsbeamten, welcher Jurist, Politiker und Dichter in einer Person war, und einer geistreichen Jüdin, und diese Blutmischung sollte für ihn und seine Kunst sicher bedeutungsvoll, vielleicht verhängnisvoll werden. Marées hat bei Steffek in Berlin und bei Piloty in München seiner handwerklichen Ausbildung obgelegen und vielfigurige Pferde- und Schlachtenbilder von lebendiger Bewegung in gediegener Mache auszuführen gelernt, wie uns seinerzeit die Berliner Jahrhunderausstellung von 1906 zu unser aller Erstaunen gelehrt hat. Wäre er bei dieser ersten sicheren, aber unselbständigen Manier geblieben, so hätte er der Liebling des Publikums werden können. Aber sein ernster und tiefer Geist begnügte sich damit nicht. Das Bild „Rastende Kürassiere“ kennzeichnet den Übergang zu Marées' späterer, zu der für ihn eigentlich erst charakteristischen Kunst (Abb. 76). Schon ist es nicht mehr das Was, sondern das Wie, das den Künstler vor allem interessiert, wie z. B. die Pferde — das eine in kühnster Verkürzung! — in den

Raum und in die Luft gestellt sind, wie sie Schatten werfen, wie die reich und schön silhouettierte Baumgruppe sich vom Himmel absetzt, der seinerseits in mannigfaltiger Tonabstufung gehalten ist. Und nun vergrub sich dieser von der reinsten Begeisterung für die Kunst erfüllte edle Mann zu einer Zeit, in der die Maler Romane lasen und Geschichte studierten, um einen für die breite Allgemeinheit schmackhaften Gegenstand aufzufinden, in seiner Werkstatt und mühete sich wie einst Cornelius mit dem geschichtslosen, weder zeitlich noch örtlich bedingten Menschen ab. Während aber Cornelius den Kulturmenschen mit seinen Gedanken und Empfindungen darzustellen getrachtet hatte, gab Marées den Menschen ohne irgendwelchen seelischen, geistigen, menschlichen Anteil lediglich als Gegenstand für bildkünstlerische Aufgaben wieder. Hans von Marées rang ohne Unterlaß mit seiner Kunst, suchte in ihre tiefsten Geheimnisse einzudringen und gleichsam ihren innersten Kern herauszuschälen. Scheinbar ein Eklektiker, ließ er sich von den Großmeistern der Koloristik beeinflussen, kopierte er Palma Vecchio, Tizian, Raffael und (nach einer alten Kopie) Velasquez, nahm er von Rubens Kompositionsmotive herüber und machte er schließlich bei der Antike Halt. Allein er verließ sich weder auf diese noch auf jene Manier, vielmehr suchte er überall in den verschiedensten Hüllen von Zeit-, Volks- und Individualgeschmack das Wesentliche und eigentlich Künstlerische herauszufinden und für sich nutzbar zu machen. Von Pferde- und Soldatenbildern mit starker Betonung des Gegenständlichen ging er zu allgemein allegorischen Darstellungen aus dem antiken und christlichen Mythos, ja unter gänzlichem Verzicht auf alle gegenständliche Poesie zur rein bildkünstlerischen Darstellung von Mann und Weib, von Kind und Erwachsenen, von Akt und Gewandfigur, von Mensch und Tier in denkbar einfachst und großartigst stilisierter Landschaft über (Abb. 80). Daneben zieht sich wie ein roter Faden das Bildnis durch sein gesamtes Schaffen. Marées ermüdete nie, sich selbst und seine Freunde immer und immer wieder zu malen, aber auch als Porträtiert ging er allen billigen Effekten entschieden aus dem Wege und ließ sich nur von streng künstlerischen Absichten leiten. Von schlicht naturalistischer Wiedergabe rang er sich von Stufe zu Stufe bis zu ausgesprochenem Stil empor, indem er nach einer Periode (beinahe altholländischer) Tonmalerei, in der ihm gerade vorzügliche Bildnisse gelangen, eben unter wesentlich mitbestimmendem Einfluß der Antike dazu gelangte, die Erscheinungen nach ihren Ton- und Farbwerten, zugleich aber auch als plastische, dreidimensionale Körper in und mit dem dreidimensionalen Raum auf der zweidimensionalen Bildfläche wiederzugeben. Aus dem eminent plastischen Gehalt seiner Gemälde erklärt sich sein ausschlaggebender Einfluß auf einige der größten deutschen Bildhauer der nächsten Generation, wie Volkmann und besonders Hildebrand. Indessen wäre es falsch, in Marées einen verkappten Bildhauer zu sehen, denn er war für den malerischen Eindruck der Erscheinungen genau so empfänglich. Was er anstrehte, war eben Totalität in der Wiedergabe des Weltbildes. Der größten, monumental veranlagten deutschen Maler des 19. Jahrhunderts uralte Sehnsucht, die auf den verschiedenen Entwicklungsstufen Cornelius, Rethel, Feuerbach, ein jeder in seiner Art, gehegt hatte: einen Wandmalereiestil höchster Art ins Leben zu rufen, erfüllte auch Hans von Marées. Seine Bestrebung und seine Entwicklung könnten vielleicht Veranlassung geben, zwischen Wandgemälde und Staffeleibild grundsätzlich unterscheiden zu lernen. — Ferner, wenn jeder bedeutendere und namentlich jeder bedeutendere deutsche Künstler ein Stück Grübler und Forscher ist, namentlich aber den Drang in sich fühlt, sich über seine Kunst und besonders über sein eigenes Verhältnis zur Kunst klar zu werden, so war diese Eigenschaft in Marées außergewöhnlich stark entwickelt. Vielleicht zu stark. Jedenfalls hat sie ihn am frischen und fröhlichen Schaffen ge-



Abb. 76 Rastende Kürassiere von Hans von Marées Berlin, Nationalgalerie 1861/62  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

hindert. „Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet“, hätte Marées nie und nimmer von sich sagen können. Er hat nie darauflos gesungen, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Beweis, daß er selbst bei hoch entwickeltem Bewußtsein vom Wert seines Wesens mit seinen einzelnen Leistungen niemals zufrieden war, vielmehr seine Bilder immer und immer wieder überging und übermalte, wodurch sie aber fürwahr nicht besser wurden. Wie sein ganzes Leben, so ist auch fast jedes einzelne seiner Gemälde verquält. Nur in einigen wenigen Bildnissen und anderen Gemälden ist es ihm gelungen, vollendete Leistungen zu erzielen.

Die „Rastenden Kürassiere“ waren in München entstanden, wo Marées von 1856—64 mit Unterbrechungen lebte und selbständig arbeitete. In das Ende dieser

Epoche fällt das prachtvolle Dianabild von 1863 der Münchener Staatsgalerie, das wir hier in einer Farbentafel bringen. Es ist linear und farbig gleich ausgezeichnet. Die Figuren: die menschlichen Leiber, die Hunde und das Pferd reihen sich in edlem Linienfluß, in reich bewegter Silhouette harmonisch aneinander. Aus dem rings umschließenden dunkeln Grün blitzt annähernd in der Mitte der blanke Leib der Diana helleuchtend heraus mit dem weißen Tuch und dem kostlichen Gewandblau, das im Himmelsblau immer wieder anklingt, wie das Gelb des Frauenleibes in anderem Gelb und Braun und Purpurrot wieder aufgenommen wird und diese warmen Töne in wirkungsvollem Gegensatz zu den kalten des Himmels und des Gewandstücks stehen. Aus demselben Jahr 1863 und in derselben Sammlung das strahlend freudige, vortreffliche und durch den Gegensatz des hell beleuchteten blonden Marées zu dem brünetten, dunkel beschatteten und bebrillten Lenbach äußerst wirkungsvolle Doppelbildnis (Abb. 77), aus dem wirkliches Leben atmet, das in voller Augenblicklichkeit erfaßt ist. Im Sommer 1864 ging Marées nach Rom, um dort und in Florenz für den Grafen Schack je nach Belieben zu malen oder zu kopieren. Da er, wohl unter dem überwältigenden ersten Einfluß Italiens und der italienischen Kunst, zu beidem nicht recht kam, zerschlug sich das Verhältnis zwischen Künstler und Kunstabsteller. Doch nun trat ein anderer Mäzen in sein Leben ein, Konrad Fiedler, ein eigenartiger Kunstreund, Kunstsammler und Kunstschriftsteller, dessen gehaltreiche Schriften sich unter Kennern großer Wertschätzung erfreuen, der zum Herold der Kunst Marées' und der ihr zugrunde liegenden Tendenzen werden sollte. In seiner Begleitung konnte Marées 1869 eine Studienreise nach Spanien und Frankreich unternehmen. Jetzt wandelte sich seine Kunst von neuem. Das höchst merkwürdige Bild des Kämmerers aus dem Morgenland, der auf seinem mit zwei Rossen bespannten Streitwagen von dem Apostel Philippus bekehrt wird, ist dafür sehr bezeichnend (Berlin, Nationalgalerie). In der Farbe und in der Lichtführung wie im frischen flotten Pinselstrich ein künstlerischer Leckerbissen, fast wie die Münchener Diana: ein glühendes Rot, mit einem blasseren, einem Himbeer- oder Tintoretto-Rot vor blauem Himmel mit weißen Wolken. Das Licht durchblitzt und durchdringt das ganze Bild. Allein die Figuren sind nicht mehr in reiner Silhouettierung gegeben, sondern in die Tiefe des Bildes hinein gebaut, diese räumliche Tiefe aber noch ebenso wenig klar herausgearbeitet wie die plastische Gliederung und Gestaltung der Figuren, der Männer wie der Rosse.

Der Krieg von 1870/71 zwang den Künstler nach Deutschland, nach Berlin zurück. Der deutsche Sieg kam auch dem Durchbruch seines Genies zustalten, wie überhaupt ein gut Teil der besten deutschen Bilder des 19. Jahrhunderts gerade in den 70er Jahren gemalt wurden. Geheimrat Dr. Dohrn hatte eine zoologische Station in Neapel errichtet, und Hans von Marées ward dazu ausersehen, sie mit Wandbildern in Fresko-Malerei auszuschmücken, deren Kosten wiederum Konrad Fiedler trug. Damit ging endlich einmal ein deutscher Künstlertraum voll in Erfüllung, wie ihn nicht nur Marées, sondern allezeit die besten deutschen Künstler des 19. Jahrhunderts gehegt hatten. Mit unglaublicher Schnelligkeit, in dem einen Jahr 1873 entwarf und schuf und vollendete Marées die ganze Bilderreihe und erklimm damit die höchste Höhe seines Künstlertums, die er unseres Erachtens nicht übersteigen, ja nicht einmal behaupten sollte. Was ihm im Kämmererbild noch mißlungen, hier war es geeglückt: zuckendes Leben, kräftigste Bewegung plastisch im dreidimensionalen Raum klar und überzeugend zu entwickeln. Auch wem es nicht beschieden, Neapel und daselbst die Maréesschen Fresken in Wirklichkeit zu sehen, kann sich nach den Studien in der Berliner Nationalgalerie eine gute Vorstellung davon bilden und sich daran mit allen Sinnen erläben. Macht schon die Figur des Orangenpflückers einen bedeutenden Eindruck,



Abb. 77 Doppelbildnis Marées' und Lenbachs von Hans von Marées München, Staatsgalerie 1863

so wirken die mit Recht so sehr berühmten „Ruderer“ geradezu überwältigend (Abb. 78). Damit hatte sich die Kunst dieses Künstlers zu ihrer höchsten Höhe empor gewandelt. Sie sollte aber noch eine weitere Wandlung durchmachen. Nach kurzem Aufenthalt in Florenz 1874/75 siedelte sich Marées in Rom an, wo er auch — 1887 — gestorben ist, ohne das 50. Lebensjahr vollendet zu haben. Die letzte römische Epoche bezeichnen jene höchst eigenartigen Triptychen im Stile der alten Kirchenmalerei, etwa eines Giovanni Bellini, dreigeteilte Gemälde, die in Form und Farbe, in Horizontalen, Vertikalen und Diagonalen, in warmen, kalten und Mitteltönen von den Rändern aus sich in rhythmischem Wechsel nach der Mitte steigern und dort gipfeln (Abb. 79). Die Figuren verlieren nicht nur alle Modernität, alle Selbständigkeit naturalistischer Ausgestaltung, sondern auch der plastischen Eigenbedeutung, was sie doch alles in Neapel in so hohem Maße besessen hatten, und gehen ganz in der Ökonomie des zu erschaffenden Raumes wie der zu gliedernden und zu schmückenden Bildtafel auf. Vom Standpunkt des strengen und reinen Stiles, des Wandgemäldestiles ist hier, wo Marées doch nur in Öl auf Leinwand und nicht wie in Neapel wirklich in Fresko malte, ein ganz entschiedener Fortschritt erreicht. Ist er aber nicht zu teuer erkauft?! — Die Fülle des Lebens und fast der letzte Rest von Unmittelbarkeit scheint verloren gegangen und an deren Stelle eine geradezu quälende und beängstigende Abstraktion getreten zu sein. Dazu ein ständiges Abkratzen und immer wieder erneutes Übermalen der Farben! Freilich darf nicht gelegnet werden, daß Marées, so sehr er aufs Ganze

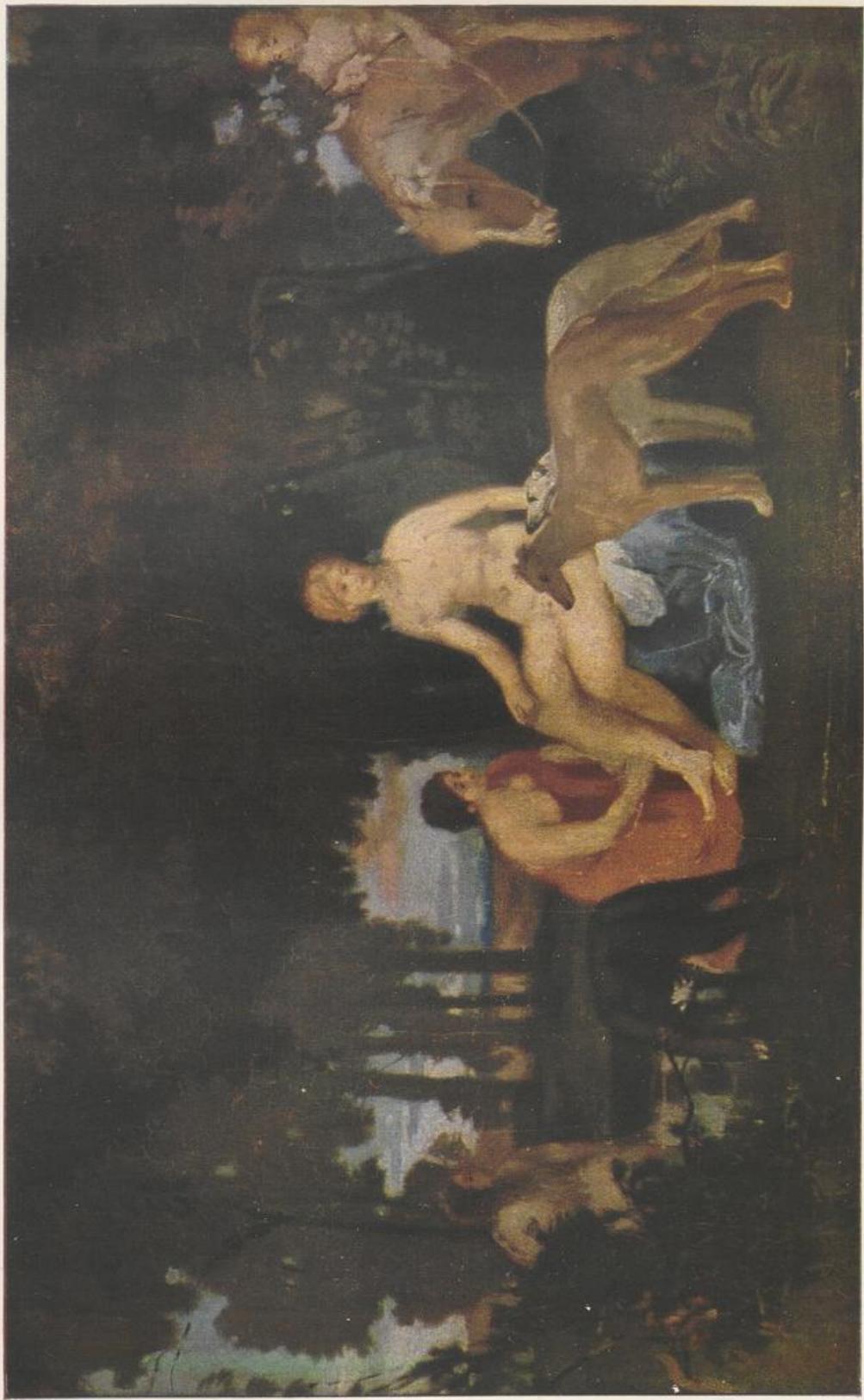


Abb. 78 Lebensgroße Studie zu den vier Ruderern von Hans von Marées Berlin, Nationalgalerie 1873  
(Zu Seite 111)

ging und im Ganzen aufgehen wollte, gelegentlich reizvolle Einzelheiten in Motiven, Linien und Farben geschaffen, so ist es ihm bei der ersten Fassung des Paris-Urteils (rechtes Flügelbild), Berlin, einmal geglückt, den Reiz eines Frauenkörpers in Form und Bewegung zu erfassen, ein anmutiges Gesicht zu malen, in dem roten Gewand und dem grünen Mantel mit den glitzernden Lichtstreifen eine pikante Farbenwirkung zu erzielen, wie auch die Nebenfiguren in der Augenblicklichkeit der Bewegung und der Plastik der Form wohl geraten sind (Abb. 79).

Insgesamt hat Marées in Bildern, wie der Münchener Diana, koloristisch sein Bestes gegeben, in den Neapler Fresken den Höhepunkt plastisch räumlicher Körperdarstellung erreicht, während er in der letzten, der römischen Epoche auf alle diese Vorteile zugunsten eben eines reinen strengen und großartigen Bildaufbaues verzichtet hat. — Wenigstens im ausgeführten Gemälde. Was Marées in Zeichnungen, ersten Entwürfen u. dgl. an Unmittelbarkeit, Frische und Kraft bis zum Jahre seines Todes (1887) vermochte, beweist neben vielen anderen derartigen Blättern z. B. die Amazonenschlacht (Abb. 81).

Das Schicksal der Kunst des 19. Jahrhunderts und besonders der deutschen Malerei: das unglückliche Verhältnis zwischen dem Künstler und seiner Zeit, hat Marées in besonders hohem Maße getroffen. Während Andere dem Götzen Publikum gar zu bereitwillig opferten, kam Marées der nun einmal aus Laien zusammengesetzten überwiegenden Mehrzahl des Volkes und ihren berechtigten Wünschen in gegenständlicher Hinsicht auch nicht einen Schritt weit entgegen. Zu allen Zeiten, im Altertum wie im Mittelalter und in der Epoche der Renaiss-



Die badende Diana von Hans von Marées

München, Staatsgalerie

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Esslingen a.N.





Entführung der Helena.



Abb. 79 Triptychon von Hans von Marées Berlin, Nationalgalerie 1880/81



Paris und Hernes

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

8



Abb. 80 Studie in Öl von Hans von Marées München, Staatsgalerie 1881/83

sance haben die bildenden Künstler ihre Kunst an Stoffen geübt, die dem Beschauer vertraut und teuer waren. Erst dem 19. Jahrhundert blieb der Wahlspruch „l'art pour l'art“, die Kunst für die Künstler, vorbehalten. Unter den Deutschen aber hat Marées als erster diesen Wahlspruch zu dem seinigen gemacht. Das ist sein Verhängnis gewesen und über seinen Tod hinaus geblieben. Dazu kam, daß seine Bilder nicht in großen, weltbekannten und vielbesuchten Galerien hingen, sondern in Neapel und in Schleisheim (bei München) ein stilles, verschwiegenes



Abb. 81 Amazonenschlacht von Hans von Marées 1887 Rötelzeichnung

Dasein führten. Nach Schleisheim hatte sie Konrad Fiedler gestiftet. Von dorther wurden sie in den letzten Jahren in die Staatsgalerie nach München überführt, wodurch das Interesse für Marées immer weitere Kreise zog. Zweiundzwanzig Jahre mußten aber nach seinem Tode erst vergehen, bis er eine eigentliche Auferstehung feiern konnte. Wenn Marées mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts in so hohem Maße die Aufmerksamkeit der Kunstkreise auf sich zog, so dürfte dies nicht bloß den Bemühungen seiner Freunde zuzuschreiben sein und noch weniger auf bloßem Zufall beruhen, vielmehr war eben die Zeit für ihn reif geworden. Nachdem alle Möglichkeiten des Naturalismus und Impressionismus erschöpft waren und eine allgemeine Sehnsucht nach Stil erwacht war, erschien Hans von Marées (ähnlich wie Feuerbach) unter denen, die ihrem Volk als Führer zum Stil voranleuchten.

Marées' Hauptbedeutung liegt u. E. in dem Einfluß, den er durch Beispiel und Lehre auf Andere, ganz besonders auf den großen deutschen Bildhauer Adolf Hildebrand ausgeübt hat, dessen berühmte Abhandlung „Das Problem der Form“ im letzten Grunde wohl auch auf die Anregungen zurückgehen dürfte, die er bei seinem Lehrmeister Hans von Marées empfing. Dank den Bemühungen Hildebrands sowie namentlich des Kunstschriftstellers Julius Meier-Graefe, der dem Künstler ein dreibändiges Monumentalwerk gewidmet und sich um die Gesamtausstellung seiner Werke in Berlin und in München im ersten Dezennium unseres Jahrhunderts

verdient gemacht hat, wurde Hans von Marées in Kunstkreisen sehr hoch geschätzt, vielleicht so hoch wie kein anderer deutscher Künstler des gesamten 19. Jahrhunderts. Allein die Entdeckerfreude läßt gar zu leicht die Bedeutung der Entdeckung überschätzen. Man hat es in den letzten Jahrzehnten zu oft erlebt, daß immer Einer und alle paar Jahre ein Anderer als der Allergrößte ausgerufen wurde, um nicht diesem ganzen Treiben etwas skeptisch gegenüberzustehen. Die Zeit wird auch die schwerlich zu bestreitende Überschätzung Marées' wieder auf das richtige Maß zurückführen. Mit richtigem Maß gemessen, wird aber immer noch ein hohes Künstlertum übrigbleiben. Einstweilen unterscheidet man vielleicht doch zu wenig zwischen dem großen und edlen Willen und dem, vielfachen Hemmungen unterworfenen Vollbringen jenes Mannes. Marées' Kunst ist Kunst für Künstler und Kenner. Dem Laien wird es allemal schwer fallen, sich gerade in seine herbe Art hineinzusehen. Sicherlich hat es ihm selbst zu sehr an dem schöpferischen Glücksgefühl gefehlt, als daß seine Schöpfungen einen unmittelbar beglückenden Eindruck auf den unbefangenen Besucher hervorzubringen vermöchten.

Marées' Kunst wurde nach den Neapler Fresken immer absichtlicher und abstrakter. Es fehlt die innige — fast möchte man sagen: die kindliche Künstlerfreude am Gegenständlichen und an dessen stofflicher Wiedergabe. Das Gerüst des Bildgefüges tritt zu nackt hervor. Es fehlt das holde Spiel der Umkleidung mit tief empfundenen Naturmotiven, es fehlt der Anreiz thematischen Inhalts, der unsere Einbildungskraft beschäftigt. Auch Böcklin war ein Kompositionskünstler ersten Ranges in linearer wie in koloristischer Hinsicht, daneben aber auch ein ganz großartiger Fabulierer und zugleich ein Maler voll Liebe zur Natur in ihrer Gesamtheit wie in allen ihren Einzelheiten, vor allem aber ein treffsicherer König und ein Schöpfer von nie versiegender Schaffenskraft. Gegenwärtig neigt man in Kunstkreisen dazu, den moderneren und den Strebungen unserer Zeit mehr entsprechenden Hans von Marées weit über Böcklin zu stellen. Ob aber die Geschichte, sobald einmal der notwendige zeitliche Abstand vorhanden sein wird, nicht das umgekehrte Urteil fällen dürfte? —

Nächst Böcklin (und dem wesentlich jüngeren Klinger) ist *Hans Thoma* als der größte deutsche Phantasiekünstler unter den modernen Malern anzusprechen<sup>66)</sup>. Der bereits im Jahre 1839 zu Bernau im Schwarzwald geborene Künstler ragte als „Patriarch unter den lebenden Künstlern Deutschlands“, als ein ehrwürdiger Greis im Silberhaar und langem silberweißen Bart in unsere Gegenwart herein. Ein kleiner unersetzer Mann, dem der Kopf zwischen den Schultern steckte, mit durchdringenden Augen, sprach er unverfälscht alemannische Mundart und hatte sich eine glückliche Urwüchsigkeit bewahrt, mit der er aber nicht etwa wie gar manche andere Leute kokettierte, vielmehr war ihm im Gespräch wie in Aussehen und Haltung ein natürlicher Adel eigen.

Anfangs warf man ihm vor, so erzählte er selbst, daß „der Schwarzwälder Bauernbub“ reformieren wolle, während er doch nur für sich seiner Eigenart gemäß der Kunst nachging. Thoma besaß von Hause aus ein natürlich eingeborenes Empfinden für die Erscheinung der Landschaft wie der menschlichen Gestalt. Dazu kam eine kräftige Gestaltungsgabe, ein ausgesprochener Sinn für Bildaufbau ebenso wie für die Farbe. Seine eigentliche Lehrzeit machte er wie vor ihm Böcklin bei Schirmer durch, der aber inzwischen von Düsseldorf als Direktor an die Karlsruher Kunstschule gekommen war. Später wandte sich Thoma selbst nach Düsseldorf, blieb aber von den Meistern der gemalten Anekdoten unbefriedigt. Es sei ja alles ganz nett, was Vautier und diese deutschen Genremaler geschaffen haben, aber, so sagte er sich bereits damals, in der Kunst müsse es doch noch etwas anderes geben, nicht bloß die Illustration, auf die schließlich jene ganze Genremalerei hin-



Abb. 82 Laufenburg am Rhein von Hans Thoma 1870  
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)  
(Zu Seite 118 und 121)

ausläuft! — Er fühlte sich jedenfalls zu etwas Besserem berufen und, wenn er auch bereits Selbständiges geschaffen, so litt er damals an innerer Unklarheit. In diesem Zustand kam er 1868 nach Paris (woran er sich, namentlich an die schönen Luftstimmungen, später noch gern erinnerte), und die Kunst Courbets (S. 27) wirkte auf ihn geradezu wie eine Befreiung. Courbet, dieses Kraftgenie, Courbet,

der so gern Bier trank, zwar kein Wort Deutsch verstand, aber aus einer östlichen Grenzprovinz Frankreichs stammte<sup>67</sup>), erschien unserem Thoma gar nicht so recht wie ein Franzose, vielmehr wie ein Deutscher.

Also auch Thoma, der deutscheste unter den deutschen Künstlern der Gegenwart, hat in der welschen Kunsthauptstadt seinen wahren Lehrer gefunden, hat in Paris entscheidende Eindrücke erhalten! Aber — er hat sie ganz anders verarbeitet als die hundert und aber hundert deutschen Maler, die sich gleichfalls an Courbet und überhaupt an die Franzosen anschlossen. Während die Dutzendmaler nur einen schwächeren Abklatsch der französischen Malerei gaben, hat Thoma das Fremde seinem ureigenen Wesen einverleibt, das in Paris Hinzugelernte seinen höheren Zwecken dienstbar gemacht, hat er sich in Paris die Kunstmittel erworben, mit denen er seine höchst persönliche, echt deutsche Anschauung von der sichtbaren Welt wie seine inneren Gesichte zum Ausdruck brachte.

Im Jahre 1870 zog Thoma nach der deutschen Malerstadt München und trat hier Leibl und anderen Meistern der „guten Malerei“ nahe, die ebensowenig wie Courbet ohne Einfluß auf ihn blieben. Sein rein bildkünstlerisch sinnliches Verhältnis zur Natur, insbesondere zur Landschaft, war damals wohl am unmittelbarsten. Auch Thoma hat im eigentlich malerischen Sinn seine besten Bilder in den 1870er Jahren gemalt. So z. B. 1870 Laufenburg am Rhein (Abb. 82), und 1872 die Schwarzwaldlandschaft mit der Ziegenherde, beide Bilder in der Berliner Nationalgalerie, oder 1875 die Mainlandschaft der Münchener Staatsgalerie. Dabei sind diese drei Bilder im Aufbau grundverschieden. Die Schwarzwaldlandschaft (Abb. 84) eine einfache engbegrenzte Aufsicht gegen eine Wiesenhalde mit wenig Himmel, die Münchener Landschaft ein Breitbild mit ausschlaggebender Wagrechte auch im Aufbau, eine Freilichtlandschaft mit wolkenerfülltem Himmel, an dem die Sonnenstrahlen siegreich hindurchbrechen, Laufenburg aber von äußerst reicher und mannigfaltiger Komposition, in ausgesprochenem Hochformat. Andererseits sind diese Bilder alle drei vom altholländischen Galerieton bereits vollkommen frei, ohne daß Thoma in *der* Hinsicht von den Franzosen beeinflußt worden wäre, denn der damals gerade in Paris zum Durchbruch gelangte Impressionismus und Pleinairismus war etwas ganz anderes, während die Meister des Paysage intime, wie z. B. Daubigny, noch in einer schwärzlichen Farbengebung stecken geblieben waren, man vergleiche z. B. die sonst sehr schöne und stimmungsvolle „Landschaft mit Staffage“ der Sammlung Felix Koenigs im weiland Kronprinzlichen Palais in Berlin mit Thoma's Schwarzwaldlandschaft in der Nationalgalerie. Thoma hat offenbar die Befreiungstat ganz selbstständig durch eigene scharfe Beobachtung der Natur und deren getreue Wiedergabe vollzogen. Und aus demselben Jahre 1875, in dem die Freilichtlandschaft der Münchener Staatsgalerie entstanden ist, hängt in derselben Sammlung ein in Courbet-Leibl'scher Art dunkelbraun warm gestimmtes Bildnis, das seinen Malerkollegen Otto Fröhlicher darstellt und das zugleich wieder ein echter Thoma, ein psychologisch tiefgründiges Porträt und ein prachtvolles Stück Malerei ist. Thoma war eben von allem Anfang kein engstirniger Anhänger irgend einer Richtung, sondern ein freier Geist, der Anregungen verschiedener Art willig verarbeitete, dadurch vielfach überraschte und für jeden Bildvorwurf stets die gerade ihm dafür genehm erscheinende Lösung fand. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen setzte er sich in München damals nicht durch und zog sich infolgedessen, nachdem er 1874 auch in Italien gewesen war und auch die dortigen Anregungen auf seine Weise verarbeitet hatte, 1877 in eine Art freiwilliger Verbannung nach Frankfurt a. M. zurück, wo er im wesentlichen bis 1899 gelebt hat. Man pflegte ihn daher als den „Einsiedler von Frankfurt“ zu bezeichnen. Denn er war in der Tat ein Einsiedler, wenigstens in *dem* Sinne, daß er seine

Kunst, ohne vielrechts oder links zu schauen, ohne sich um Beifall oder Tadel zu kümmern, ganz für sich und aus sich heraus bildete. In der Frankfurter Einsamkeit, fern von den Münchener Meistern der „guten Malerei“, bildete sich nun der Dichter in Thoma immer mehr aus, während der Maler tatsächlich dagegen etwas zurücktrat. Böcklinsche Einflüsse mögen damals auch mitgewirkt haben. Schließlich aber war und ist bei Thoma immer alles eigenartig: Entwicklung, Technik, Naturauffassung und Empfindung. Dabei ist seine Originalität keine gesuchte, sondern eine selbstverständliche, natürliche und von Grund



Abb. 83 Der Dorfgeiger von Hans Thoma 1871  
In Berliner Privatbesitz  
(Zu Seite 122)

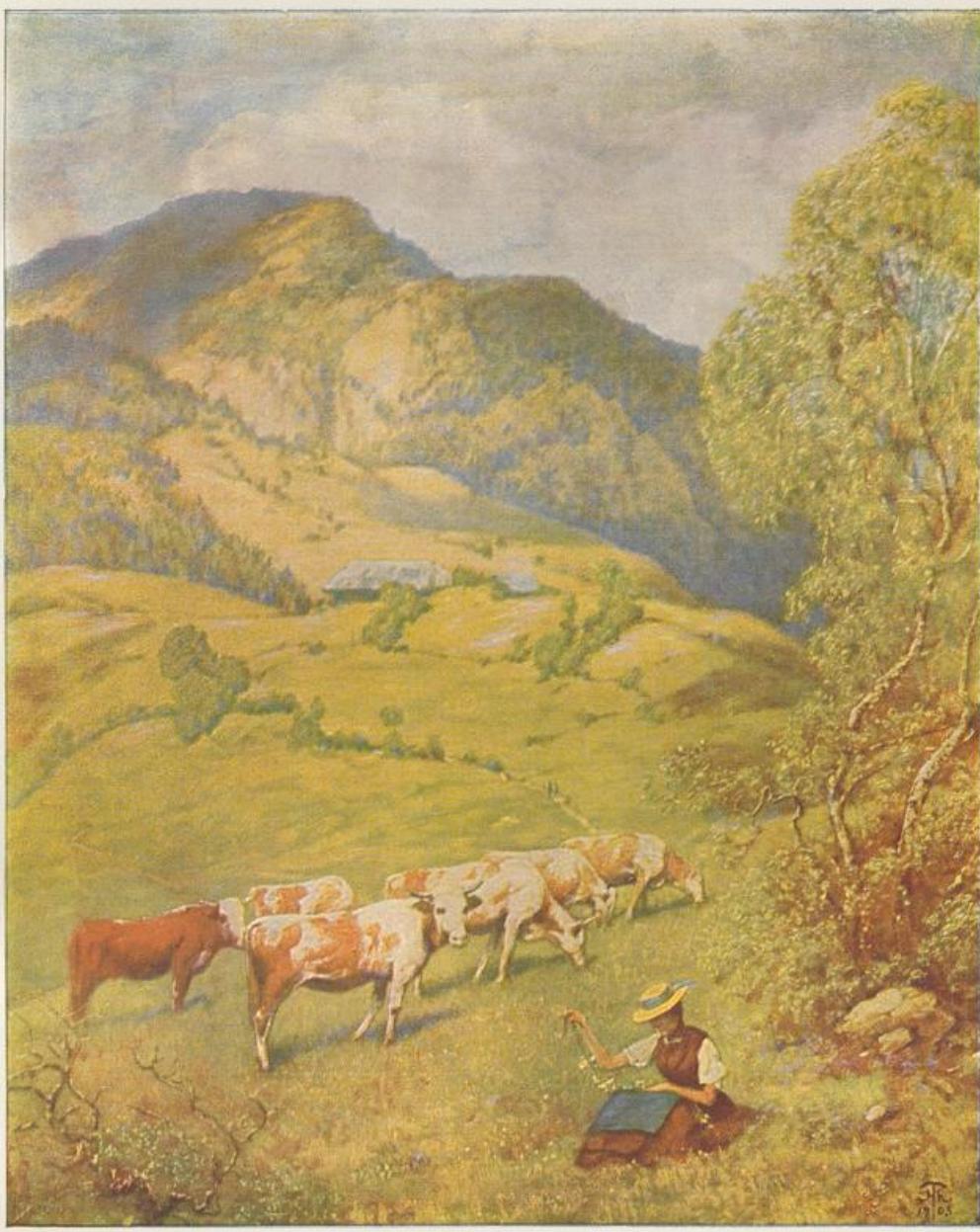
aus deutsche. Thoma gehört auf dem Gebiete der bildenden Kunst zu den Herzenskündern deutschen Menschentums, wie sie sich über die Grenzen der Jahrhunderte herüber die Hände reichen, die Schongauer, Dürer, Rembrandt, Cornelius, Schwind, Richter, Rethel, Böcklin und Klinger. Thoma kann sagen, was er will, es wird ihm unwillkürlich immer ein Gedicht daraus. Daher hängen wir Deutsche auch mit so inniger Liebe an ihm und übersehen in unserer blinden Liebe und Verehrung gern seine Schwächen und Verzeichnungen: Man weiß oft nicht: Kann er's nicht besser? Oder: Will und braucht er's nicht besser zu machen, um seine ganz bestimmte künstlerisch-dichterische Absicht zu erreichen? Und damit dürfte wohl der Nagel auf den Kopf getroffen sein. Das kleinste Blatt von Thoma ist nach Gedanken und Gefühl, Form und Farbe immer ein in sich geschlossenes Kunstwerk. Alles, was zu dieser einheitlichen Wirkung nötig war, hat Thoma getan, darüber hinaus aber auch keinen einzigen Strich um der äußerlichen Naturrichtigkeit willen. So kommt es, daß bisweilen geradezu kindliche Partien (z. B. in der Darstellung des Pferdes) neben solche zu stehen kommen, die eine geradezu glänzende Beobachtungsgabe verraten.

Hans Thoma war Maler und Illustrator. Ganz besonders eignete sich der farbige Steindruck zum bequemen Ausdrucksmittel für seine märchenhaft gestimmte, liebenswürdig und traulich anheimelnde Kunst. Gegenüber der vielfach öden und leeren Studien- und Skizzenhaftigkeit, die uns von Ausstellungswänden entgegengähnt, sind seine Bilder und Blätter von gedrängter Formen- und Farben-, Gefühls- und Gedankenfülle. Wie unsagbar altdeutsch lieb mutet uns das Selbst-

bildnis an, das den Künstler in einem Buche lesend, vor einem Obstgarten und unter dekorativ verwandten Bäumen darstellt (Abb. 87)! — Da blicken wir in ein gerades deutsches Gesicht, in ein treuherziges Malerantlitz. Und zugleich sieht man es dem Manne an, daß sich hinter seiner Stirn eine eigene Welt von Gedanken und Empfindungen regt. Mit welch hingebender Versenkung in die Natur ist die Hand gemalt, mit welcher Liebe aber auch das Buch behandelt! — Die dünnen Stämmchen der Bäume im Mittelgrund sind wie auf quattrocentistischen Bildern von anderem Augenpunkt aus gegeben als das Vordergrundbildnis. Und über dem Bildnis hängen die Äpfel schwer herab. Man sieht es jedem einzelnen rothackigen Apfel, aber auch jedem einzelnen wohlgestalteten Blatt an, welch innige Künstlerfreude der Maler bei ihrem Anblick empfunden und wie er diese Liebe in sein Bild hineingemalt hat. Die Freude an den Einzelschönheiten der Natur offenbart sich auch an den unteren und seitlichen Rahmenleisten, wo sich zur Frucht die Fruchtschnur und zum Blatt die Blume gesellt. Oben aber singen die Engel ihr Jubellied. Es sind vierschrödig und ungeschlacht urdeutsche Kinderschädel, aber die Engel sind erfüllt vom besten und ehrlichsten Willen und von einer unerschütterlichen inneren Freudigkeit — eine ungesuchte Anspielung auf die Gedanken und Gefühle, die in Thoma's Seele nach Verkörperung rangen. Das Bild „Des Künstlers Frau in der Hängematte“ (Abb. 86) spricht ohne weiteres für sich. Welcher Unbefangenheit und Unmittelbarkeit bedurfte es, um ein derartiges Motiv überhaupt aufzugreifen und es so durchzuführen, wie es Thoma hier getan hat. — Dieses urkräftige Behagen, welches das ganze Bild durchströmt! — Dabei große Schönheiten im einzelnen: das dichte Buschwerk, die mit altdeutscher Liebe für die Einzelheiten durchgeführten dunkelblauen und



Abb. 84 Schwarzwaldlandschaft mit Ziegenherde von Hans Thoma 1872  
Berlin, Nationalgalerie  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)  
(Zu Seite 118)



Kühe im Schwarzwald von Hans Thoma 1903  
Original im Besitz der Sammlung Georg Andreas, Frankfurt a. M.  
(Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart)

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.





Abb. 85 Sonntagsfrieden von Hans Thoma 1876  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg)  
(Zu Seite 122)

roten Astern des Vordergrundes, das herabhängende dunkle Haar der glücklichen jungen Frau, die anmutige Bewegung ihrer Linken. Gleich gehaltreich, gleich herzlich empfunden ist die Taunuslandschaft „In einem kühlen Grunde“ vom Jahre 1890 (Abb. 90). Ein Jüngling hat sich an herrlichem Sommertage nach fröhlicher Wanderschaft ermüdet im schwelenden Grase niedergelassen. Sein Hut liegt am Boden neben ihm. Zu seiner Seite schläft sein Hund. Der Jüngling ist vom Rücken gesehen, er stützt sich auf seine Hand und schaut in die Landschaft hinein — ein Kunstgriff, dessen sich schon Schwind bediente, um den wirklichen Beschauer gleichsam mit den Augen und mit den Gefühlen des gemalten Beschauers die Landschaft betrachten zu lassen. Die Landschaft besteht aus sanften, sich mannigfach kreuzenden und überschneidenden Hügeln mit Wegen und Flüßläufen, mit Baum, Strauch und Haus; Wolken ziehen darüber hin. Das Motiv ist einfach, aber wie es empfunden, angeschaut und wiedergegeben ist, strömt es die ganze herzliche deutsche Freude am weiten Fernblick, an Wald und Feld aus. Denselben Kunstgriff wie bei dieser Landschaft hatte Thoma auch sonst schon angewandt, so bei den beiden wunderschönen Bildern „Waldshut am Rhein“ und „Laufenburg am Rhein“ (Abb. 82). Hier erblicken wir auf dem gelbgrünen Gras des Vordergrundes zwei Männer mit einem Hunde, von denen der eine den andern auf die Landschaft hinweist, die sich da vor ihren — vor unsren Augen auftut. Es ist echt deutsche, echt süddeutsche Landschaft. Der grünliche Fluß braust in gewaltigem Bogen über eine Felsbarre und spritzt ganze Massen weißen Wellenschaumes auf<sup>68)</sup>. Er scheidet die Stadt in zwei Teile, die durch eine gedeckte Brücke verbunden sind: links das badische Städtchen Kleinlaufenburg, rechts das schweizerische Großlaufenburg. Lauter hohe gelbliche und graue Häuser mit vielen Fenstern und spitzgiebeligen braunroten Dächern; das Ganze

übergagt vom hohen Turm der gotischen Kirche mit dem spitzbogigen Fenster. So wild der Strom den Vordergrund durchbraust, den Hintergrund begrenzen friedlich sanft gewellte Höhenzüge. Von dem blauen Himmel mit den kräftigen weißen Wolken beginnt sich der Abend auf die Erde herabzusenken, aber alles ist klar gemalt und durchsichtig bis in die Schatten hinein. Die Reize der Natur und des altertümlichen Stadtbildes, die uns zu fröhlicher Wanderung durch unsere Heimat hinauslocken, sie sind hier zum Bilde verdichtet. Das Bild singt und klingt wie ein echtes deutsches Volkslied.

Die beiden deutschen Städtebilder Laufenburg und Waldshut gehörten zu den Perlen der deutschen Jahrhundert-Ausstellung, auf der Thoma überhaupt sehr gut vertreten war. Dasselbst war u. a. auch ein herrlicher „Sonntagsfrieden“ zu genießen (Abb. 85). Man sieht in eine Giebelstube hinein, die von hellen Lichtern und klarer Luft ganz erfüllt ist. Und in dieser hellen, fröhlichen Luft an schlichtem Tische zwei bejahrte Menschen, die Frau mit dem Strickstrumpf, der Mann voll sonntäglicher Andacht in die Bibel vertieft. Zwischen den beiden auf dem Tische ein Glas mit Rosen. Und nun dringt der Blick durch das mit freundlichen grünen, rot blühenden Geranien geschmückte Fenster hindurch auf das hellbraune Dach des grauen Hinterhauses und auf den hellblauen Himmel: „Du bist die Ruh‘, der Frieden, du.“ Der schier musikalischen Grundstimmung seiner Kunst verlieh Thoma auch öfter in Musikantenbildern Ausdruck. So in dem Dorfgeiger (Abb. 83), der am Fuße eines Baumes sitzt, nach dem Notenblatt sein schlisches Lied fiedelt und ganz in sein Spiel, ganz in sein Gefühl versunken ist. Ein graugeflecktes Kätzlein schleicht sich durch die dichte grüne Wiese an den ländlichen Orpheus heran. Ganz ausgezeichnet in diesem Sinne ist die „Musikkapelle“ von 1887 in der Berliner Nationalgalerie (Abb. 88). Ein Gelegenheitsbild, für ein Wirtshaus in



Abb. 86 Des Künstlers Frau in der Hängematte von Hans Thoma. Im Besitz des Künstlers 1876  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)  
(Zu Seite 120)

Frankfurt a. M. in wenigen Wochen heruntergemalt, wirkt es wie ein Stück deutschen Kleinbürgertums, grad aus dem Leben herausgerissen. Es ist voll Gefühl und Empfindung. Ein jeder der vierzehn nebeneinander sitzenden oder stehenden Musikanten ist mit seinem Instrument zusammengestimmt und zusammengewachsen, bildet damit gleichsam eine innere organische Einheit. Wie viel tiefer Gehalt bei gänzlich fehlendem äußerem Effekt in all diesen lieben schlichten Menschen. Welch anderes Volk wäre jemals imstande gewesen, gerade ein solches Bild herzubringen?! —

Dabei ist es seiner

Bestimmung gemäß wandgemäldeartig in großen kräftigen Farbenflächen heruntergestrichen, alle Umrisse und Schattenstriche wirken kräftig und bestimmt. Durch die Wagrechten der Laube, insbesondere diejenige, die unten die Gestalten überschneidet, empfängt es überdies ein hohes Maß von Illusionskraft.

Nach langen in der Einsamkeit zu Frankfurt a. M. verbrachten Jahren erhielt Thoma von seinem alten Großherzog Friedrich I. von Baden 1899 einen Ruf ins badische Heimatland als Professor und Direktor der Akademie und zugleich der Kunsthalle in Karlsruhe. An diese Kunsthalle ward ein eigenes Thoma-Museum angebaut, dazu bestimmt, eine Folge von neutestamentlichen Darstellungen aufzunehmen, mit denen der Meister sich gleichsam bemüht hat, das große Schlüsseergebnis aus seinem ganzen arbeitsreichen Leben zu ziehen. Die Folge beginnt mit einer Art Triptychon. Oben in der Mitte Gott-Vater in einer Glorie, deren Strahlen nach beiden Seiten auseinandergehen. Links in dieser Glorie die Engel, welche den Hirten die frohe Botschaft verkünden. Rechts der Engel, der die heiligen drei Könige nach Jerusalem geleitet. In der Mitte die Anbetung des neugeborenen Christkindleins durch die Eltern: eine braune warme Innenstimmung gegenüber der kalten bläulichen Nachtstimmung links und der kühlen Morgenstimmung rechts. Das Morgenrot deutet aufs Morgenland hin. Vortrefflich ist das

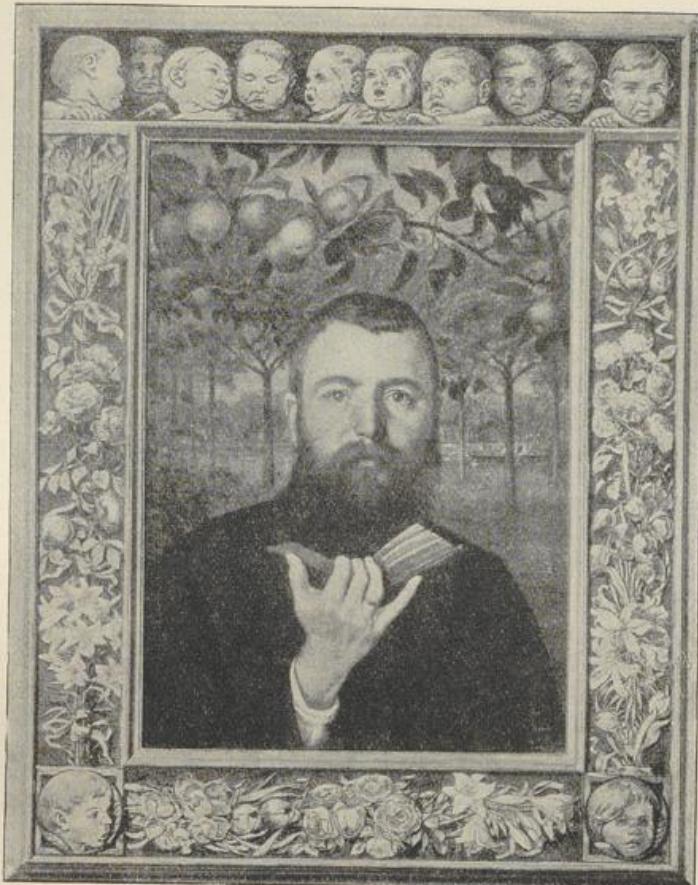


Abb. 87 Selbstbildnis Hans Thomas 1880  
(Zu Seite 120)



Abb. 88 Musikanten von Hans Thoma 1887  
Berlin, Nationalgalerie  
(Zu Seite 122)

Durcheinandertrappeln der zwölf Pferdebeine zum Ausdruck gebracht. — Am schönsten die Verkündigung an die Hirten, die ihre am Boden liegenden Ziegen bewachen. Lauter junge Burschen in kräftiger leiblicher und seelischer Bewegung. Der eine, geblendet von der himmlischen Erscheinung, deckt die Augen mit der Hand. Dieses Triptychon hat der Künstler bereits 1906 gemalt. Im weiteren Verlauf der Gesamtarbeit wandte er sich einer anderen, helleren, dem Fresko mehr angenäherten Manier zu. Er blieb allerdings bei der Ölfarbe, weil sie mehr Möglichkeiten bietet, befolgte aber das Grundgesetz der Freskomalerei, jedes Stück so schnell fertigzustellen, als es naß bleibt. So ist die weitere Folge *alla prima* gemalt, und darauf beruht ihr monumental Charakter. Zuerst malte er eine Art „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“ mit einigen Ziegen am murmelnden Bach (Kunstbeilage). Dann Christus auf hochragendem Berge inmitten einer Alpenlandschaft, daneben den gekrönten Versucher. Dieses Bild klingt an das Karlsruher Galeriebild aus dem Jahre 1904 an, wozu ihm eine Schweizer Reise die Anregung gegeben und worin er den kühnen und eigenartigen Versuch gewagt hat, das Wallen und Weben der Nebel einer Hochgebirgsschlucht zu malen. „Blick von der Pilatusspitze [Luzern] mit Nebelwolken“: Im Vordergrund rechts ein zackiger Fels mit grünen, von Vieh belebten Almen, links eine mächtige Bergwand, auf deren vorspringender Platte blauer Enzian blüht. Tief unten ein blauer Gebirgssee. Im Hintergrund drei Ketten von Felsen, Schneebergen und abschließenden weißen Wolken am Himmel. Das nächste Bild der neutestamentlichen Folge zeigt Christus predigend, umgeben von Männern und Frauen. Magdalena liegt zu seinen Füßen. Ein Kindlein sitzt im Vordergrunde auf blumiger Wiese, unbefangen und unbekümmert um alles, was neben ihm vor sich geht. Dann Christus in Gethsemane: Es ist Nacht, die Sterne blinken, Christus kniet in andächtigem Gebet auf einem Felsen, an dessen Fuß die Jünger vom Schlaf übermannt liegen. Es ist merkwürdig, welche innere Verwandtschaft mit den üblichen spätmittelalterlichen Ölbergen aus der Zeit um 1500 hier zu Tage tritt, wie wir sie, aus Stein gehauen, vor unsrer alten gotischen Kirchen antreffen, und einen wie selbständigen Eindruck die Komposition dennoch hervorruft, was überhaupt von der gesamten Folge gilt. Schließlich, als Gegenstück und Gegenüber des Geburts-

triptychons gedacht, ein solches der Himmelfahrt: In der Mitte Christus über einem lang ausgestreckten menschlichen Gerippe — Lotrechte und Wagrechte —, links der Höllensturz, rechts der Himmel, von weißgekleideten Gestalten der Seligen bevölkert.

Thoma betonte ausdrücklich die „Seele“ im Kunstwerk, die man heute nicht mehr gelten lassen wolle. Er skizzierte nur nach dem Modell, ließ es aber bei der endgültigen Komposition beiseite, da diese sonst in zu enge Abhängigkeit vom Modell gerate. Seinen Unterschied zu Schwind sah er selbst darin, daß er doch ungleich mehr Naturstudium als Schwind besäße. Er sei aus der Landschaft herausgewachsen, seine Gestalten stehen daher im Raum, während bei Schwind die Landschaft nur den Hintergrundteppich darstelle. Im Wandgemälde habe es Schwind am Gefühl für Raum- oder Naturharmonie gefehlt, wie sie aus der Landschaft oder der Umgebung der Figuren hervorgeht. Thoma selbst verbindet unendlich viel vom Besten der tief beseelten Kunst der ersten Hälfte und der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der fortgeschrittenen malerischen Kultur vom Ende und der Wende des Jahrhunderts. Er ist insofern als „moderner“ Künstler im besten Sinne des Wortes aufzufassen, als er sich von dem altholländischen Galerieton durchaus selbständig befreit, das eigentliche Glück des Malers voll genossen, die Farbflächen in Warm und Kalt, in Hell und Dunkel unendlich reich belebt hat. So frei er den Pinsel führte, niemals hat er mit äußerlicher Mache, mit bloß handwerklicher Geschicklichkeit geglänzt. Immer verbindet sich gediegenes Malhandwerk mit Formgestaltung und Ausdrucksfülle.

Wir Deutsche können unsren Hans Thoma gar nicht hoch genug stellen. Er ist völlig ursprünglich, aus der Scholle herausgewachsen, wurzelgesund, ein echter Alemann. Wenn auch den malerischen und sonstigen geistigen Anregungen höchster Weltkultur freigeöffnet und fremden Einflüssen nicht unzugänglich, voll gütigen Verstehens für andere Art, blieb er im innersten Kern seines Wesens deutschem Volkstum, alemannischem Stammescharakter, persönlicher Eigenart unwandelbar treu: ein Vorbild steter Männlichkeit. Während Böcklins Kunst gleichsam eine Vermählung nordischer Innerlichkeit mit südländischer Formenpracht darstellt, ist Thoma ganz und gar deutsch. Er gab aber von unsrem Wesen andererseits nur die eine Seite: das Zarte, Innige, Idyllische, Familienhafte, Kleinstadt-bürgerliche. Alles Harte, Heldische, Kriegerische, sowie das schlechthin Große ging ihm völlig ab. Ferner war er in seiner spröden Keuschheit außerstande, etwa den sinnlichen Reiz eines



Abb. 89 Ella mit Strohhut von Hans Thoma 1888  
Berlin, Nationalgalerie

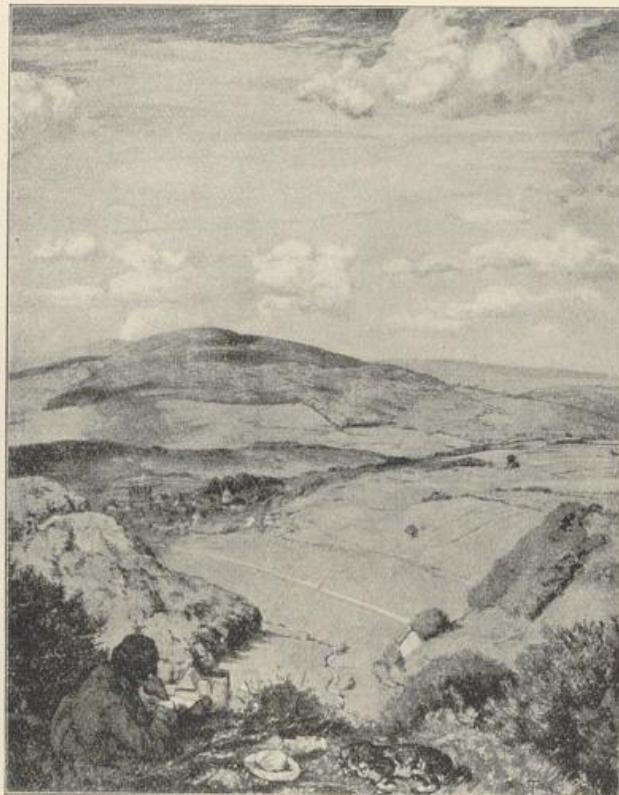


Abb. 90 „In einem kühlen Grunde“ Blick auf ein Taunustal von Hans Thoma 1890 (Nach Phot. Hanfstaengl) (Zu Seite 121)

chen religiösen Werke vermag ich in den wenigsten Fällen zu zählen. Thoma hat sich die Kindesfreude an den Dingen selber, an Mensch und Tier, an der Landschaft wie an dem einzelnen Baum und ganz besonders an den Blumen in seinem zarten Gemüt bis in sein Greisenalter bewahrt. Der Abstraktion eines Cézanne oder eines Hans von Marées stand er weltenfern. Er blieb immer der Künstler, voll Hingabe an die Natur, gab sich bisweilen als Malerdichter, irrte aber niemals auf das Feld des gleichsam wissenschaftlichen Versuches ab.

Thoma ist im November des Jahres 1924 gestorben. Danken wir voll Ehrfurcht dem Schicksal, daß es ihn uns geschenkt hat und so lange unter uns wandeln und wirken ließ! —

Eine mit Thoma künstlerisch verwandte Natur war sein badischer Landsmann, der Münchener Maler *Emil Lugo* (1840—1902)<sup>69)</sup>, der von Schirmer aus gegangen und von Corot beeinflußt worden war, sich aber schließlich zu einem ganz persönlichen Stil hindurchrang. Er betonte die Form, das Lineare, jede Einzelheit der Landschaft, ohne in Härte zu verfallen oder den Gesamteindruck über den Einzelheiten zu vernachlässigen. Im Gegenteil verstand er es, sich in geradezu pantheistisch angehauchter Auffassung in die Natur zu versenken und sie aus sich heraus in seinen Bildern und Blättern wieder zu gebären (Abb. 91).

Mit Thoma und Lugo ist auch der Landschafts- und Figurenmaler *Karl Haider*<sup>70)</sup> als wesensverwandt zu betrachten, ein durch und durch persönlicher Künstler von streng, ja geradezu herb zeichnerischer Grundauffassung. In München

voll erblühten schönen Frauenkörpers glaubhaft und überzeugend darzustellen. Der Umfang seiner Phantasie war groß, sein Stoffkreis schier unbeschränkt. Wählte er einen Vorwurf, der ihm lag, einen Blumenstrauß, eine oberdeutsche oder auch eine Schweizerlandschaft, ein trautes Heim, ein deutsches Antlitz, einen Menschen oder eine Szene voll Innerlichkeit — malte er Musik, so gab er schlechthin Vollendetes (Abb. 82—90 und farbige Tafel). Malte er Mythologisches, Griechisches, Themen der lateinischen Kultur, stellte er einen Sündenfall dar, so — wirkt er auch interessant, fast wie wenn der Frührenaissance-Cranach eine Frau Venus oder ein Paris-Urteil malt. Pose, Pathetik, äußere Großartigkeit lag seinem schlichten Wesen nicht. Seine ausgespro-

zu seinen besten Leistungen

1846 geboren, war er seit 1893 in Schliersee tätig, wo er auch 1912 gestorben ist. Mit Thoma und Böcklin wie mit Leibl war er befreundet und ist wohl auch nicht ohne Einfluß seitens dieser drei Hauptmeister deutscher Kunst geblieben. Seine Gemälde muten auf den ersten Blick eigenartig altertümlich, um nicht zu sagen: befangen an. Da ist in einem großmächtigen Walde kein einziger Baum, am Baum kein einziger Zweig und am Zweig kein Zweiglein vergessen. Die feinste Verästelung ist mit derselben Liebe und Sorgfalt zur Darstellung gebracht, mit der die Hauptlinien der Komposition gezogen sind. Und mit derselben hingebenden Künstlerliebe wie der Wald ist der Gras- und Moosboden zu seinen Füßen, zu seinen Häupten der Wolkenhimmel ausgeführt. Gerade in schweren blaugrauen Wolkenmassen schwelgt der Künstler. Je mehr man sich in Karl Haiders Bilder vertieft, um so stärker fühlt man sich ergriffen, um so klarer erkennt man das deutsch Liebe und schlicht Herzliche in seinen Schöpfungen. Glücklich derjenige, dem ein Bild von Karl Haider an der Wand das Zuhause zum Daheim erhebt! — Den großen Künstler Karl Haider dürfen wir Deutsche voll Stolz, Freude und Dankbarkeit den Unsern nennen und ihn in seinem unwandelbar urdeutschen Wesen als Ausdruck unserer besonderen Art der französisch-internationalen Malerei der Jahrhundertwende gegenüber stellen. Fürwahr, er steht Altdorfer näher als Manet, und doch dürfte ihn Niemand unmodern oder dergleichen schelten. Es ist gerade das Besondere und gleichsam das Geheimnis echt deutscher Kunst, daß sie sich nicht ohne weiteres bequem in „Richtungen“ eingliedern läßt, vielmehr durch den Stilwechsel der Jahrhunderte hindurch ihren volkhaften Charakter treu bewahrt. Böcklin soll, wie mir einst Bayersdorfer erzählte, von Haider gesagt haben: Seine Werke strömen Erdgeruch aus (Abb. 92).

Von Thoma erhielt ferner Toni Stadler in München gewichtige Anregungen, der, 1850 zu Goellersdorf in Niederösterreich geboren, 1917 in München gestorben, sich bei Paul Meyerheim in Berlin gebildet hatte, von Schönleber wie von den beiden großen Schweizer Landschaftern Otto Fröhlicher und Adolf Stäbli beeinflußt war. Er malte über alle Maßen herrliche Landschaften aus dem bayerischen Gebirge, aus Franken wie aus der Campagna; Landschaften von größter Einfachheit und Schlichtheit des Motivs und der Auffassung, aber



Abb. 91 Ein Sommertag von Emil Lugo

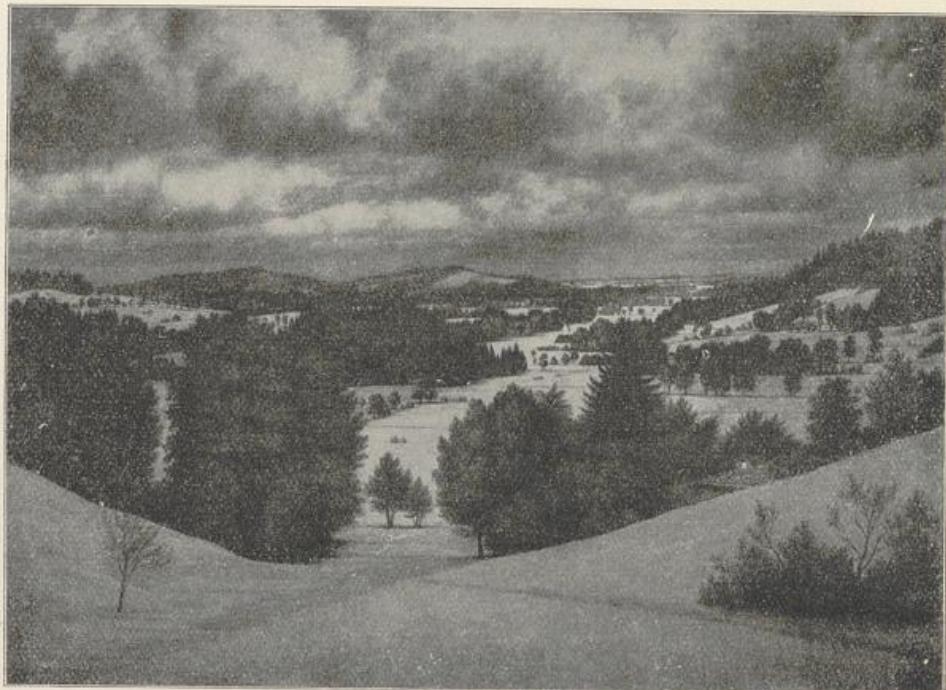
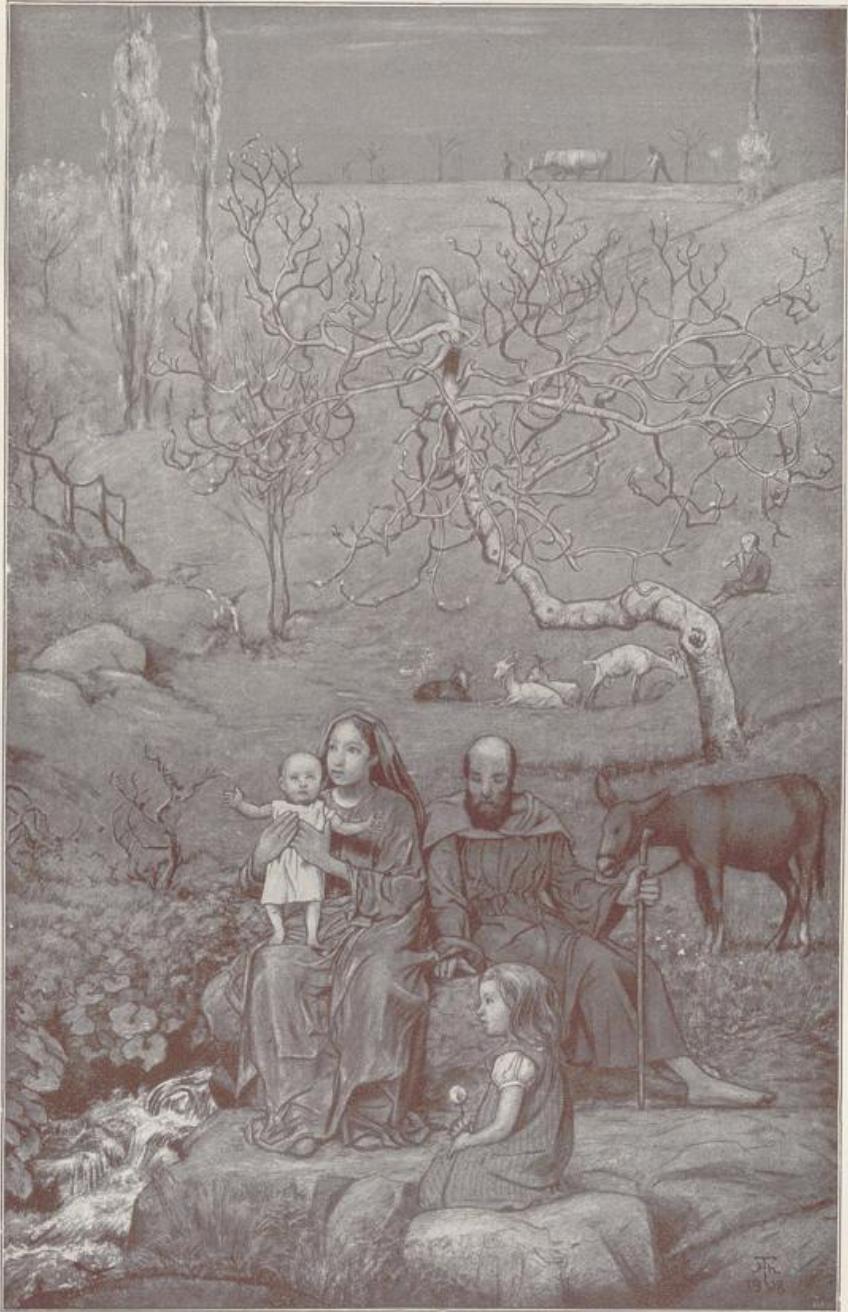


Abb. 92 Bedeckter Himmel Oberbayerische Landschaft von Karl Haider  
Stuttgart, Gemäldegalerie  
(Zu Seite 127)

von höchst persönlicher Prägung und seltener Prägnanz der Formen, die sich bis auf die körperhaft wirkenden Wolken erstreckt; Landschaften, die durch die Sinne unmittelbar aufs Gemüt wirken und eine wunderbar beruhigende und beglückende Wirkung ausüben (Abb. 93).

In Frankfurt a. M. hatte Hans Thoma mit *Wilhelm Steinhausen*<sup>71)</sup> (1846 bis 1924) zusammen gewirkt. Dieser war in Sorau geboren und lebte seit 1876 in Frankfurt. Er ist erst in den letzten Jahrzehnten, nachdem die Ausschließlichkeit des reinen Naturalismus gebrochen ward, zu Ehren und Ansehen gekommen. Steinhausen erwies sich auf seinem Hauptgebiete, der religiösen Malerei, zugleich als ein Nachkomme der Nazarener und als ein Moderner, er versenkte sich mit einer rein persönlichen und dabei schlicht volkstümlichen Auffassung in die Bibel und gab deren Erzählungen in Steindruck wieder. Es ist keine gemachte, auf Wirkung berechnete, sondern eine aus dem Herzen quellende Art der Darstellung, in der uns der innig empfindende Künstler die heiligen Geschichten vor Augen führt. Eine lyrische,träumerische, kindliche, ein wenig weiche Grundauffassung ist ihm eigen. Als sinniger Illustrator hat er die „Chronika eines fahrenden Schülers“ von Clemens Brentano mit wunderlichen Text- und Randzeichnungen versehen, aus denen man erkennt, wieviel Steinhausen Dürer verdankt, aber auch, wie frei er die empfangenen Anregungen verarbeitet hat. Wir geben von ihm das überaus liebenswürdige, unmittelbar zum Herzen sprechende Gemälde der Berliner Jahrhundert-Ausstellung wieder, eigentlich ein Landschaftsbild, nur daß ganz vorn über den Samtteppich der prächtigen Waldwiese hinweg — in kleinen Figürchen gegeben — Joseph mühsam den Esel hinter sich her zieht, auf dem Maria mit dem Kindlein sitzt (Abb. 94).

\* \* \*



Ruhe auf der Flucht nach Ägypten  
Aus dem Christus-Zyklus von Hans Thoma 1908

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.



Die großen deutschen Phantasiekünstler, allen voran der Maler gesteigerter Farbenpracht und Schöpfer unendlich weiter Raumgestaltung, der Stilist voll Schöaheitsgefühl und Formwillen, der temperamentvolle Erzähler selbsterfundener Mythologien, Romanzen und Legenden, dabei treu fleißige Meister eines unvergleichlich gediegenen Handwerks: der einzige Arnold Böcklin sowie der ewig junge und ewig wechselvolle, bald herb realistische und dann wieder hochfliegend idealistische, dabei stets selbständige eigenartige und sich selbst getreue, innig gemütvolle Hans Thoma sind diejenigen Meister, welche wir voll Stolz und Freude als die Unseren der übrigen Kulturwelt und insbesondere den großen Franzosen des 19. Jahrhunderts gegenübergestellt haben. Allein der Idealismus bildet nur die eine Säule der modernen deutschen Malerei, die andere der Realismus. Miteinander ergeben sie erst den erschöpfenden Ausdruck des Zeitalters in deutscher Kunstsprache. Wie immer und überall vermag man auch auf unserm Gebiete deutschem Geist nur gerecht zu werden, wenn man ihn in seiner Fülle, Vielheit und Mannigfaltigkeit zu begreifen versucht. In diesem Sinne muß Arnold Böcklin *Wilhelm Leibl* an die Seite gestellt werden<sup>72</sup>.

Was vor Böcklin die Gedankenkünstler, die Klassizisten und Romantiker, die Carstens und Cornelius, die Schwind und Steinle mit unzureichenden Kunstmitteln versucht hatten: der deutschen Gestaltungskraft, dem reichen deutschen Innenleben bildkünstlerischen Ausdruck zu verleihen, das hat Böcklin, getragen von einer starken künstlerischen Sinnlichkeit, wirklich vermocht. Ebenso hat Leibl die schlicht naturalistischen Bestrebungen, die neben den idealistischen während des ganzen 19. Jahrhunderts in der deutschen Malerei bescheiden einhergegangen waren, wieder aufgenommen, vollendet und gekrönt. Freilich haben sich beide nicht etwa ein solches Programm zurecht gemacht, vielmehr wurden sie gerade dadurch, daß sie sich ihrer verschiedenartigen Veranlagung gemäß folgerichtig auswirkten und durchsetzten, zu Hauptträgern der Entwicklung. Leibl wollte nichts anderes, als es alle jene Naturalisten auch gewollt hatten, aber er verfügte über ganz andere Mittel, um sein Ziel zu erreichen. Leibl war weder Dichter in der Malerei, noch grübelte er über Raum-, Form- und Stilprobleme. Nichts kennzeichnet ihn besser, als daß er, schlecht und recht gesagt, schier unglaublich gut malen konnte. Ja, seit den Tagen Holbeins des Jüngeren hat in Deutschland niemand gemalt wie er. Und auch in der Epoche, die auf Leibls frühen Tod (im Jahre 1900) folgte und die doch fürwahr, und zwar großenteils dank Leibl, ein Zeitalter von hoher malerischer

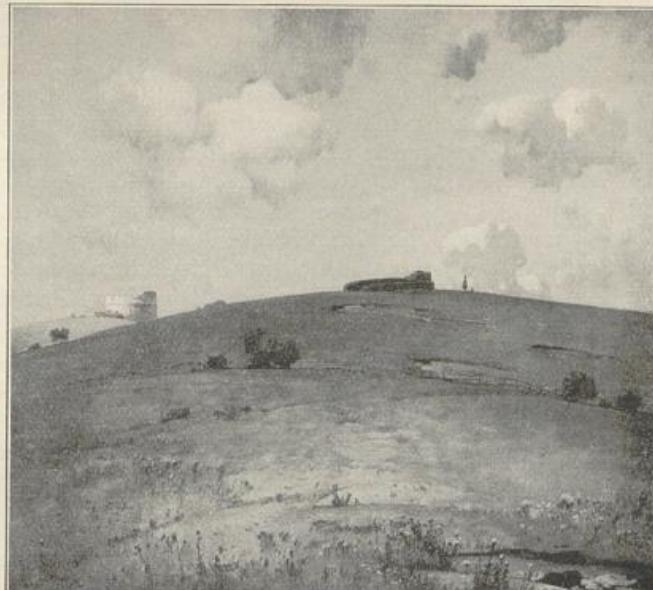


Abb. 93 Römische Campagna von Toni Stadler  
(Nach Phot. F. Bruckmann A.-G., München)

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

9



Abb. 94 Flucht nach Ägypten von Wilhelm Steinhausen  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)  
(Zu Seite 128)

Kultur genannt werden darf, konnte dennoch in Deutschland niemand malen wie er. Was immer er unternehmen mochte, sollte herrlich gelingen. Es bedeutet jedesmal geradezu ein Fest — weniger für unsere Seele, unser Gemüt, unsere Phantasie, wohl aber fürs Auge, für die Sinne, für unsern Geist, wenn es uns vergönnt ist, vor ein Gemälde Leibls zu treten. In der Staatsgalerie in München lassen sich solche Feste höchster Weihe feiern. Böcklin kann man auch in der Heliogravüre ge-

nießen, Leibl muß man unbedingt im farbigen Original betrachten.

Leibl wurde im Jahre 1844 als Domkapellmeisterssohn zu Köln am Rhein geboren. Damit ist die Atmosphäre angedeutet, in der er aufwuchs. Sein Werdegang, äußerlich schlicht und scheinbar einfach, ist mannigfaltig verschlungen und hochinteressant. Das Talent zur Kunst zeigte sich früh. Trotzdem fing er 1860 als Schlosserlehrling an. Es duldet ihn aber nicht lange in der Werkstatt und noch in demselben Jahre begann er seine künstlerische Ausbildung bei dem Maler Becker in Köln. Bereits 1864 kam er nach München, wo er zuerst Schüler Arthur von Ramberg (geb. 1819 in Wien, gest. 1875 in München) und Piloty wurde. Der Einfluß dieser Meister ist in seinen ersten Bildern, wie „Die Kritiker“ oder „Der Schauspieler“, unverkennbar. Freilich gewahrt man sofort die Klaue des Löwen. Aber etwas Gewolltes und Gespreiztes, ein wenig Schauspiel und Spektakel macht sich noch störend bemerkbar. Sehr bald aber begann Leibl sich ganz auf eigene Füße zu stellen und malte bereits in den Jahren 1868/69 das Porträt der schönen blonden Gattin des Kunstgewerblers Lorenz Gedon (vgl. Bd. I, Seite 346), ein Bild von wahrhaft königlicher Vollendung im Erfassen des Lebens, im Aufbau der Komposition, in der über alle Begriffe herrlichen Malerei der Hände, in der freien und sicheren Pinselführung, in dem wundervollen Schmelz der Farben, und in dem Zusammenklang der Töne, der in einem durch das blonde Haar gewundenen roten Bande gipfelt (Abb. 95). Absolut genommen, erscheint das, was wir Malerei nennen, hier einfach in seiner Vollendung. Freilich, es ist eine Malerei, die ein wenig aus der Münchener Schule und noch mehr aus der großen niederländischen Überlieferung hervorgegangen war. Doch auch davon sollte sich Leibl noch befreien, um ganz seinen, ihm allein eigenen Stil zu finden. Noch in demselben Jahre 1869, in dem er das meisterhafte Bildnis der Frau Gedon vollendet hatte, ging er nach Paris. Man pflegt Leibl mit dem französischen Maler Courbet in einem Atem zu nennen. Und in der Tat liegt auch dieselbe Grundanschauung vor. Beide sind Realisten. Beide Maler schlechthin. Auch in der Art und dem besonderen Charakter ihrer Malerei, in der glänzenden stofflichen Charakteristik, in der Tonmalerei und in dem Hervorheben der Lokalfarben gleichen sie einander. Auch sind sie in München und Paris zusammengetroffen und haben

sich kräftig zugetrunken. Im übrigen aber war die persönliche Annäherung etwas erschwert, da weder Leibl Französisch, noch Courbet Deutsch verstand. Immerhin, da Courbet der wesentlich Ältere, wäre eine Beeinflussung Leibls durch ihn nicht unwahrscheinlich. Allein, das Bildnis der Frau Gedon ist eben vor dem Pariser Aufenthalt Leibls entstanden und eine durchaus selbständige oder eher von der Münchener Schule als von Courbet beeinflußte Kunstschöpfung. In Paris hat Leibl 1869/70 vielleicht Einflüsse von Courbet erfahren, worauf ein Bild wie „Die Cocotte“ mit der wundervollen stofflichen Charakteristik hinweist, und er wäre dann



Abb. 95 Bildnis der Frau Gedon von Wilhelm Leibl 1868/69  
München, Staatsgalerie

in der ihm selbst eigenen Grundauffassung durch Courbet bestärkt worden. Wichtiger und interessanter aber scheint mir, was bisher noch nicht genügend hervorgehoben sein dürfte, daß Leibl in Paris nicht unwesentlich von dem Impressionisten Manet beeinflußt wurde<sup>73)</sup>. Einen untrüglichen Beweis dafür liefert das Bildnis des Fräulein Lina Kirchdorffer, einer Nichte des Künstlers, das in der Münchener Staatsgalerie nächst der Frau Gedon hängt. Es ist reizvoll und genußreich, beide Bilder zu vergleichen. Sie sind nur etwa zwei Jahre aus einander und dabei welch' großer Unterschied! — Der Strich ist ungleich leichter, lockerer geworden. Es ist nicht mehr das Wesen, es ist die Erscheinung der Dargestellten, worauf Leibl jetzt abzielt. Er gibt sich auch einmal als Impressionisten! — Ein hinreißend schönes Bild, diese Kirchdorffer. Aber an die Gedon reicht es, trotzdem es fortgeschritten, moderner ist, doch nicht heran. Und die Leitung der Galerie hat sehr wohl daran getan, nicht das Kirchdorffer-, sondern das Gedonbildnis in den Mittelpunkt und an die Hauptstelle des herrlichen Münchener Leibl-Saales zu hängen. Die Auflockerung der Malweise behielt Leibl einstweilen bei und malte in dieser Manier vortreffliche Bildnisse, so einiger Malerkollegen, wie den Münchener Maler Sattler mit seiner Dogge (1870) und den Maler Paulsen (1870), seinen jungen Kunstgenossen Wilhelm Trübner (1872) (Abb. 97) und den Stilllebenmaler Charles Schuch (1873). Dieser Schuch war auf vier Bildnissen der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung in Berlin vom Jahre 1906 dargestellt, alle vier sind ausgezeichnete Gemälde, aber nur Leibl allein war es gegeben, dieses sprühende



Abb. 96 Bürgermeister Klein von Wilh. Leibl 1871  
Berlin, Nationalgalerie

Leben und diese plastische Modellierung des Kopfes zu erreichen, der sich noch dazu hell vom hellen Hintergrunde abhebt. Malerische Feinheiten höchster Art zeichnen dieses Bild aus, mit wie wenig Strichen ist der Hut modelliert, wie raffiniert die Brille mit ihren spiegelnden Gläsern und der Rauch der Virginia-Zigarre gemalt. In der damaligen Zeit, im Jahre 1871, schuf Leibl eine auch in seinem Werk einzig dastehende Leistung, das Bildnis des Bürgermeisters Klein von Brebach bei Saarbrücken (Berlin, Nationalgalerie) (Abb. 96)<sup>74</sup>. Der Dargestellte ist gerade von vorn genommen, annähernd auf die Mittelachse des Bildes gebracht, er sitzt ganz ruhig da, die wiederum wundervoll, aber in einer ungleich lockeren Manier als bei der Gedon gemalten Hände über dem Stock aufeinander gelegt. Es ist die eine Hälfte des Gesichtes belichtet, die andere im Schatten. Aber nun stehlen sich in die Schattenteile dennoch kleine kecke Lichter

und Widerscheine herein. So ergibt sich ein entzückend abwechslungsreiches Helldunkelgeflimmer, wie überhaupt die Malweise, die Strichführung, das Auftragen der Farbenteile und -teilchen mit größter Leichtigkeit und Genialität vollzogen ist. Die Brille wiederum eine malerische Feinheit besonderer Art. Und dennoch besteht der Reiz gerade dieses Bildes nicht in dem Maler-Handwerk allein. Freilich, Leibl war kein Psycholog und wollte keiner sein, wie etwa Lenbach. Aber dadurch, daß er der Natur so unerbittlich ernst und streng ins Antlitz sah und da er selbst ein so reiner, echter, wahrer und einfacher Mensch war, ist es ihm gleichsam wie von selbst und unbeabsichtigt gelungen, in dem Bildnis des Bürgermeisters Klein den Typ des sorgsamen und unbestechlichen, willenskräftigen und doch bescheidenen Menschen und Beamten der vorrevolutionären Zeit späteren Geschlechtern zum Greifen deutlich vor Augen zu stellen und so einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Kulturgeschichte Deutschlands zu liefern.

Leibls Aufenthalt in Paris wurde durch den Krieg gewaltsam unterbrochen. Er war damals ein baumstarker Jüngling Mitte der zwanziger Jahre, von seltenem Mut und großer Unerstrockenheit. Trotzdem verlangte es ihn nicht danach, inmitten seiner Landsleute fürs Vaterland zu kämpfen. Vielmehr ließ er es geschehen, daß er wegen seiner überragenden Begabung vom Waffendienst befreit wurde. Der diesbezügliche Erlaß ist von König Wilhelm gegeben und von Bismarck gegengezeichnet worden. Wir, die wir von dem großen Erleben des Weltkrieges herkommen, in dem es auf die Dauer keinen rechten Mann längere Zeit außerhalb der Front duldet, dürfen Leibl aus seinem Verhalten keinen persönlichen Vorwurf machen. Wohl aber wirft gerade ein solches Beispiel ein helles Schlaglicht auf den im Verhältnis zu den Freiheitskriegen veränderten Geist unseres Volkes. Damals erstritt sich der Maler Kersting das Eiserne Kreuz. Damals sehnte sich selbst der nicht mehr jugendliche Peter Cornelius über die Alpen, um die Waffe in die Hand zu nehmen. Damals sang und bekämpfte ein Theodor

Körner durch die Tat, daß niemand zu gut, wohl aber viele zu schlecht sind, fürs Vaterland zu sterben. In den Jahren 1870/71 aber war bereits jene fluchwürdige Überschätzung des rein Geistig-Ästhetischen auf Kosten des Heldischen, Nationalen und Staatlichen eingerissen.

Jedenfalls stand Leibl in keinem innig lebendigen Verhältnis zu dem Staat, dem er angehörte. Ebensowenig verstand die Nation ihren Künstler. Es ist der Riß, der sich immer und immer wieder so schmerzlich bemerkbar macht. Ungleich besser als in Deutschland war Leibl in Frankreich, in Paris gewürdigt worden. Er hätte sehr wohl nach dem Kriege dorthin zurückkehren können. Vorteilhafte Angebote waren ihm gemacht worden. Er hätte dort in Saus und Braus leben, Pferde und Wagen halten können. Aber er wies dies alles mit kühl ablehnender Handbewegung weit von sich. Er wollte sich nicht durch äußerliches Gesellschaftsleben von seinem inneren Beruf abbringen, nicht einmal darin zerstreuen oder auch nur beeinträchtigen lassen. Dieser echt deutsche Zug tiefer Innerlichkeit macht ihn uns nur um so teurer. Selbst in München, wohin er von Paris zurückgekehrt war, wurde es ihm auf die Dauer zu laut und unruhig, und er vergrub sich seit 1873 fast ganz in die ländliche Einsamkeit kleiner oberbayerischer Orte: Graßlfing in der Dachauer Gegend, Unterschondorf am Ammersee, Berbling, Bad Aibling und zuletzt, seit etwa 1891, Kutterling oberhalb Aibling. Im letzten Grunde war es die unbändige Naturliebe, die Leibl, den uralten Menschen, hinauszog, war es die Grundehrlichkeit seines Charakters, die all den Flitter, das Geschnas, die Ueahrlichkeiten und Äußerlichkeiten des städtischen Lebens verachtete und verabscheute und sich nach einfachen, unverdorbenen und ursprünglichen Menschen sehnte. War er doch selbst ein einfacher Mensch, der auch nach geistigen Anregungen, wie sie nur die Großstadt bieten kann, nicht sonderlich viel frug. Dort draußen war er frei und ganz der Kunst hingeben. Dort hauste er als der alte Junggeselle, der er war, in vollkommener Anspruchslosigkeit zusammen mit seinem unzertrennlich treuen Freund, dem Landschaftsmaler Johann Sperl aus Buch bei Nürnberg (1840—1914). Sie kochten zusammen, sie gingen miteinander auf die Jagd, ja sie malten gar bisweilen an einem und demselben Bilde, wobei Leibl die Figuren und Sperl die Landschaft übernahm.

Auf eine gute Küche hielt Leibl große Stücke und pflegte zu sagen, Kochen sei schwerer als Malen. Vor dem Gasthausessen, auch der feinsten Speisehäuser, hegte er großes Mißtrauen. Die Reinheit und Echtheit, die ihm in allem und jedem eigen war und als Höchstes galt, ließ ihn auch vor etwaigen Ersatzmitteln bei der Zubereitung von Speisen zurückschrecken.

Leibl war ein leidenschaftlicher Jäger und wegen seiner Treffsicherheit bei den Einheimischen, insbesondere den Schützen berühmt und hochgeachtet. Seine kraftvolle Natur verlangte gegenüber dem Malerhandwerk nach einem Ausgleich und fand ihn in der Jagd wie beim „Hackeln“ und Steinstemmen. Sperl fürchtete oft, Leibl könnte sich trotz seiner gewaltigen Körperkräfte übernehmen



Abb. 97 Bildnis Trübners von Wilh. Leibl 1872  
(Mit Genehmigung der Phot. Gesellschaft,  
Charlottenburg)

und brach wohl auch gelegentlich aus dem Stein, mit dem Leibl zu stemmen pflegte, heimlich ein Stück heraus. Die Jagd liebte Leibl vor allem deswegen, weil er sich dabei so ganz dem Leben in und mit der Natur hingeben konnte. Fast noch mehr Freude als die Jagd selbst bereitete es ihm, seine Hühnerhunde zu „führen“. Stets nannte er solch einen Hund sein eigen. Für seine seltene Leibesstärke war es bezeichnend, daß er einstmals, wie ein Augenzeuge berichtete, zwei ineinander verbissene Hühnerhunde packte und jeden an eine andere Wand schleuderte. Wegen solcher Kraftleistungen, noch mehr wegen seines biederer, treuerherzigen Wesens stand Leibl, der auch die Landestracht, die kurze Wicks, trug, während er seine einheimische Kölner Mundart bis an sein Lebensende bewahrte, bei den Einheimischen, Bauern, Forstleuten, Almbewohnern in hohem Ansehen. Ebenso verkehrte er mit oberbayerischen Landbaronen wie mit den studierten „Honoriatoren“. Eine innige Freundschaft verband ihn insbesondere mit dem praktischen Arzt Dr. med. Julius Mayr. Aus der Freundschaft mit diesem Manne [der übrigens auch als feiner Goethekenner gerühmt wird] entstand das schönste literarische Werk, das wir über Leibl besitzen, ein liebes und sehr gescheites Buch, das uns das ganze Leben und Treiben Leibls, seine glühende Naturliebe, überhaupt seine aufrechte, grundehrliche menschliche Persönlichkeit genau kennen lehrt, wie es ein klares und gesundes Urteil über Leibls große Kunst enthält, mag man auch mit der ästhetischen Grundanschauung des Verfassers nicht immer übereinstimmen, der ganz auf den Realismus seines Helden eingeschworen ist.

Ein so starkes Bedürfnis nach Männerfreundschaft Leibl, diese durch und durch männliche Persönlichkeit, empfand, von Frauenliebe ist er sein Leben lang fast unberührt geblieben. Auch davon weiß das Mayrsche Buch anschaulich zu erzählen. Eine ganz außergewöhnliche Zartheit des Empfindungslebens war dem alten Junggesellen eigen. Die geringste Zweideutigkeit war ihm im Grunde seiner Seele zuwider. Ja, seine Schamhaftigkeit ging so weit, daß er, der große Maler, nicht weiblichen Akt malte.

Dort draußen um München hat Leibl also im wesentlichen sein Künstlerdasein zugebracht, dort draußen hat er sich eingesponnen, unbekümmert um den Streit der großen Welt, am wenigsten bekümmert um ihren Kunststreit. Er ging seinen Weg

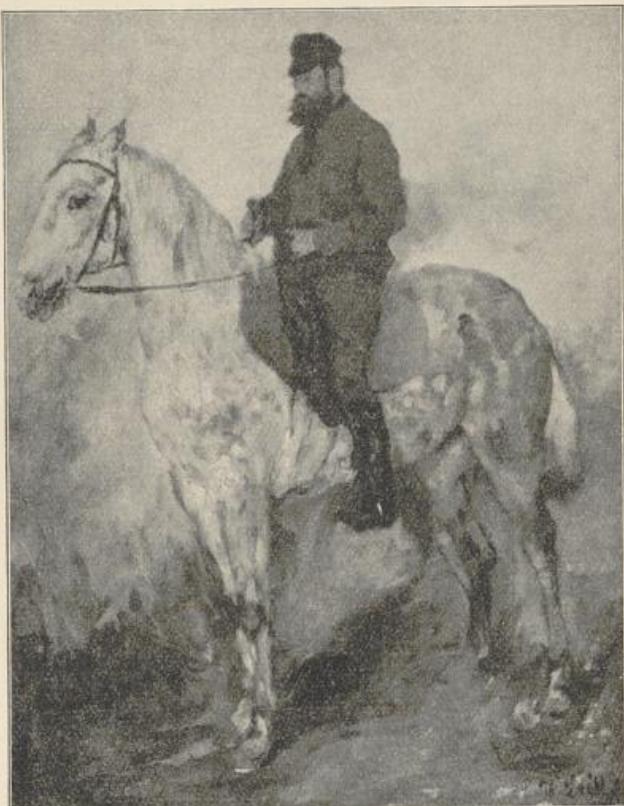


Abb. 98 Der Schimmelreiter von Wilhelm Leibl 1873  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg)

für sich, ohne nach rechts oder links auszuspähen. Aus seiner Umgebung wählte er seine Modelle: Bauern, Bäuerinnen, Jägersleute. Er sah sich nicht nach interessanten Typen unter ihnen um, er malte den ersten besten, er erzählte keine Dorfgeschichten wie Defregger, er monumentalisierte seine Modelle nicht wie Millet, er erhob sie nicht zu Trägern höchst persönlicher Schwermut wie Segantini, sondern er malte sie mit der denkbar größten Sachlichkeit ab, wie sie in Wirklichkeit sind: ruhig, schwerfällig, zumeist schweigsam oder wenigstens wortkarg, bisweilen laut herauspolternd, zumeist ernst, gesetzt, würdig, selten in homerisches Gelächter ausbrechend, häufiger pfiffig schmunzelnd (Abb. 100). Mit derselben Liebe und Hingebung, wie die Bauern selbst, malte Leibl ihr Gewand (Abb. 102 bis 104 und Kunstbeilage) und ihr Gerät, ihre engen Wohnstuben mit den niedrigen, breiten Fenstern, durch welche das Licht hereinfällt. Wenn Leibl Bauern darstellte, so beruht dies lediglich darauf, daß sie sich ihm gerade als bequeme, leicht zu erreichende Modelle darboten. Wie er auch angeborener Vornehmheit gerecht zu werden wußte, was er als „Damenmaler“ vermochte, offenbaren die Bildnisse der Dame in Schwarz, der Frau von Poschinger und der Gräfin von Treuberg. Von der Gräfin von Treuberg bringen wir in einer Farbentafel das prachtvoll gemalte Bildnis in gestreiftem Kleide. Natürliche Vornehmheit, gepaart mit höchster Schlichtheit, ist hier in einfach vornehmer Auffassung und wundervoller Farbenstimmung wiedergegeben.

Draußen in Graßlfing, damals einem Vorwerk des staatlichen Remonte-Depots Bruck, begann Leibl mit einem für ihn seltenen Gegenstand, dem sogenannten „Schimmelreiter“, wohl seinem einzigen Reiterbildnis, das den Stabs-Veterinär Maurer darstellt (Abb. 98). Es ist so monumental im Rahmen wie im Raum untergebracht, daß man nach der Abbildung auf ein Gemälde in großem Format zu schließen geneigt wäre. Dabei ist es ein verhältnismäßig kleines Bild, das nicht einmal einen Meter in der Höhe mißt. Auch das ist für Leibl bezeichnend. Wir können beobachten, daß ein Drang nach monumentalier Wandmalerei die bedeutenden Geister des 19. Jahrhunderts erfüllt, die Cornelius, Rethel, Feuerbach, Böcklin, Marées und später Klinger. Ganz im Gegensatz dazu ist Leibl ausgesprochener Staffeleimaler. Auch seine mehrfigurigen Gemälde gehen selten in ihren Ausmaßen über einen Meter hinaus. Leibl hat später noch einmal ein Pferdeporträt gemalt, im Auftrag des Grafen Treuberg auf Schloß Holzen, und er, der nichts weniger als ein Pferdekennner war, hat dabei dennoch seiner hingebenden Versenkung in den Einzelfall der Natur entsprechend die besonders pikante Nuance der braunen Farbe des Pferdes, vor allem aber die entscheidenden Rassemerkmale des hochedel gezüchteten Tieres so zum Staunen richtig wiedergegeben, daß der gräfliche Besteller ganz hingerissen von Begeisterung war.



Abb. 99 Bauernmädchen mit weißem Kopftuch  
von Wilhelm Leibl Um 1876  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft,  
Charlottenburg)  
(München, Staatsgalerie)



Abb. 100 Ungleicher Paar von Wilhelm Leibl. Etwa 1876/77  
(Nach Photographie der Photogr. Union, München)  
Frankfurt, Städelisches Kunstinstitut

lichen Gestalten, Bauern in der Tracht, von denen einer ein Katasterblatt (nicht eine Zeitung) liest, und die man, ziemlich unangebracht, die „Dorfpolitiker“ getauft hat. Leibl selber hat gerade auf dieses Bild den größten Wert gelegt, von 1876—77 daran gearbeitet, und in der Tat stellt es eine höchste Arbeitsleistung dar. Von der deutschen Kritik wurde es sehr zurückhaltend, von der französischen mit begeistertem Beifall aufgenommen. Allmählich lernte man auch bei uns die hohen Qualitäten dieses Malwerkes begreifen: die unbedingte Wahrheit, die vortreffliche stoffliche Charakteristik, die Lichtführung, den Blick aus dem Fenster auf das reizvolle Stückchen Landschaft. Jeder einzelne dieser fünf Bauern ist ebenso gut gemalt wie die Einzel-Bildnisse, allein daß wir fünfmal nebeneinander einen vortrefflich abgemalten Mann sehen, erhöht unsere Freude nicht, im Gegenteil, gerade mit diesem Bilde war Leibl an der Grenze seiner Begabung angekommen. Es fehlt das einigende Band. Es fehlt der Schmiß der großzügigen Komposition. Man möchte sagen, dazu war Leibl überhaupt zu ehrlich und zu schlicht. Jener Zeit gehört noch ein Gemälde an, jetzt im Städelschen Institut in Frankfurt a. M., das für uns eine ganz besondere Bedeutung besitzt (Abb. 100). Es heißt jetzt „Ungleicher Paar“, und der oberflächliche Beschauer denkt allzu leicht an irgendwelche besonderen Beziehungen der beiden ungleichen Persönlichkeiten statt an die herrliche Malerei, z. B. der Arme und der Hände. Leibl selbst nannte es ganz einfach „Älterer Bauer und junges Mädchen“. Der Mann war ein Fischer, das Mädchen aber, die Wirtsrol von Schondorf, — Leibls einzige Liebe. — Während er noch an den Dorfpolitikern tätig war, malte er zu

In Graßlfing malte Leibl damals — Mitte der 70er Jahre — aber auch bereits drei seiner bekanntesten Werke: die Dachauerin mit Kind, die zwei Dachauerinnen, beide Gemälde in der Berliner Nationalgalerie, überhaupt einer Fundgrube höchster Leiblscher Kunst, und die Dorfpolitiker.

Mit den Dachauerinnen setzt Leibls Bauernmalerei ein, mit den Dorfpolitikern hat er den Gipfelpunkt seiner vielfigurigen Malerei erklimmt. Schon aus Paris hatte er 1870 eine unvollendete Konzertstudie mit vier Figuren heimgebracht. Und eine annähernd ähnliche Gruppierung von vier Figuren hatte er dann 1870/71 zu der „Tischgesellschaft“ zusammengefügt. Jetzt wagt er sich an einen Bildaufbau von fünf männ-



Bildnis der Gräfin von Treuberg von Wilhelm Leibl  
Original im Besitz der Frau Gräfin R. von Treuberg, München

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a.N.



gleicher Zeit im Freien den „Jäger“, den später zu einiger Berühmtheit gelangten Schriftsteller Anton Freiherrn v. Perfall (Abb. 101). In „kurzer Wichs“, mit grünem Hut, grauer Lodenjoppe, schwarzer wildlederner Hose und Wadlnstrümpfen angetan, mit Gewehr und Rucksack auf dem Rücken und der Pfeife in der Rechten steht der von der Sonne stark gebräunte junge Mann neben einem alten Weidenbaum am Ufer des, wie der Himmel, bläulich-weißen Ammersees. Im Hintergrund tauchen ein paar weiße Häuser auf. Der Jäger hat den rechten Fuß auf einen dünnen Baumzweig gestellt, seine linke Hand hängt über dem Gewehrkolben lässig herab. Der Porträtierte schaut aus dem Bilde heraus gerade auf den Beschauer. Neben ihm auf der mattgrünen Wiese liegt sein weißer gefleckter kurzhaariger Hühnerhund. Bei aller Augenblicklichkeit des aus dem Leben gegriffenen Motivs macht sich dennoch auch hier wie bei den „Dorfpolitikern“ eine gewisse Starrheit bemerkbar. Die rollende Bewegung zu malen war Leibl versagt. Gerade durch diese peinlich sorgfältige Beobachtung und Darstellung der Einzelheiten haben die Leiblschen Gestalten leicht einen leisen Anflug von Starrheit erhalten, wohlverstanden: die Gestalten in ganzer Figur. Dagegen war Leibl im Brustbild wie im Kniestück einfach vollendet. Ein solches malte er unmittelbar darauf von dem älteren Freiherrn Max von Perfall auf Schloß Greiffenberg (München, Staatsgalerie). Es ist großartig, wie die lebensvolle Persönlichkeit hier in allem und jedem, in der ganzen Aufmachung, in der Ansicht des Kopfes gerade von vorn, in der Körperwendung nach der einen, der Blickrichtung nach der anderen Seite, in der ausladenden Bewegung des linken Armes wie in der zusammengeschlossenen rechten Faust voll erfaßt ist. Merkwürdig, wie man sich angesichts dieses Bildes von 1876/77 durch die Malweise, insbesondere der Hände, wieder an die klassischen Niederländer des 17. Jahrhunderts erinnert fühlt.

In einem höchst interessanten Gegensatz zu diesem Bildnis steht dasjenige des Malers Jean Paul Selinger, gleichfalls in der Staatsgalerie. Der Dargestellte ist ins scharfe Profil gestellt und das Porträt wenig unter den Schultern scharf abgeschnitten. Von seltener Feinheit und Wirksamkeit der Gegensatz zwischen dem auffallend bleichen Gesicht und dem schwarzen Haupt- und Barthaar, dem dunklen Hintergrund, dem dunklen Rock. Scharf



Abb. 101 Der Jäger (Anton v. Perfall) von Wilhelm Leibl. 1875  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)  
Berlin, Nationalgalerie

schneidet der weiße Umlegkragen zwischenhinein. Eine gewisse Schärfe ist überhaupt dem ganzen Bild eigen. Scharf läuft die Profillinie über die hohe Stirn und die gebogene Nase hinab. Von einer ganz merkwürdigen Klarheit und Bestimmtheit die wunderbare Modellierung des Ohrs. Genau wie beim Baron Perfall ist das ganz andere Gehaben und innere Sein dieses Menschen in das Porträt hineingemalt: Traurig, weltschmerzlich, gespannt, abwartend, vorsichtig, von hoher Geistigkeit erscheint uns der Dargestellte. Jedenfalls psychologisch wie erst recht vom rein malerischen Standpunkt ein Bildnis allerersten Ranges. Die Entstehungszeit steht nicht fest. Dr. Mayr bringt es mit den Künstlerporträts vom Anfang der 1870er Jahre zusammen. Im Münchener Katalog wird es „um 1875“ angesetzt. Man wäre geneigt, es eher später als früher anzusetzen, denn von der lockeren Malweise jener frühen Künstlerbildnisse wie desjenigen des Bürgermeisters Klein ist es in der messerscharfen Bestimmtheit der Zeichnung und Modellierung weit entfernt und weist mehr auf die spätere Zeit. Je länger Leibl nämlich da draußen saß, je mehr die Manetschen Pariser Eindrücke verblaßten, je seltener er auch die niederländische Münchener Tonmalerei vor sich sah, um so mehr bildete er damals, Ende der 70er Jahre und um die Wende des Jahrzehnts einen neuen, zeichnerisch wie malerisch gleich höchst entwickelten Stil aus. Und wenn er auch von jeher in seiner Kunst vor allem seine eigene Begabung ausgesprochen hatte und die Einflüsse von Ramberg, Piloty, überhaupt Münchens und der alten Niederländer, sowie Courbets und Manets nur als nebensächlich gewertet werden dürfen, so fand er doch jetzt erst die ihm ganz allein eigene und eigentümliche Ausdrucksart. Und es ist merkwürdig: gerade diese Weise stimmt am meisten mit der altdeutschen, z. B. Holbeins zusammen, ohne daß Leibl von Holbein etwa unmittelbar beeinflußt worden wäre, welche Zumutung er selbst wohl am entschiedensten abgelehnt hätte. Aber deutscher Geist sprach sich eben in verschiedenen Jahrhunderten gerade in den größten Künstlern im letzten Grunde gleich aus. Freilich nur allgemein gesprochen. Die eigentliche Malweise, die Art und Weise, die Farben aufzutragen, den Pinsel zu führen, blieb stets eine verschiedene. Leibl, und das war sein höchster Stolz, malte stets, ob mit breitem oder spitzem Pinsel, à la prima. Das heißt: er setzte ohne Vorzeichnung gleich beim ersten Strich die Farbe so hin, wie er sie haben wollte. Ein nachträgliches Verbessern, Abkratzen und Übermalen oder gar Lasieren, das heißt ein Darüberstreichen anderer Farben, durch die man die darunter befindlichen hindurchsieht, wie etwa Cranach gemalt hat, gibt es bei Leibl nicht. Thoma erzählte sehr launisch, daß ihm Leibl immer ein wenig mißtraut habe, weil er ihn des Lasierens beargwöhnte. Wenn man nun Leibl in rein geistiger Hinsicht, in bezug auf Grundauffassung so häufig als einen Wesensgleichen unseres größten deutschen Malers, Hans Holbein, aufgefaßt hat, so wären ja in der Tat Vergleichsmomente genug aufzufinden, aber ungleich näher als diesem Meister der dramatischen Aktion, dem geistig beweglichen Schwaben, dem phantasiegewaltigen Holbein, steht der schwerblütige Leibl dem großen Niederdeutschen der älteren Kunstgeschichte, dem einzigen Jan van Eyck. Wie in dem größten süddeutschen Künstler des 19. Jahrhunderts, dem Schweizer Arnold Böcklin die Phantasiefülle, die Kraft des inneren Schauens, der Humor, die einst in den großen oberdeutschen Meistern Dürer und Holbein, Cranach und Altdorfer, Hans Baldung Grien und Matthias Grünewald gelebt und gewirkt hatten, gleichsam wieder Fleisch und Blut annahmen, so scheint in dem Kölner Wilhelm Leibl ein Künstler vom Schlag des alten Niederdeutschen Jan van Eyck von neuem erstanden zu sein. Bei Leibl wie bei Eyck finden wir Menschen in vollkommener Ruhe des Leibes und der Seele, bei beiden die gleiche, unerbittlich strenge psychologische Charakteristik, bei beiden das gleiche künstlerische Verliebtsein in die menschliche Hand, bei beiden die gleiche koloristische Feinfühligkeit, bei beiden

die gleiche glänzende stoffliche Charakteristik, die ein Stück toten Gewandes zu einem lebendigen Kunstwerk zu gestalten versteht, bei beiden die gleiche bewundernswerte Fähigkeit, genau bis ins Einzelste zu sein, ohne in kleinliche Tüftelei auszuarten. Beide aber sind der Gefahr nicht entronnen, mit all ihren Vorzügen bisweilen in Starrheit zu verfallen. Man betrachte daraufhin unsere Abbildungen. — Das weiße Brusttuch über dem „Mieder“ (Abb. 102) ist mit roten Kreuzen bedruckt, das schwarze Mieder selbst mit Silberschmuck geziert, die feingefältelte Schürze blau; violett-schwarz die teils gleichfalls zierlich gefältelten, teils gepufften Ärmel wie auch der Rock. Die sogenannte „Miederstudie“ wie die „Hände“ (Abb. 103) sind in Wahrheit gar keine Studien, vielmehr Überbleibsel von Bildern, die der Künstler im Unmut maßloser Selbstkritik mit eigener Hand zerschnitten und zerstückelt hat! —

Um die Wende der 70er, 80er Jahre, von 1878—82, schuf Leibl sein weltberühmtes Meisterwerk, die „drei Frauen in der Kirche“ (Abb. 104), jetzt in der Kunsthalle zu Hamburg. Er nimmt wieder einen großen Anlauf wie bei der Tischgesellschaft und den Politikern, er dehnt seine Darstellung auf die ganzen Gestalten aus, aber er beschränkt sich auf drei Figuren, hält sich in sehr bescheidenen Ausmaßen und es ist ihm diesmal zweifellos in der Gesamtwirkung des Bildes gelungen, über die eben erwähnten Bilder wie über den „Jäger“ und die thematisch verwandten Dachauerinnen hinaus zu gelangen. Neben den gewohnten Vorzügen Leibls: der tatsächlichen Erfassung des wirklichen Lebens, der glänzenden stofflichen Charakteristik und der herrlichen Malerei zeichnet sich dieses

Bild noch durch einen wunderbaren Rhythmus aus, indem die Anlage des Ganzen mit dem Faltenzug der Gewänder und dem Schnörkelwerk des Rokoko-Betstuhls in wundervoller Harmonie zusammenklingt. Im weiteren Verlauf der 1880er Jahre scheint Leibl einen noch größeren Anlauf genommen zu haben mit einem Wildschützengesicht, womit er aber über die Grenzen seiner Kraft hinausgestrebt und dies



Abb. 102 „Miederstudie“ von Wilhelm Leibl 1878—81  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)  
Berlin, Privatbesitz



Abb. 103 „Zwei Hände mit Buch“ von Wilhelm Leibl Etwa 1885  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)  
Berlin, Privatbesitz



Abb. 104 Drei Frauen in der Kirche von Wilhelm Leibl 1878–82  
Hamburg, Kunsthalle  
(Zu Seite 139)

selbst gefühlt zu haben scheint, jedenfalls hat er dieses Bild wieder selbst zerschnitten. Und wenn man einzelne Stücke daraus in der Berliner Nationalgalerie vorurteilslos betrachtet, so scheint einem bei aller Pracht der Malerei und aller bewundernswerten Naturwiedergabe im Einzelnen, z. B. in der Erscheinung des jungen wie im Kopf des älteren Schützen, das sozusagen altdeutsche Prinzip übertrieben zu sein. Dagegen schließt diese ganze Holbein-Periode mit dem kleinen über alle Begriffe feinen Doppelbildnis des Bauern in der scharlachroten Weste und des jungen bildsauberen Mädels „in der Bauernstube“, das er 1890 gemalt hat und das zu den Perlen der Münchener Staatsgalerie gehört, geradezu glänzend ab (Farbtafel). In den 1890er Jahren vollzog sich dann ein nochmaliger Stilwandel, insofern als Leibl dem damals in München und überhaupt in ganz Deutschland eingedrungenen Impressionismus Zugeständnisse einräumte.

Nicht daß er nicht noch

immer überaus gute Bilder gemalt hätte, allein Leibl näherte sich jetzt mehr der allgemeinen Produktion seiner Zeit, wie z. B. einem Gotthardt Kühl, wofür der Raucher „in der Kleinstadt“ von 1894, München, Staatsgalerie, bezeichnend ist. Immerhin entstehen auch jetzt noch prachtvolle Bildnisse in Öl, wie in Kohle, Bleistift und Federzeichnung, z. B. der Sohn des Tierarztes Reindl, „Der Jäger Karebacher“, gleichsam Leibl's Leibjäger, das Bildnis seines Biographen Dr. Mayr, das „Mädchen am Fenster“ (Abb. 105). Selbst im Jahre seines Todes, 1900, hat Leibl mit dem Bildnis der Frau Roßner-Heine, wenigstens nach der Abbildung zu urteilen, ein Werk von so staunenerregender Schönheit und Lebensfrische geliefert, daß es auch dem besten seiner früheren Gemälde nicht nachsteht.

Das unbändige Leben, das der Gewaltmensch im Freien, auf der Jagd, beim Segeln, beim Stemmen, beim Hackeln, wohl auch ein wenig beim Zechen,



In der Bauernstube von Wilhelm Leibl 1890  
München, Staatsgalerie

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.



vor allem aber beim Arbeiten, gelegentlich auch beim Arbeiten im Freien trotz Kälte und Nässe geführt, hat selbst seine herkulischen Körperkräfte vor der Zeit gebrochen. Ein Herzleiden hatte sich eingestellt. In der Löbeschen Klinik in Würzburg, wo Verwandte von ihm lebten, ist er bereits im Jahre 1900 gestorben.

Der Abschied von der schönen Welt ist ihm nicht leicht gefallen.

„Zum Sehen geboren,  
„Zum Schauen bestellt,

„Gefällt mir die Welt.  
„Ihr glücklichen Augen,  
„Was je ihr gesehn,  
„Es sei wie es wolle,  
„Es war doch so schön!“

Leibl hat die malerische Kultur Deutschlands auf eine höhere Stufe emporgehoben. Und zwar vollbrachte er diese Tat im Zusammenhang mit der Münchener Kunstentwicklung und aus dieser heraus. Erinnern wir uns, daß hier Piloty im Gegensatz zu der zeichnerischen und Gedankenkunst, die von Cornelius bis auf Wilhelm Kaulbach geherrscht hatte, die koloristische Richtung begründete und daß diese aus seinem Atelier oder wenigstens aus seiner Einflußsphäre heraus mannigfach weiterentwickelt wurde, so auf eine geniale, aber rein dekorative Weise von Makart, im Sinne der alten Meister aber von Lenbach. Wilhelm Diez dagegen kam es schon recht eigentlich auf die Malerei als solche an, nur vermochte er sich weder inhaltlich noch formal von den großen Alten ganz frei zu machen und auf eigene Füße zu stellen. Hier nun setzte Wilhelm Leibl ein und vollbrachte diese Tat der Befreiung, deshalb muß er neben Böcklin, dem Schöpfer moderner Grundanschauung, als Begründer moderner deutscher Malerei gefeiert werden. Deutscher Malerei insofern, als er diese Tat im wesentlichen unabhängig und selbständige vollbracht hat. Und der Meister stand nicht allein. Seine Ideale lagen damals in der Luft. Es war die Zeit der großen deutschen Maler des 19. Jahrhunderts. In diesem Sinne spricht man gegenwärtig bisweilen von einer Generation von 1870. In niemandem aber verkörperten sich diese Ideale so rein und so groß wie in Leibl, und niemand hat gerade auf die Besten seiner Zeit einen so ausschlaggebenden Einfluß ausgeübt wie er.



Abb. 105 Mädchen am Fenster von Wilhelm Leibl 1899/1900  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg)



Abb. 103 Bauernhaus mit Strohdach von Johann Sperl  
Berlin, Privatbesitz  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

Grasnelken und Schierling in lauter hellen duftigen und reinen Farben, in Grün, Lila und Blau, im Hintergrund etwa die Berge oder ein Dörflein mit seiner trauten Kirche oder vorn ein einzelnes sauber gestrichenes Bauernhaus mit braunem Holzwerk und dunklem Schindeldach. Thematisch wich er also völlig von Leibl ab und ist ungleich mehr als dessen guter Geselle wie als ein von ihm beeinflußter Schüler aufzufassen (Abb. 106 und 107).

Der Einfluß, den Leibl aber sonst ausübte, war groß, er ging ebenso in die Breite wie in die Tiefe. Und neben eigentlichem Einfluß lassen sich gemeinsame gleiche oder ähnliche Strömungen und Bestrebungen feststellen. Vor allem war die Begeisterung für Courbet dem ganzen damaligen Münchener Leiblkreise um 1870 gemeinsam. Da ist zunächst der Frankfurter *Viktor Müller* (1829—79) nochmals zu erwähnen, der bereits im ersten Bande behandelt wurde. Er kam 1865 aus Paris und von Courbet nach München. Es scheint aber nicht, daß er, der Ältere, Leibl wesentlich beeinflußt hat, daß etwa Leibl von ihm seinen Ausgangspunkt genommen habe. Ihre Bilder wie ihre Geister waren denn doch zu verschieden. Bei Müller ein schweres schwüles Wesen. Tiefe Schatten, lockere Form. Wie anders die Reinheit, Klarheit, Herbheit bei Leibl, die helle Bestimmtheit der Zeichnung und Modellierung. Gerade an dem Unterschied zu Müller, der sich von Courbet willig beeinflussen ließ und diese Einflüsse nach München weitergab, kann man die Eigenwüchsigkeit des Leiblschen Stils klar erkennen. Aber sonst, wie gesagt, gab Müller Courbetschen Einfluß weiter. Da war zunächst sein engerer Landsmann *Otto Scholderer* (in Frankfurt a. M. 1834 geboren, 1902 gestorben). Noch 1861 hatte er einen Violinspieler in einer ausgesprochen deutschen Auffassung gemalt (Abb. 108). Mit welcher Gemütstiefe, ähnlich wie bei Schwind, ist hier die im Innenraum webende Stimmung erfaßt, der Ausblick

Leibl zunächst und in einem Atem mit ihm wurde bereits *Johann Sperl* (1840 bis 1914) genannt, sein alter ego, der mit ihm getreulich alle Freuden und Leiden der Einsamkeit, der Jagd und des Künstlerdaseins teilte. Der kleine, bewegliche Franke war um den großen, schwerfälligen und doch so leichtsinnigen Kölner, der seine ungeheuren Körperkräfte in übermenschlichen Anstrengungen vergeudete, sorgend bemüht wie eine Mutter um ihr Kind. Sperl, als Sohn unbemittelten Landleute in Buch bei Nürnberg geboren, wurde zuerst Lithograph in Nürnberg, dann Schüler A. von Ramberg in München und Verfertiger gut verkauflicher Genrebilder, endlich Genosse Leibls und Maler schlechthin, Landschaftsmaler. Er ist nicht technischen Problemen nachgegangen, sondern er gab ganz einfach in seinen Bildern die schöne oberbayerische Gegend zwischen München und dem Gebirge mit all der innigen Künstlerliebe wieder, die er ihr in seinem reichen und reinen Malergemüt entgegenbrachte, die blumigen Wiesen mit ihren Glockenblumen,

ins Freie gegeben und die ganze Gestalt des schwärmerischen Geigenspielers von Empfindung erfüllt! — Das Bild besitzt eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem gleichfalls in Frankfurt befindlichen Gemälde der „Schwarzwalderin“ aus demselben Jahre von Hans Thoma. In den 1860er Jahren ging Scholderer nach Paris und trat dort wie zu Courbet auch zu den Impressionisten in Beziehungen. Auf einem der berühmten Gruppenbildnisse von Fantin-Latour: „Das Atelier von Battignolles“ wurde er mit verewigt (Abb. 17). Auf der Jahrhundertausstellung war ein Stilleben mit einem Reh, Fischen, Gemüsen und Flaschen von 1869/70 zu sehen, das sowohl von Courbet, als auch, wie mir scheint, von Cézanne beeinflußt wurde, und das andererseits nicht ohne unmittelbaren Zusammenhang mit dem Courbet-schen Thomabilde: dem Knaben mit dem toten Reh von 1868 zu denken ist. Freilich ist die Widerspiegelung Courbets bei den beiden deutschen Malern verschieden: bei Scholderer ein reizvolles Helldunkel, bei Thoma breit hingestrichene Tonflächen. Thoma selber, der anfangs der 70er Jahre unmittelbar nach seinem Pariser Aufenthalt in München tätig war, gerade damals seine ausgesprochen realistische Periode hatte und ein gut Teil seiner besten Bilder malte, hatte Beziehungen zum Leiblkreise. Und erst recht der oberbayerische Thoma: Karl Haider, der der bayerischen Landschaft mit derselben deutschen Gründlichkeit auf den Leib rückte, wie Leibl in seiner „Holbein-Epoche“ den altbayerischen Menschen. Haider wie Thoma empfingen also Anregungen von Leibl, der schon in seiner Jugend auf einem Düsseldorfer Künstlerfest als Malerkönig gefeiert worden war. Andererseits sollte Thoma den Leibl-Schüler Trübner auf landschaftlichem Gebiete anregen. So schneiden und durchkreuzen sich die Kreise der Phantasie- und Wirklichkeitsmaler, der großen Idealisten und Realisten. Nur Böcklin, der ausgesprochenste Phantasiemaler, und Leibl, der entschiedenste Realist, haben, wie es scheint, auch nicht die geringsten Anregungen gegenseitig empfangen und gegeben, obwohl beide damals, anfangs der 1870er Jahre, in demselben München tätig waren. Dagegen hat Meier-Graefe die sehr interessante Behauptung aufgestellt, daß selbst Munkacsy (der übrigens je im selben Jahre geboren und gestorben ist wie Leibl, vgl. Bd. I, S. 296) von Leibl beeinflußt wurde und diesen Einfluß nachmals an Liebermann und Uhde weiter gegeben hat. Danach wäre dann auch die Berliner Schule aus der Münchener und, wie bei den Franzosen, so auch bei uns der Impressionismus aus dem Kolorismus organisch herausgewachsen.

Als eigentliche Leibl-Schüler aber darf man wohl Alt, Hirth, Schuch und Trübner bezeichnen. Die beiden ersten waren, ebenso wie Sperl und Leibl selber, aus dem Münchener Atelier von Ramberg hervorgegangen. Theodor Alt war

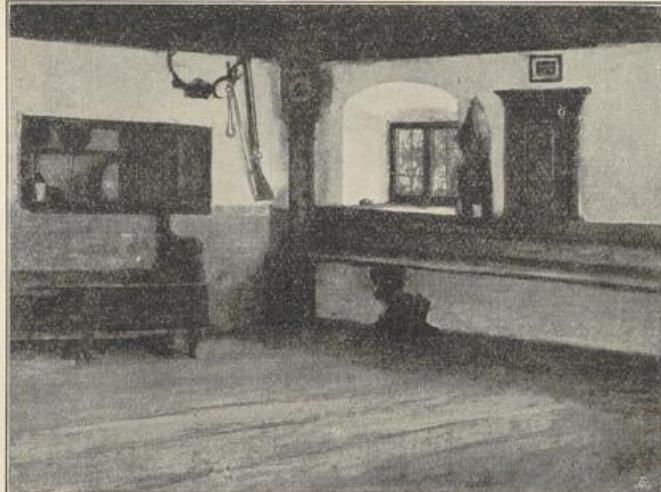


Abb. 107 Bauernstube von Johann Sperl  
Berlin, Nationalgalerie  
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

1846 in Döhlau bei Hof geboren, er lebte nachmals 1878—1901 in Rothenburg und seitdem in Ansbach. Da er aber infolge einer schweren Erkrankung früh zu malen aufhörte, gibt es nur wenige Bilder von ihm, aber ganz ausgezeichnete Stücke. Auch er berührt sich gelegentlich stofflich mit Thoma (Siebenschläfer, Jahrhundertausstellung Nr. 28). Er malte Leibls Atelier wie dasjenige Hirths, in dem er diesen mit seiner jungen Gattin darstellt (Abb. 109), etwa in derselben bewegten Auffassung wie Leibls frühe Bilder des Schauspielers (Karl Haider) und der Kritiker (Haider und Hirth). *Rudolf Hirth* wurde, in demselben Jahre 1846 wie Alt, in Gräfentonna bei Gotha geboren, er war ein Bruder des bekannten Herausgebers der Münchener Neuesten Nachrichten, des Formenschatzes und der Jugend Georg Hirth und nannte sich zum Unterschied von diesem Hirth du Frênes. Von ihm hängt in der Kunsthalle zu Karlsruhe das prachtvolle Bild „Die Maler Wilhelm Leibl und Johann Sperl auf dem Ammersee“. Von ihm röhrt auch das eine der vier berühmten Schuchporträts her (Abb. 110). *Charles Schuch* (in Wien 1846 geboren und 1903 gestorben) besuchte von München und dem Leiblkreis aus mit Trübner Paris, wo er unmittelbar den Einfluß Courbets erfuhr. Er lebte nachmals viele Jahre im Ausland, namentlich in Venedig und in Paris, aber auch in Holland. Er war der eigentliche Stillebenmaler des Leiblkreises, er



Abb. 108 Der Violinspieler von Otto Scholderer  
Privatbesitz, Frankfurt a. M.  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg)  
(Zu Seite 142)

hat gelegentlich gelandschaftert, er hat denselben alten Schrank in Leibls Werkstatt und im selben Jahr wie Trübner gemalt, aber letzten Grundes steht er als der Maler der Früchte, der Äpfel, des Spargels, der irdenen und Zinnkrüge vor unserm geistigen Auge. Er kam von der alten Wiener Kultur her, er bewährte einen feinen Geschmack und eine eindringliche Naturliebe schon in der Auswahl und in der Anordnung der herrlich buntfarbigen Äpfel. Herrlich ist es auch, wie die Zinnkrüge das Licht widerspiegeln, und es ehrt gewiß den Künstler, wenn man vor seinen Bildern an Frans Hals denken und sich ihrer dennoch uneingeschränkt weiter erfreuen kann. Etwas wienisch einschmeichelnd Liebenswürdiges ist seinen Schöpfungen eigen. Dabei sind die Stilleben ebenso fest, bestimmt und klar gezeichnet wie schön gemalt. Dagegen dürfte

seine Kraft für den Aufbau umfangreicher Landschaften nicht ganz ausgereicht haben.

Der ungleich bedeutendste, dabei jüngste dieser ganzen Künstlergruppe, der trotzdem seinerseits auf Schuchs Stilllebenmalerei entscheidenden Einfluß gewinnen sollte, war *Wilhelm Trübner*<sup>75</sup> (1851–1917). Er wurde in Heidelberg, also wie Thoma im Großherzogtum Baden, geboren, war aber der Stammeszugehörigkeit nach Rheinfranke wie Leibl. Gleich manch anderem deutschen Maler bis auf Dürer und Schongauer hinab ist Trübner ein Goldschmiedssohn gewesen, aus alter angesehener und wohlhabender Familie, und eine gediegene Handwerklichkeit, die Begeisterung für Echtheit und Lauterkeit, der Sinn für edle Stoffe blieb ihm zeitlebens eigen und bildet einen Grundzug seines Wesens als Mensch wie als Künstler. Andererseits besaß Trübner die natürlich männliche Freude an Schwert und Pferd. Reiten, Schläger-, Säbel-, Pallasch-, Dolch-, Florett- und Bajonettfechten bildete seine Erholung. Nach Karlsruhe gekommen, sprang er in eine Verbindung an der technischen Hochschule ein. Freudig sah er seiner Einberufung zum Kriegsdienst 1871 entgegen. Und als demobilisiert wurde, wartete er mit der Ableistung seiner Dienstzeit in der sicheren Erwartung, daß nach den Erfahrungen von 1864, 66, 70 doch bald wieder ein neuer Krieg ausbrechen würde. Dann als Einjährig-Freiwilliger bei den Dragonern fühlte er sich im Sattel und bei der Führung der Waffe so wohl wie im Atelier vor seiner Staffelei. Er malte sich selbst in Uniform, in blinkendem Renaissance-Harnisch und zu Pferd. Er pflegte seine Vergleiche aus dem Soldatenleben her zu nehmen, und auch sonst klingt seine Ausdrucksweise soldatenhaft. Wenn wir uns Wilhelm Leibl unwillkürlich als Jäger vorstellen, in der kurzen Wichs, mit dem Gewehr in der Hand und den Hühnerhund zur Seite, so schwebt der frische, starke, durch und durch männliche Wilhelm Trübner unserer Phantasie fast wie ein alter deutscher Landsknecht

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

10



Abb. 109 Rudolf Hirth im Atelier von Theodor Alt 1870  
Berlin, Nationalgalerie  
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)



Abb. 110 Maler Schuch von Hirth du Frênes 1874  
München, Staatsgalerie  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“  
(Zu Seite 144 und 131))

oder wie ein Rittersmann vor, vom Geist Frundsbergs und Götzens von Berlichingen umwittert.

Sein künstlerischer Werdegang vollzog sich in noch reicherem Windungen als derjenige Leibls, führte aber dennoch glücklich zur Vollendung. In Trübners früheste Jugend ragte die Persönlichkeit Anselm Feuerbachs herein, der in Heidelberg seine Stiefmutter zu besuchen pflegte. Feuerbach setzte es bei dem Vater Trübner durch, daß Wilhelm die Künstlerlaufbahn erwählen durfte, und auf Feuerbachs Veranlassung wurde er 1867 nach Karlsruhe auf die Akademie geschickt. Dort lernte er damals schon den genialen Maler Hans von Straschiripka, genannt Canon (I. Teil, S. 292) kennen. Nach Schluß eines Schuljahres trat er in die Malschule Alexander von Wagners in München über, folgte aber bereits 1869 wieder Canon, der inzwischen nach Stuttgart übergesiedelt war.

Unter Canons Einfluß ist Trübners frühestes bekanntes Bild „In der Kirche“, Karlsruhe, Kunsthalle, entstanden. Dann kam er ein zweites Mal nach München und trat nun in die Malschule des Altmeisters Wilhelm Diez ein (I. Teil, S. 278). Jetzt lernte er Charles Schuch und durch ihn im Sommer 1871 auch Leibl selbst kennen. Bereits im Jahre darauf und weiter in den folgenden Jahren malte Trübner ein Teil seiner besten Bilder. In der Tat, die Zeit von 1872—76 ist als seine erste Meisterschaftsepoke zu bezeichnen. Es ist beinahe unfaßlich, wenn man das Bildnis seines Paten, des Heidelberger Bürgermeisters Hoffmeister von 1872 (Abb. 112) mit dem Bilde „In der Kirche“ von 1869 vergleicht, welche Fortschritte der Künstler in den wenigen Jahren gemacht hat. Durch das Hinzutreten, den Einfluß und die freudige Anerkennung Leibls waren alle etwa noch schlummernden Kräfte in Trübner geweckt worden. Das Hoffmeister-Porträt ist eine geradezu staunenerregende Leistung für einen Einundzwanzigjährigen! — Es hat etwas Verlockendes, die beiden Bürgermeisterbilder der beiden großen Künstler Leibl und Trübner miteinander zu vergleichen. Man erlebt die innere Verwandtschaft und zugleich ihre individuelle Verschiedenheit. Gleich frontal, gleich monumental ist das Trübnersche Bildnis aufgebaut. Auch hier erscheinen beide Hände, diesmal ineinander gefaltet. Das Licht fällt aber nicht von einer Seite, sondern gleichmäßig auf das Antlitz, so daß beide Hälften gleich klar hervortreten. Der Trübner eigene Sinn für das Dekorative macht sich von allem Anfang an in der herrlichen Malerei des gesprankelten Lehnsstuhls wie der grauen

Weste geltend, dazwischen ist das tiefe satte Schwarz des Rockes, das Trübner wie wenige Maler der ganzen Kunstgeschichte malen konnte, koloristisch wirksam hineingespannt. Die Höhe, die unser Meister hier erklommen, hat er wohl überhaupt nie überstiegen, ja er hat sie nicht immer zu behaupten vermocht. Zu der besonders beglückenden und eindringlichen Wirkung des Bürgermeister-Bildnisses trägt allerdings auch, so unkünstlerisch gedacht dies scheinen mag, die sympathische und imponierende Persönlichkeit des Dargestellten nicht unwesentlich bei. Trübner war in der Stoffwahl besonders glücklich gewesen und die Bedeutung des dargestellten Gegenstandes für die Wirkung der Kunst läßt sich nun einmal nicht leugnen. Den inbrünstigen Ausruf: „Gieb, Muse, Stoff! —“ legt ein Dichter von der Größe Conrad Ferdinand Meyers seinem Ulrich Hutten in den Mund. Als ein weiteres Glanzstück Trübnerscher Bildniskunst ist das Porträt seines Freundes, des Münchener Dichters Martin Greif, vom Jahre 1876 zu betrachten (Abb. 117). Der Dargestellte ist in halber Figur und im Dreiviertelprofil nach rechts gegeben. Er sitzt auf einem gepolsterten Stuhl und ist ganz in die Lektüre eines Buches versunken, das er in beiden Händen hält. Zwischen dem Zeige- und Mittelfinger der Rechten ein Sträußchen Maiglöcklein. Und wie diese Blumen einen besonders farbigen Akzent in das koloristische Ganze — eine Harmonie von hellrosa Fleischfarbe, Schwarz und Braun, der Sessel dunkeloliv und der Vorhang blutrot — hineinbringen, so verbreiten sie auch über die sonst so schlicht natürliche Wiedergabe einen feinen, zarten Duft von Poesie. Man erlebt hier wie angesichts des Bürgermeister-Bildnisses, daß Trübner, der Leibl so nahe wie kein anderer gekommen, trotzdem beileibe nicht etwa als bloßer Nachahmer des großen Kölners aufgefaßt werden darf, vielmehr steht er ihm als eine fest in sich geschlossene, selbständige, kongeniale Künstlerpersönlichkeit gegenüber. Im letzten Grunde liegt doch wieder eine Welt zwischen der Kunst der beiden Männer! Trübner verfügte nicht



Abb. 111 Stillleben von Charles Schuch Berlin, Nationalgalerie  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

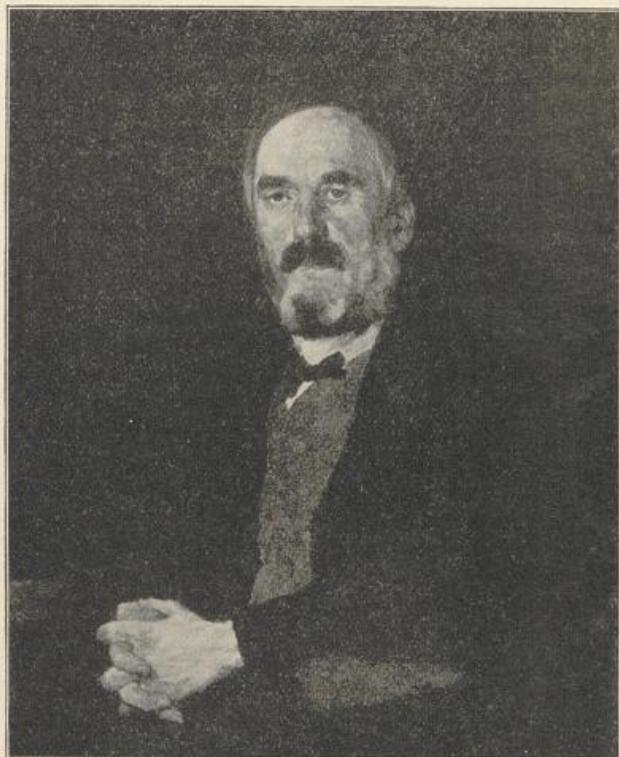


Abb. 112 Bürgermeister Hoffmeister aus Heidelberg von W. Trübner 1872  
Berlin, Nationalgalerie  
(Zu Seite 146)

über die einzig dastehende zusammengefaßte geistige Kraft und haarscharfe Bestimmtheit Leibls, dafür stand er aber der Natur mit noch größerer Unmittelbarkeit gegenüber. Vor allem aber sah Trübner noch entschiedener von der Linie ab und baute seine Bilder lediglich auf dem Ton auf. Die Farbe rein auf die Leinwand zu bringen, ist von jeher sein Ehrgeiz gewesen. Das Holbeinsche bei Leibl fehlt Trübner ferner ganz, an seiner Wiege haben dafür Frans Hals, Jan ver Meer und Velasquez gestanden. Ferner war er weltläufiger, beweglicheren Geistes, eine mannigfaltiger zusammengesetzte Persönlichkeit. Auch verbiß er sich niemals einseitig in die Bildnis- und Figurendarstellung, vielmehr war er auch Stilllebenmaler und Landschaftsmaler.

schafter (Abb. 114—116). Auf die Landschaft war er von Thoma hingewiesen worden, von dem wir uns erinnern, daß er anfangs der 1870er Jahre auch in München gelebt und daselbst mit dem Leibl'schen Kreis verkehrt hat.

Über Trübners künstlerischen Entwicklungsgang sind wir durch sein Buch „Personalien und Prinzipien“ genau unterrichtet, und die diesbezüglichen Darlegungen gipfeln eigentlich in den Sätzen (S. 20): „Die Eindrücke, die ich in Thomas Atelier empfing, waren maßgebend für meine spätere Tätigkeit als Landschaftsmaler. Auf diesem Gebiete habe ich ihm ebensoviel zu verdanken wie Canon und Leibl auf dem des figürlichen Faches. So waren mir gleich zu Anfang meiner Künstlerlaufbahn die vier größten Könner des Jahrhunderts, Feuerbach, Canon, Leibl und Thoma, zu Führern und Leitsternen geworden.“ Im Jahre 1874 malte Trübner bereits eine Reihe von Chiemseebildern, die vielleicht den reinsten und ungetrübtesten Genuß von allen seinen Landschaften gewähren. Das alte Schloß auf der Herreninsel ist je in verschiedener Ansicht auf einem Bilde der Berliner Nationalgalerie (Abb. 116) wie der Münchener Staatsgalerie dargestellt — zwei Symphonien von Baumgrün und Himmelsblau — während der hier gleichfalls abgebildete Dampfschiffsteg sich in Münchener Privatbesitz befindet (Abb. 115). Man achte darauf, wie die Frische des Wassers und die Weite der Chiemseelandschaft herausgebracht, das an sich uninteressante Motiv des Dampfschiffstegs künstlerisch überwunden, Menschenwerk und Erde, Wasser und Himmel, Nähe und Ferne in ein künstlerisches Ganzes umgesetzt ist, über dem ein wunderbarer Friede schwebt. Wohlgerichtet, die Stille der Natur wird durch keine menschliche oder tierische

Staffage unterbrochen. „Grün, Grau, Blau, Braun, Braungelb und Grüngelb sind, grob gesprochen, die zauberischen Stufen, auf denen hier der lichte Fuß der äthergeborenen Schönheit herniedersteigt. Jede Farbe enthält alle übrigen des Bildes — so scheint es — und alle Farben durchdringen sich brünstig — am brünstigsten im Vordergrunde neben dem Steg in den Tönen der längsseits liegenden Kähne und der beschatteten Wasser, in denen sie schaukeln.“ (Fuchs.) Angesichts des Bildes vom Jahre vorher, 1873, „Im Heidelberger Schloß“ (Abb. 113) lernen wir Trübner wieder von einer anderen Seite kennen. Hier ist der Raum wundervoll wiedergegeben; gegenüber der knappen Bestimmtheit Leibls alles weich, fließend. Es ist eine Stimmung von Weiß über viel — viel Grau zu Schwarz. Schwarzweiß ist der Hund, schwarz der Rock des Mannes, grau das Beinkleid, grau die Wand, grau sind die Scheiben und die Wolken. Der rötliche Ton des Sandsteins der von hinten gesehenen Schauseite des Heidelberger Schlosses ergibt einen kräftigen Gegensatz zu den grünen Wiesen da draußen. —

Weite Studienreisen, die Trübner, zum Teil mit seinem Freunde Charles Schuch, nach Italien, den Niederlanden und England unternommen, hatten inzwischen seinen Blick erweitert, seine gründliche Kenntnis der alten Meister vertieft, ihn aber im wesentlichen in der im Leiblkreise anfangs der 1870er Jahre gewonnenen malerischen Grundanschauung nur verstärkt. In Paris hat sich Trübner nur zweimal und je kurze Zeit anlässlich der Weltausstellungen aufgehalten. Entscheidende Anregungen hat er von dorther nicht heimgebracht. Von 1875 bis 1896 war er im wesentlichen in München tätig. In diese Zeit nun fällt eine ganz merkwürdige Wandlung — nicht seines malerischen Stils — wohl aber in der Wahl seiner Stoffe. Während wir bis 1876 die erste Blütezeit seiner Kunst angesetzt hatten, beginnt Trübner, dieser ausgesprochene Wirklichkeitsmaler, im Jahre 1877 sich als Phantasiekünstler zu gebären oder, um



Abb. 113 Blick aus dem Heidelberger Schloß von Wilhelm Trübner 1873  
Großherzogliches Museum zu Darmstadt  
(Nach Photographie F. Bruckmann, München)



Abb. 114 Reh, Hasen und Schnepfen von Wilhelm Trübner 1873  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)

sich seiner Ausdrucksweise zu bedienen, dieser geborene Maler des Zuständlichen stellt Begebenheiten dar: Kampf der Lapithen und Zentauren, Gigantenschlacht, Kreuzigung, „Kentaurenpaar“ in liebesbrünstiger Umarmung, Die wilde Jagd, Dantes Hölle — Fünfter Gesang, Amazonenschlacht, Gefangennahme Friedrichs I. in der Schlacht bei Ampfing, Tilly reitet während der Schlacht bei Wimpfen in die Kirche, um für den glücklichen Ausgang den Segen des Himmels zu erflehen. Wie kam Trübner auf solche Stoffe?! — Die Muse hat sie ihm wahrlich nicht gegeben! — Da er aber mit seiner rein bildkünstlerischen Malerei nicht durchgedrungen war, versuchte er gewaltsam als der Draufgänger, der er war, das Interesse des Publikums mit Stoffen, die diesem genehm waren, gleichsam im Sturm zu erzwingen. Nicht daß diese Bilder weniger gut gemalt wären als seine übrigen, aber der Künstler kann eben nur überzeugend verkörpern, wozu er von innen heraus gezwungen wird. Bei diesen Trübnerschen Bildern dagegen ist der Gegensatz zwischen der herrlichen Malerei und der gänzlich geist- und gefühllosen Auffassung denn doch gar zu verletzend. Das ist im übelsten Sinne des Wortes Theater- und Sensationsmalerei. Einzig und allein die als Deckenbild 1878 entworfene „Wilde Jagd“ zeugt von einem gewissen, wohl von Rubens' Bildern des Jüngsten Gerichtes abgeschauten, einheitlich großen Zug. Geradezu furchtbar aber ist das Gemälde „Kaiser Wilhelm auf dem Schlachtfeld von Walküren begrüßt“. Man stelle sich vor: Der alte Wilhelm zu Pferd in Überrock und offenem Mantel, unter der Pickelhaube, hinter ihm galoppiert sein Sohn, „der

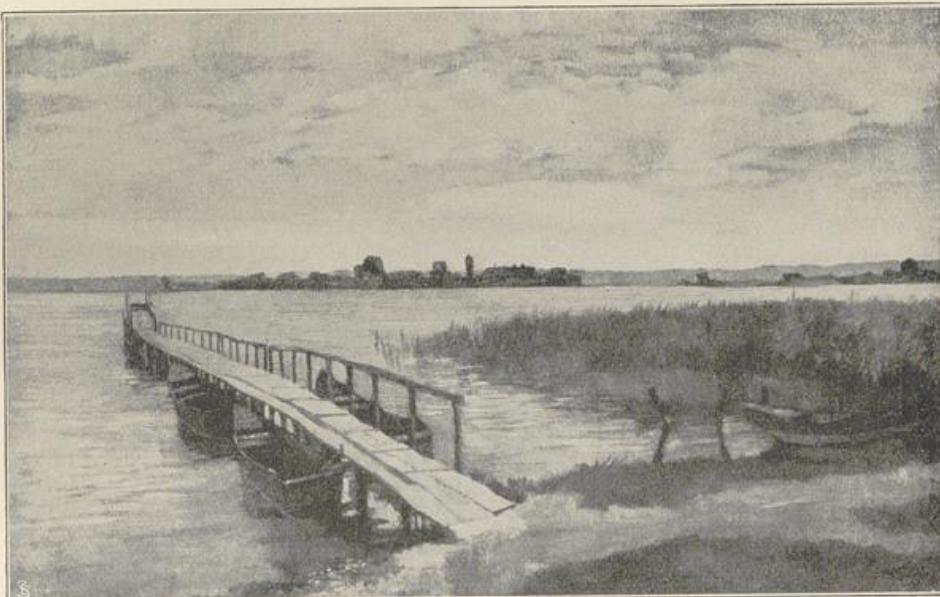


Abb. 115 Chiemseelandschaft von Wilhelm Trübner 1874  
München, Privatbesitz  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)  
(Zu Seite 148)

Kronprinz“ und nachmalige Kaiser Friedrich III., den Feldherrenstab theatralisch auf den rechten Schenkel gestützt. Zur Seite reitet eine feldmarschmäßig ausgerüstete Kürassier-Schwadron in strammer Haltung: „Achtung. Die Augen rechts!“ — Und nun sprengt, natürlich ohne Zaum und Sattel, eine Walküre mitten dazwischen herein, gefolgt von ihren Genossinnen, und hinter dem Kronprinzen folgt eine weitere solche Schar! — Fürwahr der Inbegriff einer gänzlich unkünstlerischen Auffassung. Diese Komposition stammt als später Nachkömmling aus dem Jahre 1897. Sonst hatte sich Trübner bereits seit einem Jahrzehnt wieder selbst gefunden. Ebenso unerfreulich war es, wenn Trübner in jenen unglücklichen Jahren von 1877—87 seine edle hohe Kunst gelegentlich gar zur Wiedergabe von Witzen erniedrigte: Seine Dogge sitzt vor einem Tisch, auf dem ein paar Knackwürste liegen, und das Bild führt den Titel: „Ave Caesar, Morituri te salutant.“

Gegen diese Art von Kunst hat sich Trübner selbst, der auch als Programmredner oder literarischer Vorkämpfer nicht nur seiner eigenen, sondern überhaupt der Kunst des Leiblkreises betrachtet werden kann, in einer 1892 namenlos erschienenen Schrift „Das Kunstverständnis von Heute“, die 1907 als ein Teil seines Buches „Personalien und Prinzipien“ wieder abgedruckt wurde, mit aller nur irgend wünschenswerten Deutlichkeit gewandt. Er wettert geradezu gegen allen Schein und alles Gigerlum in der Kunst, daß sich die Maler statt schlecht und recht gute Bilder zu malen, Vorwürfe aus der Geschichte und aus dem Leben suchen, ohne selbst davon ergriffen zu sein, nur um das Interesse des Publikums wachzurufen. Wenn er aber seinen Kampf gegen das „Seelenvolle“ in der Kunst überhaupt ausdehnt, so schüttet er das Kind mit dem Bade aus. Es setzt dies bei einem Freund Thomas und dankbaren Schüler dieses Künstlers auf landschaftlichem Gebiete baß in Erstaunen. Es wundert uns aber nicht, wenn wir uns die eigene Kunst Trübners vergegenwärtigen, die bei all ihren sonstigen großen, rein bildkünstlerischen Vorzügen in der Tat auffallend seelenlos

ist. Selbst die Mehrzahl seiner vorzüglichen Bildnisse, die zumeist recht unbedeutende Menschen vorstellen, ist von diesem Nachteil nicht freizusprechen, der um so mehr ins Auge fällt, als die gemalten Persönlichkeiten häufig gerade von vorn genommen sind und den Betrachter aus dem Bild heraus, man verzeihe die starke Wendung: förmlich anstarren. Gerade die in unserem Buche abgebildeten Bildnisse, auch das herrliche Porträt seiner Kusine (Abb. 118), machen da eine erfreuliche Ausnahme. Ein derartig seelenloses Anstarren, wie aber sonst häufig bei Trübner, werden wir bei den großen alten Meistern schwerlich je wieder finden. Trübner hat es nun sicherlich nicht an natürlicher Innigkeit gefehlt. Er spricht dankbar von seinen Lehrern wie erst recht von seinen Eltern und äußert sich insbesondere über seine Mutter: „Alle Eindrücke meiner Jugend überragend, steht jedoch das Bild meiner Mutter vor mir, als Inbegriff alles Guten und Edeln.“ Aber ebenso sicher ist, daß Trübner, als Persönlichkeit genommen, keine besondere Tiefe des Seelenlebens eigen war. Und es scheint eben, daß er gänzlich außerstande war, auch nur im geringsten nachzufühlen, was Dichterkünstler wie Thoma ungewollt und unbeabsichtigt, vielmehr ganz selbstverständlich von innen heraus an Gefühlswerten in ein Bild hineinlegen müssen. Wir wollen uns daher durch die Trübnersche Kritik des „Seelenvollen“ nicht in unserer Grundanschauung beirren lassen, gerade die auch seelisch tief empfundenen Kunstwerke als besonders wertvoll und für deutsches Wesen besonders aufschlußreich zu betrachten. Ebensowenig wollen wir uns durch seine einseitige Ästhetik die Freude an seinen eigenen, rein realistischen Kunst höch-

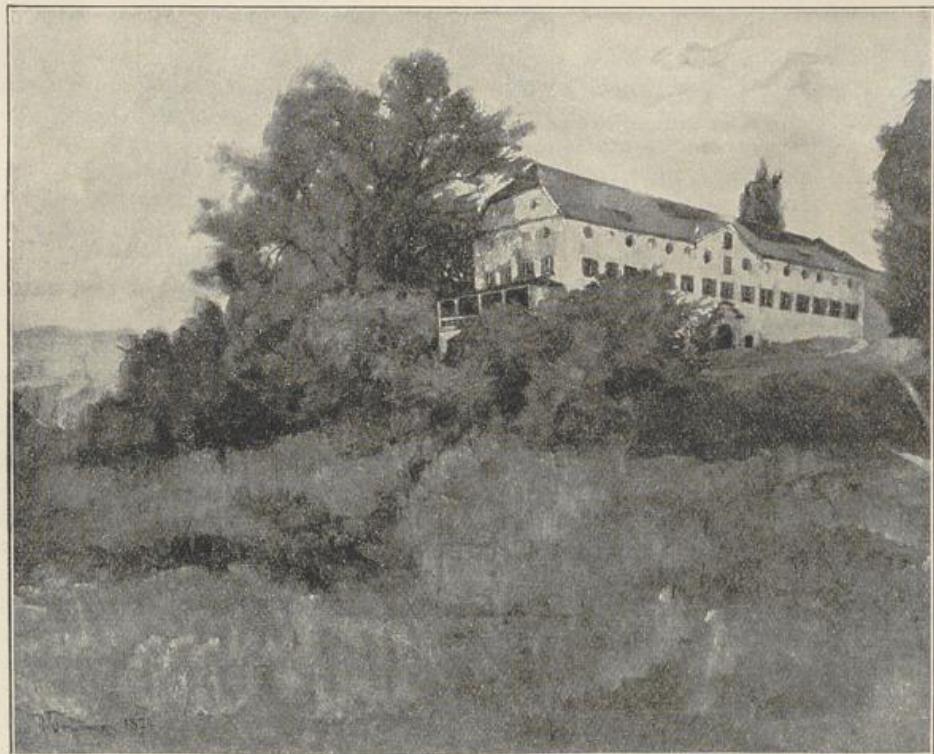
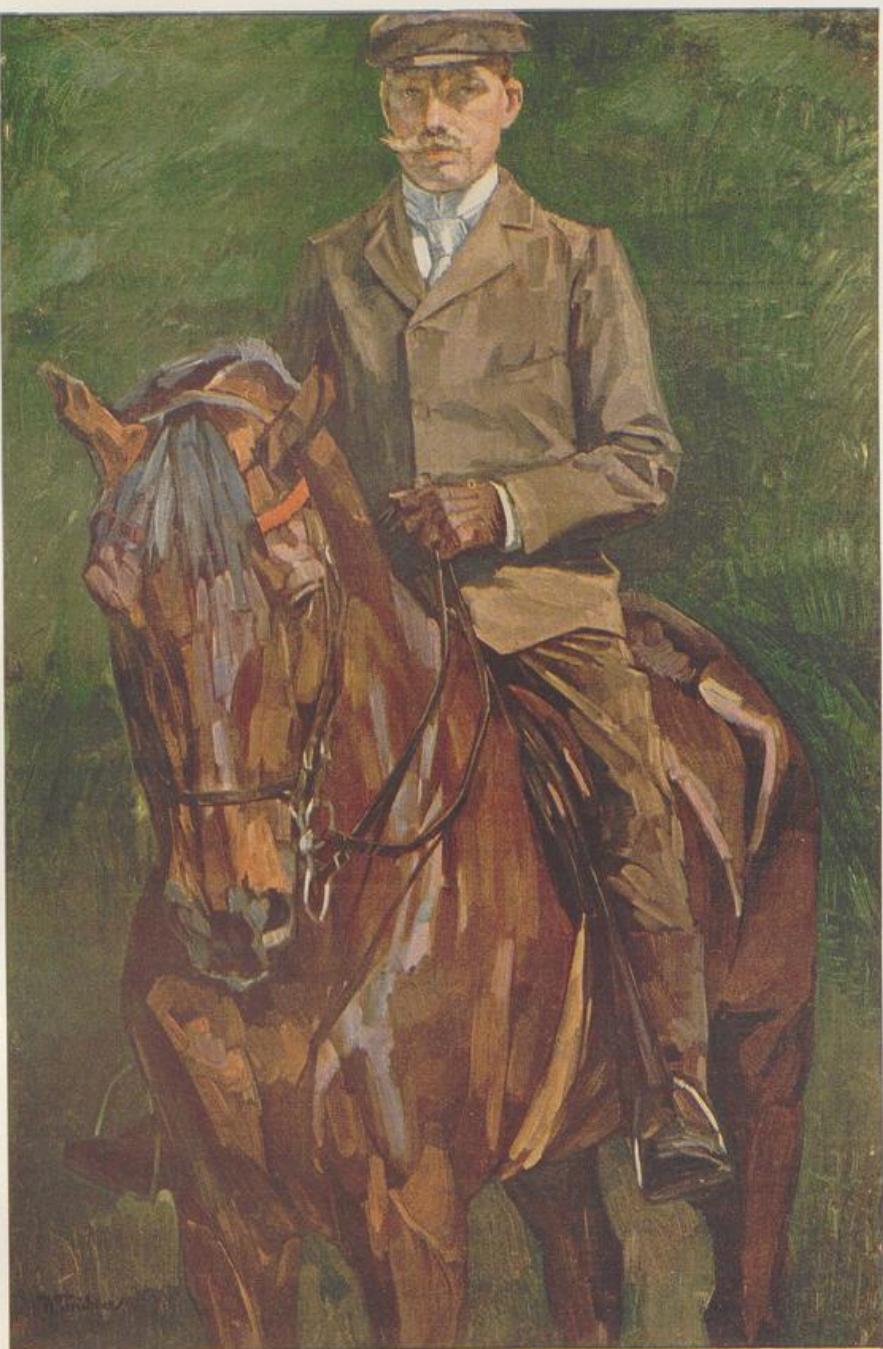


Abb. 116 Klostergebäude auf der Herreninsel im Chiemsee von Wilhelm Trübner 1874  
Berlin, Nationalgalerie  
(Aus Brückmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“  
(Zu Seite 148)



Reiterbildnis von Wilhelm Trübner

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.



ster Art vergällen lassen. Sehr erfreulich an seinen schriftstellerischen Er-güssen wirkt es, daß er den vielen Richtungen in der Kunst seiner Zeit, so weit sie bloß aus Mode oder Laune eingeschlagen wurden: der Graumalerei, der Hellmalerei, dem Pleinair, dem Impressionismus usw. aufs schärfste entgegentrat und statt dessen schlechthin gute Malerei, wahres Verständnis für Form und Farbe verlangte. Wie ein zornig aufrüttelnder Trompetenstoß aber gellt es in unsere gegenwärtige Zeit der fluchwürdigen Überfremdung und der ewigen Verbeugungen vor dem Ausland herein, wenn Wilhelm Trübner als der echt deutsche Mann und Künstler, der er war, entrüstet ausruft: „Dieses Unterdrücken der eigenen Kräfte und dieses Bauchwettkriechen vor dem Ausland muß aber dem Ausländer selbst verächtlich vorkommen.“

Wir sprachen soeben von Trübners Beziehungen zu seinem Landsmann Thoma. Anfangs der 70er Jahre war er ihm zuerst nahe getreten, 1872 hatten sie beide nach denselben Modellen je ein Bild „Raufende Buben“ gemalt, jener im Breit-, dieser im Hochformat, wobei sich der geborene Erzähler Thoma dem Maler des Zuständlichen Trübner freilich überlegen erwies. Auf dem Gebiet des Landschaftlichen hatte der jüngere dem älteren Künstler wertvolle Anregungen zu verdanken, im Jahre 1896 folgte er ihm aus der Malerstadt München gleichsam in die Frankfurter Einsamkeit, 1903 wurde er endlich auch, wie vor ihm Thoma, von Großherzog Friedrich in sein engeres Vaterland, an die Karlsruher Akademie berufen, und erhielt daselbst im Jahre darauf ein Meisteratelier zugewiesen.

Künstlerisch hatte sich Trübner inzwischen längst selbst wieder gefunden. Nachdem er in den 1880er Jahren außer den fragwürdigen Geschichts- und Witzbildern wenig gemalt, sich vielmehr einem freien künstlerischen Genießen des Lebens hingegeben hatte, empfing sein Schaffenstrieb ums Jahr 1890 neue starke Anregungen. Inzwischen hatte sich sein malerischer Stil gewandelt. Freilich von der trüben Graumalerei, die damals die deutschen Ausstellungswände eine Zeitlang so grämlich gestaltet hatte, hielt er sich, der von Natur so Farbenfrohe, der große Schüler des großen Koloristen Leibl, gänzlich frei. Aber den Errungenschaften der Freilichtmalerei und des Impressionismus vermochte auch er sich nicht zu verschließen. Allerdings ergab er sich nicht mit Haut und Haaren der neuen Manier, vielmehr fand gerade er eine sehr glückliche Synthese zwischen

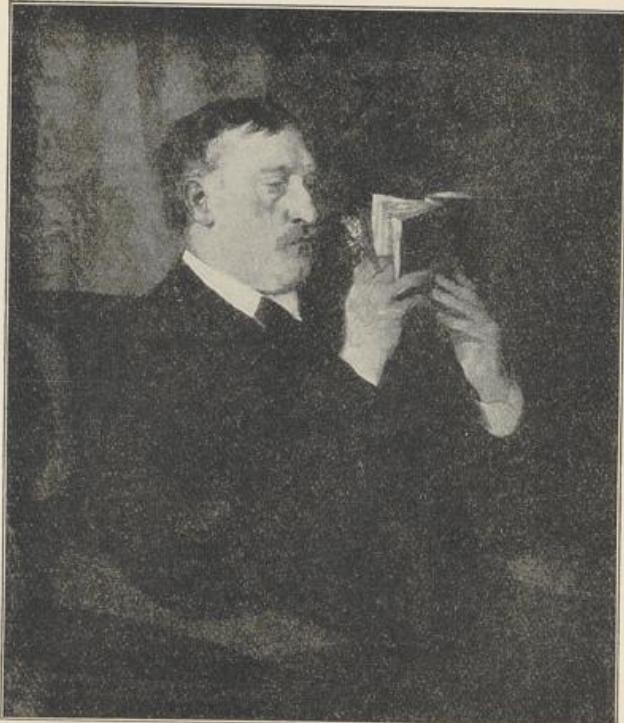


Abb. 117 Bildnis des Dichters Martin Greif von Wilhelm Trübner 1876  
Weiland im Besitz des Dichters  
(Aus Bruckmanns „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“)  
(Zu Seite 147)



Abb. 118 Lina Trübner, Cousine des Künstlers, von Wilhelm Trübner  
(Zu Seite 152)

deutende Maler des damaligen Deutschlands war, der mit den Mitteln seiner hohen und edlen Kunst wahrhaft würdig im Bilde verkörperte. Insbesondere sind es die in der Mitte des ersten Dezenniums des 20. Jahrhunderts gemalten lebensgroßen Reiterbildnisse der Großherzöge von Baden und von Hessen, des Königs von Württemberg und des Kaisers Wilhelm II.<sup>76</sup>), in denen Trübner sich schier selbst übertroffen, ebensowohl Meisterstücke vollendeter Malkunst wie höchst wichtige geschichtliche Urkunden geliefert hat. In der Aufmachung, in der Haltung, im ganzen Gehabten und Sein sind die vier Fürsten charakteristisch voneinander verschieden. Und wer nur je etwas von ihnen gehört hat, der wird seine Vorstellung hier bestätigt und zu anschaulicher Verlebendigung abgeklärt wieder finden. Das Gesicht des Herrschers gerade von vorn genommen, unter dem Flügelhelm des Kürassiers, mit dem Marschallstab in der Rechten, im blinkenden Panzer hat Trübner Wilhelm II. auf einem ins Profil gestellten, glänzend schwarzen Rappen gemalt. Den Hintergrund bildet lichter Buchenwald, und am Boden wie an Ross und Reiter treiben bunte Lichter und Reflexlichter, bewirkt durch das Hereinscheinen der Sonne durch den grünen Wald, ihr lustiges Spiel. Freilich die weiten Spannungsmöglichkeiten der gütigen, unendlich reichen, aber ach, leider nur nicht starken Seele unseres Kaisers vermochte kein Maler in solch ein Reiterbildnis hineinzumeistern! —

Außer diesen Reiterbildnissen deutscher Fürsten in Uniform hat Trübner auch einige Reiter in bürgerlicher Kleidung, darunter sich selber, und einige

seiner tonschönen Realistik und der neuen Anschaufung. Er malte jetzt viel im Freien, er studierte die durch grünes Buchenlaub und auf Menschen- wie Pferdeleiber herabrieselnden Sonnenstrahlen, seine Malerei ward immer lockerer, sein Strich immer kühner, sein Pinselheb immer stärker und sicherer. So hieb und zimmerte er sich einen nur ihm eigenen und nur von ihm gekonnten Monumentalstil zurecht, in dem er die Schönheit des Chiemsees und des Seeonersees in Oberbayern, die Schönheit Heidelberg und des Odenwaldes von neuen, noch nie geschauten Seiten aus beleuchtete und in dem er nicht allzu selten das Wilhelminische Zeitalter illustrierte. Auch insofern bedeutet Trübner eine geschichtlich äußerst wichtige Synthese, als er der einzige wahrhaft be-

staatliche Repräsentation

Damen zu Pferd gemalt. Dabei ist bei all diesen Gemälden das Militärische und Reiterliche in einer für jeden Sportsmann und Soldaten herzerquicklichen Weise genau so gut getroffen wie Trübners Reiterbildnisse, rein künstlerisch betrachtet, hervorragende Leistungen der Malerei vorstellen. Man muß schon bis auf Velasquez und van Dyck zurückgehen, um Reiterbildnisse von ähnlicher Vornehmheit, lebendiger Wirklichkeitswiedergabe und zugleich vollendetem Bildwirkung wieder anzutreffen. Aber wie es Leibl nur gegeben war, Menschen in vollkommener Ruhe des Leibes und der Seele zu malen, vermochte auch Trübner seine Rosse nur in vollkommener Unbeweglichkeit auf die Leinwand zu bringen. Und wie die Hufe am Boden haften, bildet den schwächsten Teil dieser Gemälde, deshalb schnitt er die Pferdebeine auch gern ein gut Stück über den Fesseln ab und erreichte dann Wirkungen von geschlossener Kraft und einer durch nichts beeinträchtigten Schönheit (vgl. die Kunstbeilage). Zumeist stellte er die Pferde ins Profil oder wenigstens Dreiviertelprofil, im „Reiterbildnis“ 1902 aber hat er es gewagt, den Gaul gerade von vorn, also in der denkbar kühnsten Verkürzung wiederzugeben, wie er ja auch bereits in seiner ersten Blütezeit 1874 — im Wettkreis mit Mantegna — nicht als religiöses Erbauungsbild, sondern lediglich als Bildstudie den toten Christus mehrfach in kühnster Verkürzung gemalt hatte.

Mit Trübner, dem kerndeutschen Manne, dem großen Maler und genialen Darsteller des Wilhelminischen Zeitalters, schließt nach Form und Inhalt eine Epoche ab. Wohl hat er als Lehrer an der Karlsruher Akademie wertvolle Anregungen an das heranwachsende junge Künstlergeschlecht weiter gegeben, und es waren fürwahr nicht die Schlechtesten, die lernbegierig seine Unterweisung suchten. Allein er konnte doch nur eine Unterströmung bilden, die Hauptströmung kam anderswoher und wurde durch andere Persönlichkeiten und Wirkungskräfte geleitet. Mit Trübner schließt eine Epoche deutscher Malkunst ab, die wohl der französischen Courbetscher Richtung parallel lief, von ihr bestärkt wurde und Anregungen empfing, im wesentlichen aber doch mit ihrem Schöpfer Leibl im heimatlichen Boden wurzelte, ja ihre Wurzeln durch Jahrhunderte zurück in den Mutterboden der stammverwandten niederländischen Kunst der Hals und Rubens erstreckte, welch letztere in München zur Zeit, als Leibl und Trübner auftraten, eine starke Überlieferung besaß. Freilich entbehrt diese ganze Leibl-Trübner-Kunst eines der hauptsächlichsten Kennzeichen deutschen Wesens: der Beseeelung, der frei beschwingten Phantasie, der fröhlichen Erzählerlust, aber das innige Naturgefühl, die unbedingte Wahrheit und Wahrhaftigkeit, die wundervolle stoffliche Charakteristik und die malerische Grundstimmung, die schon die echt deutsche Spätgotik des 15. Jahrhunderts charakterisiert hatten und im Barock des 17. zu stärkstem Leben wieder erwacht waren, sind auch dem Leibl-Trübnerkreis im höchsten Maße eigen. Was Goethe den Altdeutschen nachrühmte, gilt auch für die Bildnisse der Leibl und Trübner, daß sie durch ihre kräftige leibliche Gegenwart wirken. Die schönste Charakteristik Trübners aber hat der einst von ihm porträtierte deutsche Dichter Martin Greif gegeben, als er ihm zum 50. Geburtstage die Verse sandte:

Des Lebens Mittaghöh' hast du erstiegen:  
Zu Füßen breitet sich die Welt dir aus.  
In Klarheit siehst du vor dem Blick sie liegen,  
Befreit von der Verkennung Wolkengraus;  
Siehst wie ein Nest sich traulich an sie schmiegen  
Im Schoß der Liebe dein verborgen Haus,  
In dem du wohnst im Schutze guter Geister  
Voll stolzer Schaffenslust als kühner Meister.

Wenn sich Trübner auch zeit seines Lebens als ein selbständiger deutscher Künstler bewährte und wenig französische Einflüsse in sich aufnahm, so können

wir doch an seinem Werdegang beobachten, wie er sich von ursprünglicher Tonmalerei im Sinne Leibls, Wilhelm Diez' und der großen alten Meister immer mehr zum modernen Impressionismus und Pleinairismus entwickelte. Überhaupt drangen alle jene technischen Probleme, die von den Franzosen zuerst aufgegriffen worden waren — Probleme der Beleuchtung im Freien und im geschlossenen Raum, des Kampfes zwischen natürlichem und künstlichem Licht, der Zerlegung der Farben durch das Licht, aber auch die große neue, gleichsam demokratische Naturanschauung, die selbst dem Unscheinbarsten seinen besonderen malerischen Reiz abzugewinnen, Niedrigkeit und Häßlichkeit künstlerisch zu durchdringen und zu verklären, ja zu monumentalisieren versteht — alle jene künstlerischen Grundanschauungen und Aufgaben drangen mit zwingender Macht in die deutschen Malerateliers ein, zuerst in diejenigen am grünen Isarstrand, bald nachher aber auch in die Künstlerwerkstätten an der Spree. Die glückliche geographische Lage Münchens als Knotenpunkt zwischen Süd und Nord, West und Ost — die Nähe der schönsten deutschen Landschaft, der Alpenlandschaft — der frische, anheimelnde, unverkennbare altbayerische Volksstamm — das im guten wie auch ein wenig im schlimmen Sinne ungebundene Leben der bayerischen Residenzstadt und „Hauptstadt von ganz Süddeutschland“ haben dieser das ganze Jahrhundert hindurch die beherrschende Stellung als Lieblingsaufenthalt deutscher und außerdeutscher Maler gewahrt. Neben und gleich nach München nahm ohne Zweifel Berlin die Hauptstellung im deutschen Kunstleben bis in die Gegenwart herein ein. Während nun die neue Bewegung in München, verhältnismäßig wenig von außen her behelligt, lustig Wurzel schlagen, kräftig gedeihen und den ganzen deutschen Süden befruchten konnte, so daß sich in Stuttgart und namentlich in Karlsruhe (Thoma, Trübner!) neue Pflanzstätten der Bewegung entwickelten, während ebenso in Dresden, Leipzig und Hamburg die Moderne unbehindert festen Fuß faßte und sich auch Düsseldorf unter dem belebenden Hauch ihres Geistes von neuem kräftig rührte, ward ihr in Berlin ein entschiedener Widerstand von oben her entgegengesetzt. Aber dieser Widerstand vermochte die Gewalt der Bewegung nicht zu brechen. Es handelte sich gewissermaßen um einen Kampf der alten, gleichsam aristokratischen, einheimischen gegen die neue demokratische, von Frankreich gekommene Kunst. Aber der Kampf ward mit ungleichen Waffen geführt. Auf der einen Seite die jungen Talente, der von innen heraus rinnende Quell künstlerischer Begeisterung, auf der anderen ein edler, geschichtlich begreiflicher gebieterischer Wille, dem aber die künstlerischen Kräfte nicht zu Gebote standen, um Taten zu erzeugen. Daher war der Ausgang des Kampfes von allem Anfang an entschieden. Was sich ihr auch entgegenstellen mochte, die neue Richtung war in einem ununterbrochenen Siegeslauf begriffen. Das einzige, was in Berlin und von Berlin aus geschehen konnte, war eine allerdings nicht zu unterschätzende Niederhaltung und Zurücksetzung der neuen Kunst in den äußeren Angelegenheiten des Lebens. Dennoch ließ es sich ermöglichen, in der Nationalgalerie zu Berlin klassischen Beispielen aller Art moderner Malerei und Bildnerei, ohne daß dadurch die im Sinne der damaligen Gegenwart guten Beispiele früherer Richtung verdrängt wurden, ein mit auserlesinem Geschmack eingerichtetes Heim zu bereiten, wie es sonst nirgends in deutschen Landen anzutreffen war. Es war dies im wesentlichen das Verdienst des früheren Direktors *Hugo von Tschudi* (nachmaligen Zentralgemäldegalerie-Direktors in München, gestorben 1911).<sup>77)</sup> Selbst das Luxembourg in Paris, das zwar zum Teil noch bedeutendere Gemälde und Statuen besitzt, verfügte weder über eine ebenso vornehme Ausstattung wie die Berliner Nationalgalerie, noch viel weniger über eine solche Mannigfaltigkeit oder richtiger gesagt: über diese gerechte Berücksichtigung von allem in aller Welt damals geleisteten Guten, Fruchtbaren und Bedeutenden.

Die Nationalgalerie stellt, so wie sie ist, absolut genommen, eine ausgezeichnete Kunstsammlung dar. Sie vereinigt alles aus dem 19. Jahrhundert, wofür man sich, wofür sich der feingebildete Kunstmensch um 1900, wofür sich Tschudi begeisterte oder wenigstens noch interessierte. Um so werden zu können, mußte sie aber ihres charaktervoll altpreußischen und — ihres Charakters im Sinne eben der besonderen Entwicklung des 19. Jahrhunderts entkleidet, mußte sie modernisiert und gleichsam europäisiert werden. War das wirklich recht so? — Die Berliner Nationalgalerie war, als Tschudi auftrat, eine preußische Ruhmesgalerie: Fürstenporträts, Feldherrenbildnisse, Soldatenbilder, Schlachtengemälde reihten sich aneinander. Diese Art Bilder nun wurden, soweit sie nicht von besonderem künstlerischem Wert waren, ins Zeughaus, in die Ruhmeshalle versetzt. Zugleich aber hatte die Nationalgalerie auch die besondere Entwicklung der Malerei und Bildnerei des 19. Jahrhunderts von Cornelius an ausführlich veranschaulicht. Wofür man sich nun um 1900 nicht mehr interessierte, wofür sich aber frühere Geschlechter begeistert und woran sie sich erhoben hatten, insbesondere die Mehrzahl der Campo Santo-Kartons des Cornelius, mußte weichen, um der Gegenwart Platz zu machen. Der Kaiser war sicherlich dagegen, aber Tschudis starker Wille vermochte sich durchzusetzen. Das Ideal wäre ohne Zweifel gewesen, daß man die Nationalgalerie, so wie sie eben geschichtlich gewachsen und geworden war, als eine Schöpfung und ein Spiegel ihrer Zeit späteren Geschlechtern zur Kenntnis und zum Studium belassen, zugleich aber die neu aufwachsende moderne Kunst in einem eigenen Museumsgebäude veranschaulicht hätte. Inzwischen ist die Gegenwart auch über die Auffassung Tschudis hinweggeschritten. Der neue Direktor der Nationalgalerie, Ludwig Justi, hat im ehemaligen Kronprinzlichen Palais in Berlin Unter den Linden ein neues Museum aufgemacht, das Beispiele der neuesten Entwicklung, insbesondere der expressionistischen Richtung enthält. Wer in altpreußisch fürstlichen Überlieferungen aufgewachsen und groß geworden ist, kann nicht ohne tiefe Wehmut im Herzen dieses Museums betreten. Aber auch vom künstlerischen Standpunkt aus wollen sich die modernsten Erzeugnisse nicht recht in den Kaiser-Friedrich-Stil einschmiegen. Immerhin muß man dankbar dafür sein, daß das uns teure Fürstenheim wenigstens als Museum eine seiner würdige Bestimmung erhielt.<sup>78)</sup> Justi hat als amtliche Veröffentlichung der Nationalgalerie ein Werk über die Malerei des 19. Jahrhunderts verfaßt, das sehr tief schürft, dabei allgemein verständlich gehalten und in einem wundervollen Deutsch geschrieben ist. Durch dieses Buch hat der neue Direktor der Nationalgalerie Besuchern aus Laienkreisen, die tiefer einzudringen das innere Bedürfnis fühlen, Verständnis und Genuß der Sammlung erst recht erschlossen.

Nach dem Vorgang von Berlin oder wenigstens im Wettkampf mit Berlin entwickelten sich auch die Sammlungen von Kunstwerken des 19. Jahrhunderts in anderen deutschen Städten, zum Teil unter begrüßenswerter Berücksichtigung der Heimatkunst, so in Hamburg dank den Bestrebungen Alfred Lichtwarks, eines um die künstlerische Kultur seiner Zeit gleichfalls hochverdienten Mannes.<sup>79)</sup> Die Sammlung neuerer Kunstwerke in der deutschen Kunsthauptstadt, die Neue Pinakothek in München, war Jahrzehnte hindurch ein Chaos. Gemälde der verschiedensten Jahrzehnte, Richtungen, Persönlichkeiten und Farbenstimmungen schriene und lärmten wild durcheinander. Erst der gegenwärtige Direktor Friedrich Dörnhöffer hat in diesen Wirrwarr Ordnung gebracht und von der Neuen Pinakothek eine neueste Sammlung von Bildnerei und Malerei abgelöst, die als „Staatsgalerie“ am Königsplatz, der Glyptothek gegenüber, im früheren „Ausstellungsgebäude“ eine würdige Unterkunft fand. Die Staatsgalerie beginnt für die deutsche Kunst mit Leibl, für die französische mit den Impressionisten und wird bis auf die jeweilige Gegenwart ständig weiter ausgebaut. So kann man in München und in



Abb. 119. Gänserupferinnen von Max Liebermann 1872  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg)  
(Zu Seite 160)

Berlin, aber auch in manch anderer bedeutenden deutschen Stadt die Entwicklung der modernen Kunst, auch der impressionistischen Richtung klar erkennen und genau studieren.

Uhde in München und Liebermann in Berlin sind als die bedeutendsten Pioniere des französisch orientierten, internationalen modernen Impressionismus und Pleinairismus in Deutschland zu betrachten.

*Max Liebermann*, 1847 geboren, entstammte derselben Umwelt wie Walter Rathenau, dem reichen und geistig kultivierten Berliner Judentum. Schon Goethe war bereits zu seinen Lebzeiten von dieser Schicht in seiner Bedeutung erkannt worden und hat sogar selbst in vorgerückterem Alter auf seinen Badereisen persönliche Beziehungen zu schönen und geistreichen Jüdinnen angeknüpft.<sup>80)</sup> Diese Geistigkeit hat sich dann traditionell in mehr oder weniger bedeutenden Trägern fortgeerbt, um gegen Ende des Jahrhunderts in starken Persönlichkeiten, auf dem Gebiet der bildenden Kunst eben am stärksten in Max Liebermann, öffentlich und von mitbestimmendem Einfluß auf das deutsche Geistesleben aufzutreten. So ward der Grundcharakter der Liebermannschen Kunst von vornherein durch seine Abstammung und Umwelt bestimmt. Er begann seine eigentliche Lehrzeit, wie zehn Jahre vor ihm Hans von Marées, bei Steffeck zu Berlin (Teil I, S. 284 und Abb. 236) und erhielt bedeutsame Anregungen von Adolf Menzel, so daß seine künstlerische Ausbildung letzten Endes auch auf den Träger der altberliner malerischen Kultur, auf Franz Krüger, zurückgeht. Aber schon 1868 vertauschte Liebermann Berlin mit Weimar, wo er besonders von dem Wappers-Schüler Pauwels Einflüsse erfuhr, der ihn erstmalig auf Paris hinwies. In Weimar aber erlebte er auch eine Art von Erweckung zu der ihm eigentümlichen Kunst und



Abb. 120 Schusterwerkstatt von Max Liebermann 1881  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg)  
(Zu Seite 160)

ihrem Stoffkreis. In der besonderen geistigen Empfänglichkeit, wie sie der Mensch nach überstandener Krankheit zu erhalten pflegt, gingen ihm eines Tages bei einem Spaziergang die Augen für das Problem der künstlerischen Darstellung des auf dem Felde arbeitenden Landmannes auf. — Am Kriege 1870/71 beteiligte er sich als freiwilliger Krankenpfleger des Johanniterordens. Im Jahre 1872 unternahm er die erste Reise nach Holland, wo er später fast alljährlich Sommeraufenthalt nehmen, und welches Land für seine Kunst stofflich wie formal von ausschlaggebender Bedeutung werden sollte. Inzwischen arbeitete er 1873—78 in Paris, wo er zuerst von dem ungarischen Maler Michael Lieb, genannt Munkácsy, und seiner Asphaltmalerei, später von Millet und Courbet sowie von den Impressionisten Manet und Degas nachhaltig beeinflußt wurde, wie er auch je den Sommer 1874 und 75 in Barbizon selbst zubrachte. In Holland zog ihn von den Lebenden insbesondere Israels, von den großen Toten aber Frans Hals an, von dem er auch einige Bilder voll Begeisterung kopierte. 1878 nahm er kurzen Aufenthalt in Italien und wirkte dann bis 84 in München, um endlich in seiner Geburtsstadt Berlin die Hauptzeit seines Lebens zuzubringen, die freilich durch anregende Studienreisen insbesonders nach Holland, aber auch nach Italien und Frankreich unterbrochen wurde. Im Laufe der Jahre wurde er Gegenstand aller erdenkbaren künstlerischen Ehrungen in Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien und Schweden, 1912 auch Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin und schließlich Ehrenpräsident der Berliner Kunst-Akademie. Sein 75. Geburtstag, den er in ungebrochen frischer Schaffens-



Abb. 121 Waisenmädchen von Max Liebermann 1885  
(Nach Photographie der Photogr. Union, München)

Schräglinien angelegt. Von Manetschem Freilicht, das zuleuchten begann, ist Liebermann noch weit entfernt. Fast ein Jahrzehnt später beginnt es erst seine Bilder zu durchdringen. Das Altmännerhaus von 1880 legt davon Zeugnis ab, auch ist die drückende niedrige Decke geschwunden, die Szene ins Freie verlegt, wenn auch das Kompositions-Schema der Gänserupferinnen immer noch durchklingt. Im Jahr darauf, 1881, schafft Liebermann aber auch mit der Schusterwerkstatt ein prachtvolles licht- und lusterfülltes Interieur, gibt ein ausgesprochenes Hochformat, sammelt seine Kraft auf nur zwei Figuren und erreicht eine nur um so stärkere Wirkung (Abb. 120). Später gerät er sichtbar unter den Einfluß Millets, und etwas von der epischen und homerischen Wucht, von der Daumierschen Kraft geht auch in seine Gemälde über, wie der Raum sich ins Unendliche dehnt und wie die einzelne menschliche Gestalt ihn in gewaltig wirkender Silhouette überschneidet. Am bedeutendsten spricht sich diese Phase der Entwicklung wohl in den prachtvollen „Netzflickerinnen“ von 1888 der Hamburger Kunsthalle aus (Abb. 122). Auch van Gogh scheint hier Gevatter gestanden zu haben, man vergleiche nur daraufhin die sich bückende Frau rechts. Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an angesichts der Frau mit den Ziegen, 1890, München, Staatsgalerie (Abb. 123). Das ist Armeleutsmalerei, das ist Grau-in-grau-Malerei. Aber schon heitert sich seine Kunst wieder auf. In den badenden Jungen von 1896 gibt er ein herrliches Stück frischen frohen farbigen Impressionismus und glücklicher Weltbejahung. Um die nämliche Zeit beginnt die Farbe, die klare bunte, nach ihren Werten feinfühlig zusammengestimmte Farbe in seinen Bildern eine immer größere Rolle zu spielen.

tätigkeit feiern durfte, war für ihn, wie selten für einen Menschen, ein Glücks- und Ehrentag.

Seinem Entwicklungs-gange und den vielen und verschiedenenartigen Vor-bildern entsprechend sieht sich die Kunst Lieber-manns sehr verschieden an. Das erste bedeuten-dere Gemälde, mit dem er 1872 hervortrat, „Die Gänserupferinnen“ der Berliner Nationalgalerie, ist ganz in dem dunkeln Gesamtton Munkácsys gehalten (Abb. 119). Ein Breitbild von stattlicher Ausdehnung, von vielen Personen bevölkert, sieht es auf den ersten Blick wie ein zufälliger Aus-schnitt aus dem wirklichen Leben aus, ist aber doch mit großer Geschicklichkeit in freier Sym-metrie mit zwei von den seitlichen Rändern nach der Mitte zu verlaufenden

um die gleiche Zeit auf-

zuleuchten begann, ist Liebermann noch weit entfernt. Fast ein Jahrzehnt später

beginnt es erst seine Bilder zu durchdringen. Das Altmännerhaus von 1880 legt

davon Zeugnis ab, auch ist die drückende niedrige Decke geschwunden, die Szene ins

Freie verlegt, wenn auch das Kompositions-Schema der Gänserupferinnen immer noch

durchklingt. Im Jahr darauf, 1881, schafft Liebermann aber auch mit der Schuster-

werkstatt ein prachtvolles licht- und lusterfülltes Interieur, gibt ein ausgesprochenes

Hochformat, sammelt seine Kraft auf nur zwei Figuren und erreicht eine nur um so

stärkere Wirkung (Abb. 120). Später gerät er sichtbar unter den Einfluß Millets, und

etwas von der epischen und homerischen Wucht, von der Daumierschen Kraft

geht auch in seine Gemälde über, wie der Raum sich ins Unendliche dehnt und

wie die einzelne menschliche Gestalt ihn in gewaltig wirkender Silhouette über-

schniedet. Am bedeutendsten spricht sich diese Phase der Entwicklung wohl in

den prachtvollen „Netzflickerinnen“ von 1888 der Hamburger Kunsthalle aus

(Abb. 122). Auch van Gogh scheint hier Gevatter gestanden zu haben, man vergleiche

nur daraufhin die sich bückende Frau rechts. Der Menschheit ganzer Jammer faßt

uns an angesichts der Frau mit den Ziegen, 1890, München, Staatsgalerie (Abb. 123).

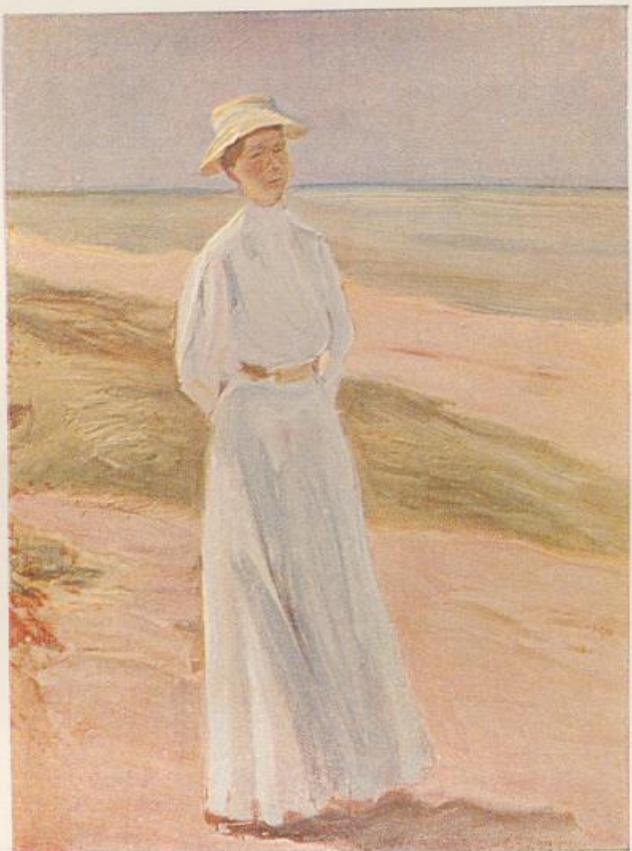
Das ist Armeleutsmalerei, das ist Grau-in-grau-Malerei. Aber schon heitert sich seine

Kunst wieder auf. In den badenden Jungen von 1896 gibt er ein herrliches Stück

frischen frohen farbigen Impressionismus und glücklicher Weltbejahung. Um die

nämliche Zeit beginnt die Farbe, die klare bunte, nach ihren Werten feinfühlig

zusammengestimmte Farbe in seinen Bildern eine immer größere Rolle zu spielen.



Dame am Strand Studie von Max Liebermann

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.





Abb. 122 Netzflickerinnen von Max Liebermann 1888  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg)

Ein Musterbeispiel einer in diesem Sinne vornehmen Malerei bildet das in seinem Besitz befindliche Bildnis der eigenen Tochter vom Jahre 1898, das bei aller scheinbaren Stille und Schlichtheit mit der Dominante der entscheidenden Schräglinie auch geradezu eminent komponiert ist. Mit dem neuen Jahrhundert tritt ein neues Moment in seinem Schaffen bedeutsam hervor, die Freude an lebendigster Bewegung, die sich besonders in Reiterbildern äußert (Abb. 124). Aber Liebermann blieb auch dann nicht stehen, man kann es an den Bildern aus den letzten Jahren in der Berliner Nationalgalerie deutlich verfolgen, wie er sich im impressionistischen Sinne immer weiter entwickelt und mit immer einfacheren Mitteln immer stärkere Wirkungen erreicht hat (Abb. 125 und 126).

Liebermanns Kunst ist eitel haarscharfe Erfassung der Wirklichkeit und deren kraftvolle Wiedergabe mittelst einer höchst energischen Auffassung und einer staunenswerten Technik. Seine Modelle wählte er zumeist aus den Menschen der unteren Volksschichten: Schuhmacher und Näherinnen; Gänserupferinnen, Netzflickerinnen und Flachsspinnerinnen; Landarbeiter auf dem Felde, Bäuerinnen, von denen eine oder die andere etwa eine Kuh oder eine Ziege am Stricke führt — höchstens begeisterte sich Liebermann für holländische Waisenmädchen und ihre sauber kleidende Tracht (Abb. 121). Nachdem in der deutschen Malerei von Kaisern und Königen, Prinzen und Prinzessinnen, Rittern und Räubern, Dichtern und Denkern, schön uniformierten und schön kostümierten Menschen so unendlich viel die Rede gewesen, sprach Liebermann den Gedanken aus, daß es auch sonst noch Menschen auf der Welt gibt, und daß auch diese malenswert

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

11



Abb. 123 Die Frau mit den Ziegen von Max Liebermann München, Staatsgalerie 1890  
(Nach Photographie der Photogr. Union, München)

sind. Und zwar sind seine Menschen ihrer Beschäftigung ganz und gar hingegeben; es fällt ihnen gar nicht ein, aus dem Bild heraus mit dem Besucher zu kokettieren. Auch besitzen sie weder die Monumentalität der Milletschen, noch die Schwermut der Segantinischen Bauern, noch sind sie so schön und appetitlich sauber gemalt wie diejenigen Leibls. Sie erscheinen ganz einfach so, wie sie tatsächlich sind, aber sie packen ihren Schusterpfriemen, ihre Nähnadel, ihren Spaten, die zu rupfende Gans genau so an wie dies im Leben geschieht. Im letzten Grunde interessieren sie indessen den Künstler kaum an sich, sondern nur als plastische Körper im Raum, an denen er seine Empfindungen der Tonwerte (*valeurs*) darstellt. In dieser zwiefachen Hinsicht aber steht er groß da! — Man achte auf die Plastik, mit der „Die Frau mit den Ziegen“ auf jenem berühmten Gemälde der Münchener Staatsgalerie (das der Münchener Radierer *Peter Halm* mit den Mitteln seiner Kunst meisterhaft nachschuf) in den Raum komponiert ist. Jene Frau schreitet wirklich vorwärts, und sie reißt wirklich das widerstrebende Tier nach sich, das von dem dünnen Gras an der Meeresküste immer noch einen Büschel erhaschen will; und die junge Geiß schreitet ruhig daneben einher (Abb. 123). Das sind tatsächlich Lebewesen, die sich im Raume bewegen. Der Raum und die Bewegung, das sind die beiden Hauptqualitäten der Liebermannschen Kunst. So verschieden er sich gegeben, in so vielen Künstlersprachen er sich ausgedrückt, so sehr er sich selber weiter und in die Höhe entwickelt hat, Raum und Bewegung sind von allem Anfang an die persönlichen Vorzüge seiner Kunst gewesen und sind es bis zum heutigen Tage geblieben. Und neben der Plastik der Form die Farbe, die Farbenstimmung. Wenn sich Liebermann aus schwärzlich-rußiger Munkácsyscher Asphaltmalerei zu immer helleren und duftigeren Tönen hindurchgerungen hat, so hat er ge-

wissermaßen die Entwicklung von Millet bis zum Ausgang Manets für seine Person durchgemacht. Liebermann war der erste große Hellmaler, der erste große Freilichtmaler und Impressionist in Deutschland. Er sieht nicht die Farben als solche wie Leibl, sondern immer unter einer ganz bestimmten Beleuchtung. Und zwar liebt er besonders diejenige Stimmung, bei der ein leichter, sanfter Dunst über der Landschaft, über Menschen und Tieren liegt, eine Beleuchtungsstimmung, wie sie für die Küste des Meeres, z. B. für das Seeland Holland, charakteristisch ist. Daher des Künstlers Liebe zur See, des Künstlers Liebe zu Holland. Also auch Liebermann, dieser entschiedenste Wirklichkeitsmaler, hegt höchst persönliche Neigungen für bestimmte Stimmungen in der Natur. Auch er liebt es, aus der unendlichen Fülle der Natur ganz bestimmte, gerade ihm zusagende Schönheiten herauszusehen und sie zu Kunstwerken zu verdichten. Eine besondere Bedeutung kommt seinen genialen Bildnissen zu (Virchow, Fontane, Rathenau, Selbstbildnisse, Hamburger Bürgermeister Petersen, Hamburgischer Professorenkonvent, Richard Strauß, Abb. 125).

Liebermann gilt uns als der große Wirklichkeitsdarsteller, als der Künstler, der, was er mit eigenen leiblichen Augen gesehen, mit erstaunlicher Kraft im Bilde festzuhalten, der nicht nur, was er mehrfach mit besonderer Bravour geleistet, Reiter und Pferde am Meerestrande, sondern überhaupt Mensch und Tier in voller Bewegung zu erhaschen und gerade die Bewegung glaubhaft und überzeugend mit den Kunstmitteln des modernen Impressionismus wiederzugeben vermag (vgl. die Kunstbeilage), aber ein Darüberhinaus hat er selten angestrebt, selten bildkünstlerische oder gar dichterische Phantasie an den Tag gelegt. Selten, und doch bisweilen. So z. B. in dem „dekorativen Wandgemälde“ oder in seinem Simson und Delilabilde.<sup>81)</sup> So wenig man der Kraft und Energie — auch der Linienführung! —, die insbesondere in dem letzterwähnten Bilde an den Tag gelegt wurden, seine Bewunderung versagen kann, die bizarre Auffassung der



Abb. 124 Reiter am Strand von Max Liebermann  
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin)  
(Zu Seite 161)



Abb. 125 Dr. Richard Strauss von Max Liebermann  
1918  
Berlin, Nationalgalerie

Gemälde solcher Art wird jeden nicht verbildeten Beschauer unweigerlich zurückschrecken.

Liebermann hat ungeheuren Einfluß ausgeübt, ungleich mehr als z. B. Leibl. Er war der Pfadfinder, der Wegbahner, der Verkünder einer neuen Lehre. Eine starke Persönlichkeit, von vielseitiger Begabung, auf dem Gebiete der Malerei, der Radierung, des Holzschnitts und der Lithographie gleich hervorragend, wort- und schriftgewandt, vom Genius loci Berlins in hohem Maße beeinflußt, Geschäftsmann, Organisator, eine geborene Führerpersönlichkeit, ein „heimlicher Kaiser“, wie man ihm schon vor Jahrzehnten nachgerühmt hat, hat er auf Ausstellungen, auf den Kunsthandel, ja auf das ganze Kunstleben Berlins und weit darüber hinaus einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, wie er auch von einer auf ihn fein eingespielten Presse und einem eben solchen Kunsthandel (Cassirer) aufs wirksamste unterstützt wurde.

Alles in allem genommen, hat Liebermann die gesamte malerische Kultur Deutschlands im impressionistischen Sinne auf das nachhaltigste beeinflußt und gefördert, aber — eine wahrhaft schöpferische Persönlichkeit wie die Schwind, Böcklin, Thoma, Klinger ist er nicht.

Liebermann hat niemals zum Herzen der Nation gesprochen und er konnte es auch seiner ganzen Wesenheit nach nicht tun. Man kann die Kunst rein vom Standpunkt des „Sehens“ betrachten. Man kann aber auch hinter und in ihren Richtungen je eine verschiedene Weltanschauung ahnen. Dann spiegelt sich, wohl zum letztenmal in voller Reinheit, im Schaffen der Böcklin und Thoma das Volk der Dichter und Denker, wie es einstens war, in der realistischen Kunst der Leibl und Trübner aber das realpolitische Zeitalter Bismarcks. Wie sich Bismarck in Paris und Petersburg diplomatisch gebildet, aber nie einen Augenblick aufgehört hatte, der Inbegriff tatkräftigen Deutschtums zu bleiben, wie durch den jahrelangen Aufenthalt im Ausland sein Wesen auch nicht im geringsten verfälscht worden war, so hatten Leibl und Trübner wohl im und am Ausland gelernt, aber doch eine ausgesprochen deutsche Kunst hervorgebracht. Liebermann vollzog den weiteren Schritt zum allgemeinen Europäertum. Er entspricht und bereitet auf künstlerischem Gebiete vor, was mit und nach der Revolution in Deutschland allgemein geistig und politisch vor sich gehen sollte: ein Versiegen des deutschen Geistes, ein Aufgehen im Internationalismus, eine vollständige Überfremdung. Das Europäertum, von dem Meier-Graefe schon 1904 geradezu seherisch gesprochen, jetzt ist es erfüllt.<sup>82)</sup> Soweit stimmen wir mit ihm in der Beurteilung Liebermanns vollkommen überein, nur wodurch Meier-Graefe einen heilsamen Fortschritt erhofft, müssen wir bei anderer Grundeinstellung zu den Dingen als ein Verhängnis betrachten. Die Carstens und Cornelius hatten ihrer Zeit danach gestrebt, im bewußten Gegensatz zu dem internationalen Barock und Rokoko in ihren Werken der deutschen Nation einen künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Und gerade die bedeutendsten deutschen Künstler hatten das ganze Jahrhundert hindurch

das Volkshafte zum Mitklingen gebracht. Die Internationale war daneben stets nur eine Unterströmung geblieben, die sich in dem Schaffen des Halbitalieners Piloty vielleicht am kräftigsten geltend gemacht hatte. Jetzt mit dem Auftreten Liebermanns mündete die deutsche Kunst nach einem Jahrhundert nationaler Anstrengung um 1900 wieder im Internationalismus ein. Seinem Auftreten ist es vor allem neben den dahin zielenden Zeitumständen zuzuschreiben, daß es keine große ausgesprochen deutsche Malerei mehr gibt, sondern daß diese — bis auf bescheidene Nebenrichtungen und bis auf vereinzelte Persönlichkeiten — nur mehr einen Teil der international westeuropäischen Kunst bildet.

Neben Max Liebermann *Fritz von Uhde* (1848—1911).<sup>83</sup>) Liebermann ist als Maler vielleicht noch bedeutender, Uhde war der reichere Geist, nicht nur Maler, sondern als Maler zugleich Dichter und wahrhaft neuschöpferisch in der Darstellung der vor ihm gleichförmig bis zur Fadheit wiederholten Geschichten des Neuen Testaments. Und die verschiedenen Seiten seines Geistes standen nicht im Gegensatz zueinander, sondern in vollkommenem Einklang. Bald war es die malerische Aufgabe allein, bald waren es malerische und religiös-menschliche Probleme zugleich, die, sich gegenseitig durchdringend, hebend und fördernd, Uhde zum Schaffen anregten. Wie es große Persönlichkeiten der Kunstgeschichte gibt, die unter dem Beinamen „der Alte“ fortleben: „der alte Schadow“, lebt Uhde in unserem Bewußtsein in ewiger Jugend fort, wie er als ein „Junger“, als ein Führer der Jugend von uns gegangen, als ein Führer der Jugend zu neuen Zielen, ein Begeisterer der Jugend zu neuen Idealen. Wie lebhaft erinnert sich der Verfasser dieses Buches aus seiner Münchener Studentenzeit anfangs der neunziger Jahre, daß junge Maler mit glänzenden Augen und von Begeisterung



Abb. 126 Enkelkind mit Kinderfrau von Max Liebermann 1919  
Berlin, Nationalgalerie

geröteten Wangen uns Universitätsstudenten erzählten, was für ein Bild der Meister gerade auf der Staffelei zu stehen hätte, was er damit bezwecke und wie es wohl wirken würde! Und wie wir selbst dann vor das fertige Werk traten und uns darüber klar zu werden suchten, welche Einflüsse Uhde von neuem erfahren, welche Fortschritte er gemacht, welch neue Bild- und Phantasievorstellungen er verarbeitet hätte. Auch des Künstlers selber erinnere ich mich sehr wohl als einer bekannten und markanten Münchener Straßenerscheinung: der schlanken, biegsamen, ritterlichen Gestalt, des blonden deutschen Hauptes mit dem in die Stirn hereingekämmten Haar, des ungeheuren martialischen Schnurrbartes, der zugleich scharf beobachtenden und sinnigen blauen Augen, die den Maler wie den gemütvollen Menschen verrieten (Abb. 134).

Uhde gehörte scheinbar zu den kompliziertesten Persönlichkeiten seiner nuancenreichen, ja von inneren Widersprüchen erfüllten Zeit, die er insofern charakteristisch wie wenige verkörperte — in Wirklichkeit aber war er ein schlichter, treuer Mensch, der jederzeit und an jedem Fleck voll seine Pflicht tat. Seine vornehmste Pflicht aber dürfte er darin gesehen haben, seine besondere Begabung als Künstler in rastloser Arbeit voll zu entfalten. Edlem Blut entsprossen, in einer von wahrer Religiosität erfüllten Umgebung aufgewachsen, entdeckt er früh sein Talent, fühlt sich aber, als er es handwerksmäßig verwerten soll, abgestoßen und greift kurz entschlossen zum Schwert, das er wenige Jahre darauf fürs Vaterland ziehen muß. Auch nach dem Kriege verlebt er Jahre treuer soldatischer Pflichterfüllung unter Kameraden, die ihm ihrerseits noch übers Grab hinaus die Treue halten und ihn nach seinem Hinscheiden voll Wehmut, aber voll Stolz zugleich als den Ihren betrauern. Auch nachdem er die Offiziersuniform ausgezogen und zum Pinsel gegriffen, bleibt er der Edelmann, welcher, der geborene Sachse, jetzt als Künstler am kunstliebenden bayerischen Fürstenhofe aus- und eingeht. Das wahre Herrentum verbleibt ihm, und wie früher seine Reiter, so schauen jetzt die jungen, nach den höchsten Idealen strebenden Künstler zu ihm empor, erküren ihn zum Führer ihrer neu entstandenen Künstlervereinigung, der ihnen das Licht und die Luft einer freieren malerischen Anschauung bringen sollte. Die moderne Münchener Malerei geht mittelbar oder unmittelbar auf sein Beispiel zurück.

Während nun die meisten, auch die Begabtesten, in dem leidenschaftlichen Ringen um die Lösung rein bildkünstlerischer Aufgaben stecken blieben, schürft Uhde tiefer. Der uralte Drang des deutschen Künstlers, der ihn seit den Tagen Albrecht Dürers, ja seit allem Anfang deutscher Kunst bis auf Klinger und Thoma beherrscht, die tiefsten Empfindungen der menschlichen Brust — das innerliche Schauen des Menschen mit den Mitteln auch der bildenden Kunst zum Ausdruck zu bringen, brach jetzt in Uhdes Schaffen durch. So rückhaltlos modern seine malerische Anschauung, es verbanden ihn gewisse Fühlfäden mit der Piloty-Überlieferung. Wie die Meister der historischen Schule, wie Menzel Friedrich den Großen, so wählte auch er sich seinen Helden. Und nun machten sich die Gefühlsmomente seines von religiösen Empfindungen durchwehten Jugendlebens geltend. Mit seiner sozial empfindenden Zeit fühlend, sah er das Elend des Volkes, und den guten Menschen jammerte das Elend des Volkes. So wurde der Edelgeborene zum liebevollen Darsteller seiner in Niedrigkeit darbenden Mitbrüder und ließ den nach Erlösung von Herzen verlangenden Armen den Heiland erscheinen, im Innersten berührt von dem Bibelwort: „Laßt die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen. Und er herzte sie, und legte die Hände auf sie, und segnete sie.“

So wurde Uhde zum Christusmaler und erlöste das Heiligenbild von der Erstarrung, in die es unter den Händen der Spätromantiker verfallen war. So viele Künstler nun an seine frohe Botschaft von der erlösenden Kraft des Lichtes und der Luft in der malerischen Darstellung geglaubt haben, so wenig Nachfolger hat er als Heiligenmaler gefunden, wenn er als solcher auch gerade dorthinüber wirken sollte, woher er seine malerischen Anregungen erhalten hatte. Wie aber die französischen Nachahmer der Uhdeschen Heiligenmalerei mit ihrer Kokottenauffassung von der Maria Magdalena sofort ins Äußerliche und Sensationelle verfielen, so vermochte auch von den Deutschen niemand, es seiner religiösen Malerei gleichzutun. Uhdes religiöse Malerei war Eigengut, unnachahmbar, wie sie selbst nicht auf Nachahmung, sondern auf persönlichem Erleben beruhte. Der im tiefsten Sinne religiöse Grundzug seiner Natur offenbarte sich indessen nicht nur in der Heiligenmalerei, sondern in der Andacht, mit der er die ganze Welt anschaute, mit Liebe umfing, wie er die unbelebte Natur: Busch und Baum, Berg und See ebenso wie den treuen Familienhund gleichsam beseelte, wie er sich der Armen erbarmte, wie er die Bildnisse seiner Freunde psychologisch vertieft und wie der beste Vater niemals ermüdete, seine drei Töchter in allen Phasen ihres Heranwachsens in einfachen Stellungen immer und immer wieder im Bilde festzuhalten. Es ist nun äußerst reizvoll, zu beobachten, wie sich die gemütliche Anteilnahme des Künstlers mit seinen rein bildkünstlerischen Absichten organisch verband, so daß seine Bilder künstlerisch wie auch rein menschlich gleich erfreuen.

Fritz von Uhde wurde zu Wolkenburg im Königreich Sachsen als Sohn eines Juristen und nachmaligen Präsidenten des Evangelisch-Lutherischen Konsistoriums geboren. Es ist ein gescheites, durch und durch vornehmes Gesicht, das uns im Bilde von dem Vater erhalten ist. Natürliche Güte leuchtet durch die anerzogene Zurückhaltung des Edelmannes hindurch. Fritz von Uhde erhielt seine Gymnasialbildung hauptsächlich in Zwickau und Dresden. Für Zwickau hat er später das einzige Altarbild im Auftrag gemalt: einen Christus, der gleichsam in und mit dem Sonnenlicht, das plötzlich in den Kirchenraum hereinflutet, der gläubigen Gemeinde erscheint. Wie für das innere Schauen des Malerdichters Arnold Böcklin aus dem Anblick des Meeres Nixen und Wasserzentauren hervorwuchsen, so für Uhde aus dem beglückenden Sonnenschein die Gestalt des Weltenheilandes. Doch kehren wir von diesem späten Werk des Künstlers in seine Kinderstube zurück. Schon als Knabe empfing er Zeichenunterricht von einem wirklichen, in Belgien gebildeten Künstler, *Karl Mittenzwei*, begeisterte er sich für Menzel und erhielt er von dem freilich so ganz anders gearteten Wilhelm Kaulbach auf Anfrage des Vaters in München die Versicherung, daß eine starke Begabung vorhanden wäre. Als auch Julius Schnorr von Carolsfeld dieser Ansicht beigestimmt hatte, ward dem jungen Uhde die väterliche Erlaubnis zuteil, nach bestandenem Abiturientenexamen die Dresdener Kunstabademie zu beziehen.

Aber der Unterricht im Zeichnen nach Gipsen war ihm so zuwider, daß er nach einem Vierteljahr, 1867, schnell entschlossen als Avantageur in das sächsische Gardereiterregiment in Dresden eintrat. Das Jahr darauf wurde er Leutnant. Darüber verlor er freilich seine Liebe zur Kunst nicht, vielmehr wagte er damals die ersten Versuche zur Ölmalerei unter Leitung des Schlachtenmalers Ludwig Albrecht Schuster, eines Schülers von Horace Vernet. Er begann mit empfindsamen Rokoko-Reiterbildern: Ein Reiter, der am Parktor von seiner Liebsten Abschied nimmt, um froh und munter auf mutigem Rosse in die herrliche Frühlingslandschaft hinauszusprengen, und müde, auf abgehetztem Klepper, in Schnee und Eis zu Schloß und Park heimkehrt, an dessen verfallenem Gittertor er die Liebste nicht mehr antrifft (Abschied und Heimkehr, 1869). So kam Uhde damals

über eine durchaus konventionelle Sentimentalität und Süßlichkeit der Auffassung nicht hinaus. Den Krieg machte er als Ordonnanzoffizier bei der 23. Kavalleriebrigade mit, nahm an vielen Gefechten und an einigen Schlachten teil. Die beiden Kriegserzählungen, daß er in aller Hast und gleichsam zwischen zwei Schlachten in der verlassenen Werkstatt des vor den Franktireurs geflohenen französischen Tiermalers Charles Jacque in Anet bei Paris seine malerischen Eindrücke festzuhalten versucht und, durch das Alarmsignal bei der Arbeit gestört, das Atelier zum Dank den deutschen Truppen durch eine Aufschrift auf der Tür als „General Uhde“ zur Schonung empfohlen habe, wie daß er aus der Gefahr, von seinem Pferde zu Tode geschleift zu werden, von dem nachmaligen religiösen Schriftsteller Moritz von Egidy errettet wurde, sind nach dem Tode des Meisters durch alle Blätter gegangen. Daß er im Feldzug als Mensch wie auch als Künstler, der die Eindrücke vom malerischen Standpunkt aus verarbeitet, tief ergriffen wurde, steht fest. Besonders der Abend von St. Privat mit seiner unerhörten Furchtbarkeit und einzigartigen Farbenpracht soll ihn bis ins Innerste erschüttert haben. So sollte man meinen, hätte nun alles vorbereitet sein müssen, daß Uhde, der tief veranlagte Mensch, der Künstler und zugleich der Mitstreiter von 1870/71 das große Erleben jener Jahre seinem Volke in künstlerisch gleichwertigen Bildern hätte erklären und damit ein einigendes Band um Kunst und Nation hätte schlingen können. Allein das Verhängnis sollte auch jetzt wieder trennend und scheidend zwischen das staatliche Leben und das künstlerische Erleben des deutschen Volkes treten. Nach dem Kriege versuchte sich zwar Uhde, der einstweilen sein Doppel-leben als Leutnant und Maler weiterführte, in einer großartig gedachten Komposition, indem er als den Mittelpunkt einer „Schlacht von Sedan“ Napoleon III. auf schlohweißem Schimmel darstellte, umgeben von seinen Reitern und Fuß-soldaten, die entsetzt davon- und vorüberstürzen, auf der Flucht ihrem Kaiser mit drohenden Gebärden begegnen und ihn mit leidenschaftlichen Anklagen über-schütten. Allein, dieses Gemälde „mit der geisterhaften Beleuchtung à la Gustave Doré“, das sogar im Leipziger Kunstverein ausgestellt wurde, hält einer strengeren Kritik nicht stand; dem angehenden Künstler war der große Wurf damit noch nicht gelungen. Der Kriegsmann Uhde war nicht zum Kriegsmaler geboren. In-dessen sollte er einstweilen noch ungleich weiter von seinem wahren Wege abirren, als er 1875 in den Bann Makarts geriet, puppenhafte Weiber ohne Mark und Rückgrat in einem Überfluß von Blumen und Pflanzen malte, Bilder ohne Luft und jegliche räumliche Vertiefung. Ein merkwürdiger Anblick für uns Rück-wärtsschauende, wie jene einstige Modegröße vorübergehend selbst über so grund-verschiedene Individualitäten bedingungslos triumphierte! — Niemandem stand Uhde wohl innerlich so fremd gegenüber wie gerade Makart, und daher hatte dieser ganz recht, den sächsischen Offizier schlechtweg als seinen persönlichen Schüler abzulehnen. Trotzdem duldetes Uhde nicht länger bei dem Soldatenhandwerk.

Er ging 1877 nach München, der deutschen Malerstadt, wo Piloty, Diez und Lindenschmit damals den Ton angaben und deutsche Renaissance Trumpf war und wo Franz Lenbach, vom Grafen Schack in Uhdes Werkstatt geführt, auch dem zukünftigen Begründer der modernen Münchener Malerei — geradezu ein Witz der Kunstgeschichte! — seinen ständigen Rat erteilte, die alten Meister in der Pinakothek fleißig zu studieren. Einstweilen ließ sich Uhde damals von Piloty willig beeinflussen, und in seiner späteren religiösen Malerei ist diese Ein-wirkung auch niemals und um so weniger erloschen, als er von seinem Vorbild nur das Gesunde und Gute, das Fruchtbare und Entwicklungsfähige herüber-genommen hat. Ferner vollzog sich damals in der anregenden Münchener Um-ggebung ein höchst bedeutsamer Umschwung in Uhdes Kunst, der Umschwung von süßlichem Dilettantentum zu frischem, kraftvollem, wahrhaft künstlerischem



Abb. 127 Die Chanteuse von Fritz v. Uhde 1880  
München, Neue Pinakothek

Schaffen. Auf einem Breitbild von vier Metern Ausdehnung malte er den „Angriff des Regiments von Plotho in der Schlacht von Wien 1683“ für die Offiziersspeiseanstalt der aus jenem Regiment hervorgegangenen Dresdener „Gardereiter“, seiner einstigen Kameraden, und erhob sich damit künstlerisch weit über die „Schlacht von Sedan“. Trotzdem fühlte er sich innerlich unbefriedigt und ging Ende 1879 auf den Rat Munkácsys nach Paris.

Es ist nun sonderbar zu beobachten, einen wie geringen, unmittelbaren Eindruck Paris auf Uhdes damalige malerische Anschauung ausgeübt hat. Er scheint an all den bunten lockenden Wundern der hochentwickelten, bodenständigen französischen Kunst vorübergeschritten zu sein, das Auge starr auf seinen ungarischen Lehrmeister gerichtet. Höchstens in der Stoffwahl macht sich Pariser Einfluß bemerkbar. Munkácsy aber, der ihm in Paris sogar eines seiner Ateliers zur Verfügung stellte, dürfte zwiefach auf Uhde eingewirkt haben. Er malte damals an seinem nachmals berühmtesten Gemälde: „Christus vor Pilatus“. Dieses Bild veranlaßte Uhde indessen vorerst noch nicht dazu, gleichfalls biblische Themen aufzugreifen, wohl aber schwenkte er von der Makartschen und Münchener Malweise zu der Munkácsys ab. Dessen koloristisches Rezept bestand in der Asphaltuntermalung. Von solch tiefdunklem Untergrunde heben sich die Lokalfarben funkeln und hell leuchtend ab. Als Ergebnis der Munkácsyschen Technik, der Münchener Kostümmalerei à la Diez und Piloty und der leichtgeschürzten Muse vom Ufer der Seine ist die „Chanteuse“ anzusehen, die, ein bildsauberes Mädel, auf einem Tisch stehend, offenbar weniger durch ihren eben beendeten Gesangsvortrag als durch ihre sinnlich lockende Erscheinung: das pikante Köpfchen, die bloßen Arme, die Pluderhosen und die drallen Waden das vergnügte Schmunzeln der verwitterten Gesellen im Kriegsgewand des 17. Jahrhunderts hervorgerufen hat. Das Bild erschien im Pariser Salon von 1880, fand Beifall und sogar einen Käufer (jetzt in der Neuen Pinakothek zu München). Noch



Abb. 128 „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ von Fritz v. Uhde 1884  
 (Mit Genehmigung der Photogr. Union, München)  
 Leipzig, Städtisches Museum  
 (Zu Seite 174)

in demselben Jahre (1880) malte Uhde, wiederum in der Technik Munkácsys, das erste Bild aus der Gegenwart und aus der Alltäglichkeit, wenn auch nicht ohne genrehaften Beigeschmack: „Die gelehrigen Hunde“, ein paar dressierte und kostümierte Pudel, welche Gäste, Wirt und Personal einer kleinen Pariser Kneipe durch ihre Künste entzücken und zu einem mit großer Feinheit mannigfaltig abgestuften Lachen bringen. Das Jahr darauf brachte, so zu sagen, den letzten Munkácsy von Uhde: ihn, Uhde, selbst mit seiner jungen blonden Gattin, einer Schwester des bayerischen Generals von Endres, in der reich und wohnlich ausgestatteten Künstlerwerkstatt, das erste jener stimmungsvollen Familienbilder, die fürwahr nicht den schlechtesten Teil seines Gesamtwerkes bilden sollten.

Dieses Jahr 1881 sah aber den Künstler bereits wieder in München, das er nun nicht mehr verlassen sollte. Wie vor vier Jahren, so übte auch jetzt wieder München einen einschneidenden Einfluß auf sein künstlerisches Schaffen aus. Hier in München beginnt Holland auf ihn einzuwirken — technisch wie thematisch. Die „Münchener Hille Bobbe“ ist nicht ohne „Blick auf Frans Hals“ denkbar. Die „Holländische Wirtsstube“ von 1881 ist das erste Bild, in dem sich seine Palette wesentlich aufgehellt zeigt, das erste Bild, in dem er das Problem des vertieften und lichterfüllten Innenraumes energisch anschneidet, und dieses einmal aufgegriffene Problem hat ihn nicht mehr freigegeben. Daneben macht sich indessen das ThematISCHE und AnekdotISCHE, manchmal auch das Niedliche und andererseits das Altmeisterliche in seinen Bildern einstweilen immer noch bemerkbar. Nun lernte er aber damals in München Max Liebermann kennen, den ersten entschiedenen und bedeutenden Freilichtmaler in Deutschland. Liebermann, der ein Jahr früher als unser Künstler geboren war, sich ohne Störung und Unterbrechung in gerader Linie aufwärts und daher schneller als Uhde entwickelt hatte, wies ihn vor allem auf das Malen in und vor der Natur hin und veranlaßte ihn außer-



Abb. 129 Das Abendmahl von Fritz v. Uhde 1886  
Im Besitz von Geh. Hofrat E. Seeger-Berlin  
(Nach Photographie Hanfstaengl)  
(Zu Seite 175)

dem, einen Sommer in Holland zuzubringen, als in dem Lande, in dem sich infolge der atmosphärischen Beschaffenheit der Luft die Probleme der modernen Freilichtmalerei am besten studieren ließen. Uhde bringt den Sommer 1882 in Zandvoort zu und malt daselbst unter anderem schier prachtvolle Studienköpfe. Die „Holländische Nähstube“ aber übertrifft an räumlicher Wirkung (die Zimmerdecke ist ins Bild einbezogen, der Ausblick in ein anstoßendes Zimmer mit menschlicher Staffage eröffnet) wie auch in der Natürlichkeit der Personenauffassung bei weitem die „Holländische Wirtsstube“ vom Jahre vorher, wenn auch das „Genre“ noch nicht völlig überwunden ist. Vor allem aber ist es das Licht, das jetzt in seine Kunst siegreichen Einzug hält, die Gesamtanlage dieses ganzen Bildes bestimmt und es dadurch grundsätzlich von allem unterscheidet, was Uhde vor dem Liebermannschen Einfluß und vor dem entscheidenden Studienaufenthalt in Holland gemalt hatte. Was er hier im Innenraum, das hat er nach seiner Rückkehr nach München im Frühjahr 1883 noch ungleich großartiger in dem Freilichtbild der übenden bayerischen Leibregimentstrommler geleistet. Hier ist die Kunst mit kühnstem Zupacken unmittelbar aus dem alltäglichen Leben herausgerissen. Einer der Marksteine deutscher Freilicht- und Augenblickseindrucksmalerei. Daß gerade ein Soldaten- und Uniformbild diese Rolle spielt! — Die deutsche Militäruniform galt gemeinhin als unmalerisch. Und es hat der Maler genug gegeben, die ihr diesen bösen Ruf nicht ohne Grund verschafft haben. Kenner wußten indessen sehr wohl, daß gerade das bayerische Hellblau weniger an der Uniform des Einzelnen als vielmehr der Truppe mit dem mannigfaltigen Grün der Natur im Ton wundervoll zusammenging. Auf dieser Harmonie hat Uhde sein Bild im klaren Licht eines schönen Frühjahrstages koloristisch aufgebaut. Das viele Rot in der Uniform klingt in den Häuserdächern am nahen Horizont wieder an. Einen ganz besonders freudigen Akzent bilden die blühenden Obstbäume. Das Genre ist fast gänzlich überwunden und macht sich nur ganz



Abb. 130 Die Bergpredigt von Fritz v. Uhde 1887  
Budapest, Museum  
(Nach Photographie der Photogr. Union, München)  
(Zu Seite 176)

bescheiden in einem schief gehaltenen Fuß oder einer schief aufgesetzten Mütze, in einem umgedrehten Kopf oder in einem Kratzen auf dem Kopf, hauptsächlich aber in dem entweder ein wenig verschmitzten oder einfältigen Ausdruck in den Gesichtern der jungen Vaterlandsverteidiger geltend. Komposition ist scheinbar gar nicht vorhanden, in Wirklichkeit aber nicht nur koloristisch, sondern auch linear vortrefflich abgewogen. Nirgends aber ist der Eindruck der unmittelbarsten Naturwiedergabe auch nur im geringsten beeinträchtigt. Das Bild entfesselte durch seinen ungeschminkten Naturalismus bei den damals an Süßlichkeit und Konvention gewöhnten Beschauern

geradezu einen Sturm der Entrüstung. Später wurde es mit Raffaels Sixtina in der Dresdener Gemäldegalerie vereinigt.

Hatte Uhde mit dem Bilde „Die Trommler“ alle fremden, ihm von Liebermann und über Holland gekommenen Einflüsse selbstständig verarbeitet, so sollte er sich selbst doch erst mit den „Drei Modellen“ (Stuttgart) vom folgenden Jahre 1884 finden (vgl. die Kunstbeilage). Es sind Kinder der damaligen Gegenwart aus den niederen Schichten des deutschen Volkes, in ihrer ärmlichen, zusammengeflickten und geschmacklosen Kleidung, in ihrem ganzen leiblichen und seelischen Gehabén vollkommen naturwahr und selbstständig in und mit dem Raum, in dem sie sich befinden, in und mit dem kühlen, rosigen Morgenlicht, von dem sie überflutet sind, als eine malerische Einheit von dem Künstler erfaßt und doch zugleich mit innigster, rein menschlicher Anteilnahme dargestellt. Von hier führt eine schnurgerade Entwicklungslinie zu Uhdes religiöser Malerei, und es ist geradezu von symbolischer Bedeutung, daß diese in dem Kinderbild des geborenen Kindermalers wurzelt. Noch in demselben Jahre 1884 entstand das erste religiöse Gemälde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ (Leipzig, Städtisches Museum), wozu ein Erlebnis den Anstoß gegeben hat, indem Uhde Zeuge ward, wie ein junger Landgeistlicher schlechthin durch seine natürliche Güte und Freundlichkeit die Herzen der Kinder zu gewinnen und ihr Zutrauen zu erlangen vermochte (Abb. 128).

Die Behandlung der religiösen Vorwürfe war seit der Zeit der Romantik in Veräußerlichung verfallen. Ein entsetzliches Schablonentum herrschte, als Uhde auftrat, im protestantischen wie im katholischen Andachtsbild. Die Auffassung richtete sich nach dem großen Stil der italienischen Hochrenaissance, der sich



Abb. 131 Die Kinderstube von Fritz v. Uhde 1889  
Hamburg, Kunsthalle

seinerzeit als Ergebnis eines jahrhundertelangen Ringens um Wiedergabe der Natur und um Bewältigung der Form abgeklärt hatte, jetzt aber und gar in Deutschland nicht mehr berechtigt war, da er ohne gründliches Naturstudium und ohne persönliches Neuerleben rein äußerlich nachgeahmt wurde. In dem Bestreben aber, das Heiligenbild zu erneuern, verfiel man lediglich in eine andere Äußerlichkeit, nämlich die religiösen Gemälde ethnographisch, szenisch und kostümlich wirklichkeitsecht zu gestalten. War man sehr gründlich, so pilgerte man eigens ins Morgenland, für gewöhnlich begnügte man sich damit, israelitische Modelle der nächsten Umgebung in morgenländische Trachten zu stecken. Diese Richtung wurde in England, Frankreich und Deutschland, mit ganz besonderer Virtuosität aber von Uhdes früherem Lehrmeister, dem Ungarn Munkácsy, z. B. in seinem Kolossalgemälde „Christus vor Pilatus“, gepflegt. Selbst der große Künstler Adolf Menzel ist mit seinem „jugendlichen Christus im Tempel“ über diese im letzten Grunde doch nur äußerliche Auffassung nicht hinausgekommen, hatte dabei vielmehr den antisemitischen Ulk hart gestreift: inmitten von orientalischen Charakterchargeen, zu denen dem Künstler polnische Schnorrer die geeigneten Vorbilder geliefert haben dürften, steht ein idealisierter Judenknabe, das Haupt von einer Gloriole umflossen, von regelmäßigen, eigenartig schönen und — unendlich pfiffigen Gesichtszügen. Ganz besonders karikaturistisch sind die Eltern Jesu aufgefaßt, die sich auf den Zehen herbeischleichen, Maria und hinter ihr Joseph. Ungleich größerer Ernst kennzeichnet Liebermanns Gestaltung desselben Gegenstandes. Die Charakteristik beruht hier nicht, wie bei Menzel, auf Gebärden und Gesichtszügen, sondern sie drückt sich in der ganzen Haltung und Bewegung



Abb. 132 Bildnisstudie von Fritz v. Uhde 1890  
(Zu Seite 177)

der ernsten Männergestalten sowie des Christusknaben aus. Dieser ist nicht als eine sinnlich edle und schöne Bildung gegeben und durch einen Heiligenschein ausgezeichnet, sondern die Erleuchtung kommt bei ihm gleichsam von innen heraus und drückt sich in den sprechenden Hand- und Armbewegungen aus. Trotzdem vermag auch dieser Christusknabe nicht wahrhaft zu röhren und zu ergreifen. Dagegen hat Eduard von Gebhardt (vgl. Teil I, S. 298, Abb. 254) unter den damaligen Malern religiöser Gegenstände wohl am tiefsten geschürft und vermag daher auch am kräftigsten unsere Herzen zu packen — trotz seiner niederländisch-oberdeutsch altertümelnden Neigungen, trotz seiner Reformationszeitalter-Kleidung. Seinen Bildern fühlt man es bei Gott an, daß es ihm heiliger Ernst war um die Sache! — Auf dem von Gebhardt eingeschlagenen Wege schritt

nun Uhde weiter. Dachte sich jener das Evangelium als im Reformationszeitalter besonders wirksam, so erschien diesem die fortwirkende, über Raum und Zeit erhabene Macht des Evangeliums als das entscheidende Moment, das also folgerichtig auch als solches dargestellt werden müßte. Auf dem Bilde „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ (Abb. 128) sitzt Christus, eine schlanke Gestalt voller Milde, dessen Erhabenheit über Raum und Zeit durch ein zeitloses blaugraues Idealgewand schlichtesten Faltenwurfs ausgedrückt wird, auf einem strohgeflochtenen Stuhl in einer Art großen, modernen, völlig leeren Schulzimmers — die Behandlung des lichtdurchfluteten Innenraumes knüpft an die „holländische Nähstube“ von 1882 und die „Wirtsstube“ von 1881 an, erreicht aber hier in ihrer Art ein Höchstes —, und nun kommen deutsche Bauernkinder, charakterisiert wie die vorher erwähnten „Drei Modelle“, auf ihn zu und reichen ihm vertrauenvoll die Hand. Mit diesem ersten religiösen Gemälde hat der geborene Kindermaler zweifellos eine in ihrer Art so vollendete Leistung vollbracht, wie er sie später selten wieder erreicht, kaum jemals übertroffen hat. Und nun wechseln Heiligenbilder dieser Art in bunter Reihe ab mit schlichten Existenzbildern vom Schlage der „Drei Modelle“, das heißt: das Figürliche ist in der Regel mit dem plastisch vertieften Raum durch das Mittel von Luft und Licht zu einem malerischen Ganzen zusammengesehen. Den zweiten großen Wurf auf dem Gebiet der religiösen Malerei vollzog Uhde mit dem Bilde „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast“ im Berliner Museum, wovon sich eine nicht ganz so bedeutende Variante im Musée du Luxembourg zu Paris befindet. Der Künstler geht hier noch einen bedeutsamen Schritt weiter auf dem kühn beschrittenen Pfade seiner ureigenen Empfindungen, indem er diesmal in den sattsam bekannten, von drüben beleuchteten gedrückten Innenraum unter die andächtig aufschauende moderne Proletarierfamilie Christus im graublauen Mantel sachte hereinschreiten läßt. Die Türe, durch die er soeben gekommen, ist noch einen Spalt auf. Ganz wunderbar ist es Uhde hier gelungen, den Raum als von Licht durchflutet, die Personen wie auch Tisch und Stühle von Luft umgeben erscheinen zu lassen. Und diese Luft- und Lichtfülle verleiht dem Bilde

den eigenartigen poetischen Zauber und weist ihm eine nicht geringe Stelle in der gesamten Heiligenmalerei an. Was andere Künstler vor ihm durch Linienführung, hat er durch Lichtführung, was andere durch Bildaufbau, formale Schönheit, Kleiderpracht, Adel der Gesichtsbildung, Glanz der Farben, Hell-dunkel — das hat er durch die Poesie von Luft und Licht wie durch die schlichte, ungeschminkte Wahrheit der unmittelbar aus dem Leben gegriffenen menschlichen Gestalten zu erreichen gesucht. Er versetzt Christus inmitten moderner Menschen, und zwar unter solche, die mühselig und beladen sind. Uhde faßt freilich die Worte der Schrift „mühselig und beladen“ ausschließlich im Sinne äußerer leiblicher Not auf und läßt dementsprechend seinen Christus unter die modernen Proletarier treten. So übt er als Künstler eine Art innerer Mission aus, die aber weniger auf strenge Bekehrung als auf ein mildes Trostspenden ausgeht. Das dritte Hauptwerk dieser Art ist das „Abendmahl“ (Abb. 129). Uhdes „Abendmahl“ weicht auch im Bildaufbau von der seit Leonardo gehilgten Grundanschauung, an der noch Eduard von Gebhardt festgehalten hatte, wesentlich ab. Bei Uhde sieht man Christus nicht mehr voll und gerade

ins Gesicht, sondern man erblickt ihn vom Rücken und von der linken Seite aus. So kommt er dem gegitterten Fenster gegenüber zu sitzen, wodurch das Licht hereinflutet in den ärmlichen Raum mit dem gar so kleinen Kronleuchter und den holländischen Strohsesseln, auf denen die zwölf Apostel um den Heiland herumsitzen, keineswegs die Typen idealer Mannesschöne, vielmehr meist ältere bartlose Leute mit gefurchten Gesichtern, müden Leibern und arbeitsschweren Händen. Ihr Ausdruck verrät geistige Stumpfheit, aber brennendes Verlangen des Gemütes. Den Judas novellistisch hervorzuheben, wie es noch Gebhardt getan hatte, hat Uhde verschmäht. Nur der leere Sessel vorn deutet auf Judas hin, und ganz hinten sehen wir aus dem düsteren Raume seinen Verräterkopf auftauchen. Schlichtheit, Innerlichkeit, völlige Versenkung in einen seelischen Vorgang im Einklang mit entsprechender Beleuchtungswirkung war das Ziel, welches dem Schöpfer dieses Abendmales vorschwebte. Hat er es auch erreicht? Nach meinem Empfinden beginnt hier bereits eine gewisse Absichtlichkeit sich störend bemerkbar zu machen.

Als Uhde diese drei religiösen Werke gemalt hatte, sollte er den herbsten Schmerz seines Lebens erfahren: er verlor seine Gattin, die Mutter seiner drei Töchter, die treueste Gefährtin seiner künstlerischen Pläne, Sorgen und Hoffnungen! An neuer Arbeit suchte er sich neu aufzurichten und schuf 1887 „Die



Abb. 133 „Der Schauspieler“ von Fritz v. Uhde 1893  
Der Münchener Hofschauspieler Alois Wohlmuth  
beim häuslichen Studium einer Rolle  
Oslo, Nationalgalerie  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft,  
Charlottenburg)

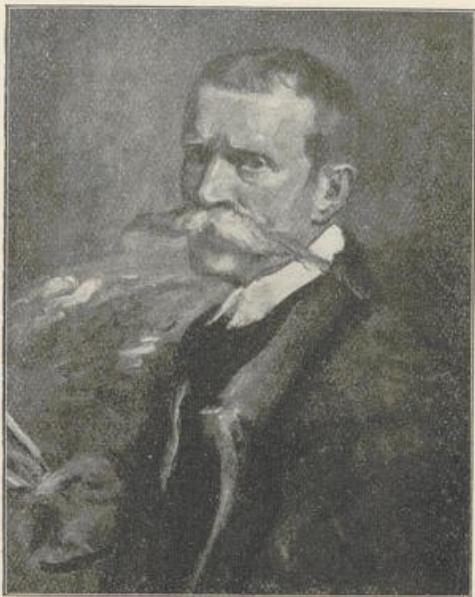


Abb. 134 Selbstbildnis Fritz v. Uhdes 1898  
Dresden, Gemäldegalerie  
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft,  
Charlottenburg)  
(Zu Seite 166)

Bergpredigt“ (Museum in Budapest): Den Uhdeschen Christus sehen wir diesmal inmitten einer blumigen Bergwiese auf einer auffallend roh geziimmerten Bank sitzen. Und nun strömen die Landleute und namentlich ihre Frauen von der Höhe zu ihm herab, lassen sich kniend und betend vor ihm nieder — nicht nur die Augen, nicht nur die Gesichtszüge, nein, auch die ganzen Gestalten gleichsam vom gläubigsten Vertrauen verklärt. Unendlich rührend wirkt das im Vordergrund für sich allein sitzende Kindlein! (Abb. 130.) Es läßt sich gar nicht aussagen, wie eine gewisse Schwere der Farbe und des Vortrags der treffend charakterisierenden Auffassung der Proletarier und des Proletarierchristus zugute kommt. Mit der „Bergpredigt“ war andererseits der Gipelpunkt seiner religiösen Malerei erklimmen. Was er später auf diesem Gebiet geleistet hat, reicht an die frühen Werke nicht heran. Mögen die Nebenfiguren noch angehen, wenn auch unter

ihnen sich das modellmäßig Gestellte bisweilen unangenehm bemerkbar macht, vor allem vermag sich die Christusfigur selbst nicht mehr mit den früheren zu messen. Die Bilder nehmen gemeinhin an Innerlichkeit ab und an Theatralik zu. Auch wird sich Uhde insofern gelegentlich untreu, als er konventionelle Märchentöne anschlägt („Drei Könige“) oder sich gar in einer Art venezianischer Farbengebung versucht („Grablegung Christi“).

Uhdes religiöse Bilder erregten anfangs einen Sturm der Entrüstung. Heute hat man sich an sie gewöhnt und nimmt sie ebenso gelassen auf wie alle gewohnten Erscheinungen unseres Daseins. Daß seine Neuerung, die über Raum und Zeit erhabene Persönlichkeit Christi mitten in das moderne Leben hineinzustellen, an sich berechtigt ist, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Einseitig ist es dagegen, die Worte der Schrift „mühselig und beladen“ lediglich auf Proletarier zu beziehen. Und eine weitere offene Frage ist es, die jeder nach seinem Empfinden für sich beantworten muß, ob es dem Künstler auch wahrhaft gelungen ist, die Erscheinung Christi gleichsam von innen her zu beseelen, als glaubhaft und überzeugend wirken zu lassen. Ist dem martialisch dreinschauenden hochwohlgeborenen Rittmeister bei den Gardereitern Fritz von Uhde jene scheinbar so paradoxe Vorstellung von dem Christus inmitten der modernen Proletarier wirklich aus der Seele geflossen, hat sie sich ihm mit zwingender elementarer Gewalt aufgedrängt, hat sie ihn gleichsam zu ihrer Verkörperung gezwungen oder war sie nur das Ergebnis verstandesmäßiger Überlegung? — Uhde selbst hat zu dieser Frage einmal Stellung genommen, indem er sich dahin äußerte, daß er mit seinen Bildern mehr geben wollte als bloße Studien. „Da habe ich gedacht: etwas muß dabei sein, das die Leute innerlich packt, sonst kann man ja mit seinen Bildern keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken. Ich suchte so was wie die Seele. So entstand das erste Bild dieser Art, ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen‘ (Winter 1883/84) aus der Qual, etwas mehr zu geben als bloße Ab-



Drei kleine Modelle von Fritz von Uhde  
Stuttgart, Gemäldegalerie

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.





Abb. 135 „Stille Nacht, heilige Nacht“ von Fritz v. Uhde 1902—03  
(Zu Seite 178)

schrift aus der Natur . . . Die Christusgestalt wurde mir zum Problem des Lichts. Also Lichtbringer in die Finsternis der Welt und der alten Farben. Die Franzosen wollten das Licht aus der Natur heraus finden; ich wollte außer dem Licht noch Innerlichkeit. Und so kam ich darauf: ich griff die Verkörperung des äußeren und inneren Lichtes auf, Christus.“<sup>84)</sup> Dieses Bekenntnis ist außerordentlich wichtig. Es lässt uns bei aller scheinbaren und äußerer Gleichartigkeit den tiefen Unterschied zwischen der echt deutschen Wesensart Uhdes und der Internationalität Liebermanns zum Greifen deutlich erkennen.

Indessen war Uhde, der einst, wie wir gesehen haben, mit frischem, fröhlichem Naturalismus übende Trommler gemalt hatte, nicht nur religiöser Maler. Hatte er als solcher mit der Bergpredigt den Gipelpunkt erklimmen, so wuchs er in rein bildkünstlerischer Hinsicht noch weit über das damals Erreichte hinaus und machte alle Entwicklungsfortschritte der ständig aufsteigenden malerischen Kultur seiner Zeit im Sinne der Freilichtmalerei und des Impressionismus an führender Stelle mit. Ein anmutiges und lebfrisches weibliches Geschöpf, das gegen 1889 in seinen Werken auftaucht, gab ihm Gelegenheit zu prächtigen Studienköpfen und Figurenbildern (Abb. 132). Seine Freunde vom Theater stellte er in ihren Hauptrollen mit wundervoller psychologischer Charakteristik dar: den Schauspieler Wohlmuth als Richard III., den Kammersänger Franz Nachbaur als Walter von Stolzing. Auch von seinem einstigen Anreger Max Liebermann hat er uns ein lebensprühendes Brustbildnis hinterlassen. Unmittelbar zum Herzen sprechen

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

12



Abb. 136 Auf freier Höhe von Raffael Schuster-Woldan  
(Mit Genehmigung des Künstlers)  
(Zu Seite 180)

seine völlig anspruchslosen Bilder aus der Kinderwelt (Abb. 131). Vor allem aber waren es seine eigenen drei Töchter, bei deren Darstellung die Vaterliebe das Künstlerinteresse gesteigert zu haben scheint, die ihn wieder und immer wieder dazu anregten, sie in allen Stadien ihrer Entwicklung in völlig natürlichen Stellungen mitsamt dem treuen Familienhund in luminaristischen Studienbildern wiederzugeben. Einmal floß dieser Stoffkreis mit dem religiösen zusammen, und Uhde ließ seine Töchter das „Weihnachtslied“ anstimmen. So entstand eines seiner menschlich ergreifendsten Gemälde (Abb. 135).

Auch wenn Uhde niemals ein religiöses Bild gemalt hätte, stünde er als großer Künstler da. Sein Kolorit, sein feinfühliges Abschätzen der Tonwerte, vor allem aber seine Fähigkeit, die kräftige Leiblichkeit der menschlichen Gestalt in und mit dem Raum wiederzugeben, sichern ihm einen Ehrenplatz unter den deutschen Malern seiner Zeit. Worin seine Bedeutung als bildender Künstler besteht, trat auf der „Ausstellung München 1908“ mit erstaunlicher Deutlichkeit zutage. Dort war in dem Bildersaal, Raum 14, unter lauter hervorragenden und teilweise auch gegenständlich ansprechenden Bildern von Künstlern wie Leibl, Böcklin, Kuschel, Hengeler, Toni Stadler, Diez u. a. ein ganz schlichtes, als Vorwurf völlig anspruchsloses „Kinderbildnis“ von Uhde ausgestellt, das z. B. im Vergleich zu dem außerordentlich liebenswürdigen, farbig und überhaupt dekorativ äußerst wirksamen Porträt „Erika“ von Ludwig von Zumbusch wie neben dem vorzüglichen Dekorationsstück „Grauer Tag“ von Erler gerade durch die Bewältigung des Raumproblems — die Kraft, Natürlichkeit und Unmittelbarkeit der leiblichen Erscheinung des Kindes einen schier überwältigenden Eindruck hervorrief. Uhde, ich wiederhole es, würde auch, ohne daß er jemals religiöse Bilder gemalt hätte, als großer Künstler gelten. Aber daß er es trotzdem getan, daß er gewollt und vermocht hat, worum sich z. B. der stammverwandte, hoch

veranlagte, aber nicht bis zum Gipfel seiner Entwicklungsmöglichkeiten empor gelangte Holländer Vincent van Gogh vergeblich bemühte: tiefen seelischen Gehalt mit bildkünstlerisch hervorragender Wiedergabe der Natur organisch zu verbinden, das wird Fritz von Uhde jederzeit in den Augen innerlich gerichteter, wahrhaft deutsch empfindender Menschen besonders teuer erscheinen lassen und ihn vor anderen, wenn auch noch so bedeutenden Malern auszeichnen.

Der Münchener Künstler Uhde und der Berliner Max Liebermann standen unter den ausgesprochen modernen Malern Deutschlands ihrer Zeit als Pfadfinder und Bahnbrecher oben an. Beide waren auch jeweils in ihrer Stadt die Führer der „Sezession“, das heißt der von der allgemeinen Vereinigung losgelösten Gruppe von Künstlern, die bei Ausstellungen jedermann nur nach seiner Leistung und nach sonst nichts zu beurteilen bestrebt waren. Zwischen Liebermannscher und Uhdescher Auffassung, zwischen rein malerischer Wiedergabe der Natur und ihrer Durchdringung mit gemütlich-seelischen Momenten stand das junge Künstlergeschlecht. Darunter eine große Anzahl schöner Begabungen, die hier nicht einmal alle dem Namen nach aufgeführt werden können, geschweige denn, daß es möglich wäre, jedem einzelnen eine eingehende Würdigung zu widmen.

Man kann sagen, daß, seit der Impressionismus von Liebermann und Uhde in Deutschland eingebürgert wurde, er auch die deutsche Malerei allerorten beherrschte. Daneben machen sich immerhin nicht zu unterschätzende Sonderbestrebungen geltend. Gegenüber der Wiedergabe des flüchtigen Eindrucks von den Dingen hat man gerade in Deutschland niemals aufgehört, sich um das Bleibende der Erscheinungen zu kümmern und es nach seinem Lineament und Formenaufbau zu erforschen, gegenüber dem Erhaschen der vorübergehenden Beleuchtungswirkungen hat man die den Dingen und Lebewesen dauernd anhaftenden Lokalfarben nicht vergessen, gegenüber dem bloßen farbigen Abglanz des Lebens hat man gerade in Deutschland niemals aufgehört, sich auch in das innerste Wesen, die Stimmung, die „Seele“ der Menschen, der Tiere, der Dinge zu vertiefen. Immerhin, der Impressionismus herrschte auch in Deutschland vor, überall und in jeder Hinsicht.

Betrachten wir zuerst München. Dort waren einst neben Uhde, wenn auch in einem wesentlich anderen Sinne, *Wilhelm Volz* (1855—1901) und *Wilhelm Dürr* (1857—1900) als poesievolle Heiligenmaler von kraftvoller Individualität tätig.

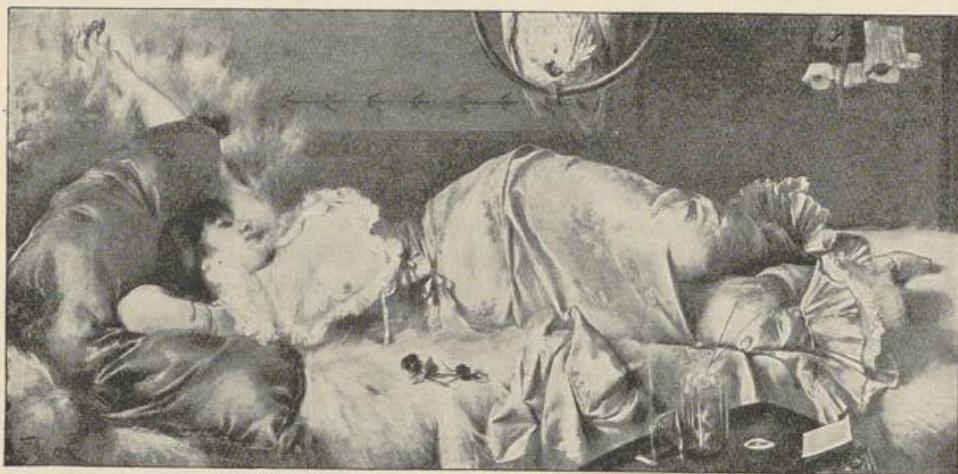


Abb. 137 Diva von Bruno Piglhein. (Nach Photographie Hanfstaengl)  
(Zu Seite 180)

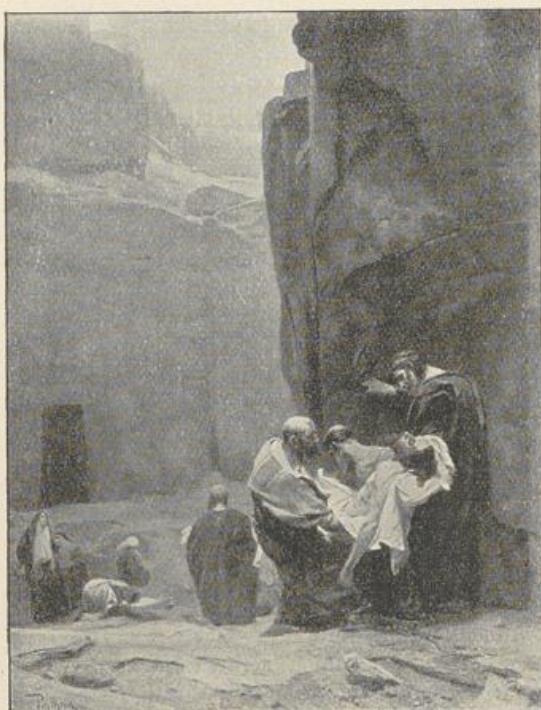


Abb. 138 Die Grablegung Christi von Bruno Piglhein  
München, Neue Pinakothek  
(Nach Photographie Hanfstaengl)

tagsgebäudes zu Berlin Deckenbilder malte, in denen er durch Farbe, Licht und Schatten einfach große Wirkungen erreichte. Wir bringen hier das erste Hauptwerk, durch das er berühmt ward: „Auf freier Höhe“ (Abb. 136). In der Landschaft wurde allgemein das Beste geleistet<sup>86</sup>). Der Name Schleich sollte auf diesem Gebiet durch Eduard d. J. (1853—93) seinen guten Klang bewahren. Ebenso hat Dachau als Künstlerkolonie durch die moderne Bewegung nur an Bedeutung gewonnen<sup>87</sup>). Andere Kolonien sind hinzugekommen. Wie sich im gesamten modernen Leben als Rückschlag gegen die Großstadt die Villenkolonie geltend machte, so im Kunstleben die Künstlerkolonie.

Einst stand in München neben Uhde Bruno Piglhein, ein 1848 geborener Hamburger, der bereits 1894 hinwegsterben sollte, ohne Gelegenheit gefunden zu haben, seine starke, reiche und vielseitige Begabung voll auszuleben. Piglhein beherrschte alle Saiten menschlicher Empfindung. Er trauerte mit den Leidtragenden, die Christi Leichnam durch eine schaurige Felsenschlucht zur letzten Ruhe tragen (Abb. 138), und er fühlte sich völlig zu Hause im parfümdurchdufteten Zimmer der „Diva“, die sich mit frech geöffnetem Mieder wollüstig auf ihren Kissen dehnt und aus verdorbenen Augen ihrem Kakadu zuschaut (Abb. 137). Jenes Bild zeichnet sich durch vortreffliche Vertiefung des Raumes und großartige Silhouetten der einzelnen Gestalten aus, dieses durch hervorragende Stoffmalerei: wie herrlich ist das Atlaskleid des Weibes, wie wunderbar ist das weiche, zerknitterte Kissen gemalt! — Dann röhrt von Piglhein wiederum jenes allbekannte ergreifende Bild der Blinden her, die sich tastenden Ganges durch ein Mohnfeld langsam vorwärts bewegt (München, Pinakothek), wie auch der nicht

Volz hat aber auch das Nackte geliebt und über einen antikisch-mythologischen Humor verfügt. Walter Firle (geb. 1859) führte Uhdes christlich-soziale Richtung ins Melodramatische weiter. Durch Paul Höckers (1854—1910) französierende Modernität schaut stets ein wenig echt deutsche Empfindsamkeit hindurch. Das hinderte ihn aber nicht daran, sich als vorzüglicher Lehrer zu bewähren, der ein ganzes Künstlergeschlecht durch seine Anregungen befürchtet hat<sup>85</sup>). Der gemütvolle Paul Hetze sank 1901 in ein frühes Grab. Als Bildnismaler zeichnete sich der offenbar an den Alten geschulte, kraftvoll gediegene Alois Erdtelt (1851—1911) aus. Als Empiredarsteller hat sich Franz Simm einen Namen gemacht. Ferner seien genannt Georg Schuster-Woldan und sein durch eigene Auffassung und eigenartige Stoffwahl hervorstechender Bruder Raffael Schuster-Woldan (jetzt in Berlin), der für den Bundesratssaal des Deutschen Reichs-

unbedeutende Christus am Kreuz (der Berliner Nationalgalerie, Studie in Stuttgart). Der Künstler schuf sogar ein gewaltiges, leider verbranntes Panorama der Kreuzigung Christi. Piglhein soll das Talent zu einem hervorragenden Wandmaler besessen haben, und es wird bitter beklagt, daß ihm keine Gelegenheit geboten wurde, sich nach dieser Seite hin hervorzutun. Denn das war das Verhängnis der deutschen Kunst in den letzten 30 Jahren des 19. Jahrhunderts: auf der einen Seite wurden die größeren Aufträge vielfach an mittelmäßige Köpfe vergeben, auf der anderen fanden die eigenartig begabten Künstler keine Gelegenheit, sich dem Maß ihrer Kräfte entsprechend auszuleben. Gerade durch ihre neu- und eigenartige Auffassung wurden die am Hergebrachten hängenden Auftraggeber abgestoßen.

Wie Piglhein war auch *Albert Keller* (1845—1920) eine Doppelnatur eigen. Albert Keller<sup>88</sup>) wurde zwar in der Schweiz, in Gais, Kanton Zürich, geboren, aber seine wohlhabende verwitwete Mutter siedelte schon, als er erst zehn Jahre alt war, nach München über. Er gehört für unsere Vorstellung mit zum Inbegriff der Münchener Kunst. Es verbinden ihn noch gewisse Fühlfäden mit Piloty, wenn er auch unmittelbar gewiß nicht sein Schüler, überhaupt niemandes Schüler war. Schon mit zehn Jahren malte er sein erstes Ölbild und erwies sich auch sonst als ein außergewöhnlich begabter Knabe, der sich sowohl mit Begeisterung dem Studium der altgriechischen Kultur hingab, wie andererseits eine Übersetzungs-drehbank fertigte, die sogar auf einer Industrie-Ausstellung in Bayreuth mit einem Preise ausgezeichnet wurde. Nach bestandener Reifeprüfung sprang er als flotter Korpsstudent bei den Isaren ein, befriedete sich aber nicht mit dem Corpus Juris, sondern trat bereits nach zwei Jahren zur Malerei über. Anregungen empfing er von Ludwig von Hagn (1820—98), der seinerseits durch Adolf Menzels Friedrichsbilder angeregt worden war. Den stärksten Eindruck aber scheint auf ihn der ritterliche österreichische, in München tätige Maler Artur von Ramberg (1819 bis 1875) ausgeübt zu haben, dessen Art und Lebensauffassung er offenbar nahe stand, und der gern mit ihm die Werkstatt teilte. Aber auch zu Leibl, zu Len-



Abb. 139 Jairi Töchterleins Auferweckung von Albert Keller München, Staatsgalerie  
(Nach Photographie Hanfstaengl)  
(Zu Seite 183)



Abb. 140 Damenbildnis von Albert Keller  
(Nach Photographie F. Bruckmann, München)

fältig gepflegtem Körper, von feinen gefälligen Umgangsformen, hoch gebildet, malte er die gute Gesellschaft, vor allem deren Inbegriff: die gebildete, vornehme, schöne Frau in ihrer gewählten Kleidung, in ihrem vornehm und liebevoll ausgestatteten Heim. Wenn irgend ein Maler deutschen Blutes, so ist Albert Keller Damenmaler gewesen (Abb. 140). Er gab kein bloß äußerliches Abbild von der Dame, vielmehr fühlte er sich in ihr Leben, ihren Geist, ihr ganzes Gehaben und Sich-Geben, ihre Launen und ihre geheimsten Sehnsüchte, ihre Vornehmheit und ihre Unnahbarkeit ein. Er wußte sie durch Blick und Bewegung zu charakterisieren. Nichts blieb ihm verborgen. Keine Linie in seinem Bilde ist verzeichnet. Es gibt keinen falschen Ton. In diesem Sinne sind seine Bilder auch als Kultururkunden einer verklungenen Epoche von geschichtlichem Wert. Albert Keller ward zu dieser besonderen Rolle in der deutschen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts auch dadurch befähigt, daß es ihm selbst gelang, eine solche selten schöne und vornehme Frau, die Münchener Freiin Irene von Eichtal, zum Weibe zu erringen. Gesund, schön, klug, vornehm, reich, von genialer Veranlagung — ist Albert Keller Zeit seines Lebens auf den Höhen des Daseins gewandelt. Und die Krone seines Lebens bildete diese seine gleich gestimmte, über alles geliebte Gattin, mit der er bis zu ihrem Tode eine selten glückliche Ehe geführt zu haben scheint. Nicht zu Unrecht hat man daher Irene von Eichtal als seine Muse gepriesen.

Kellers Damen-Einzelbildnisse bilden den einen Hauptteil seines gesamten Werkes. Indessen blieb er dabei nicht stehen. Sein tief inneres Verständnis für

bach, zu Munkaczy trat er in Beziehungen. Arnold Böcklin brachte er eine große Verehrung entgegen. Auch bildete er sich später auf Reisen weiter, die er nach den Niederlanden, England, Frankreich, insbesondere nach Paris, wo er sogar zwei Jahre im wesentlichen zubrachte, und nach Italien unternahm. Aber all dies blieb und war für ihn nicht von entscheidender Bedeutung. Albert Keller ist im wesentlichen eine selbständige und selbstherrliche Natur gewesen, dersich seine eigenes Stoffgebiet auswählte, seinen eigenen Stil bildete, sein nur ihm eigenes Kolorit schuf. Rings von sozialen Bestrebungen umgeben, malte er allein keine Arbeiter, keine Bauern, keine Not und kein Elend. Selbst ein Mitglied der guten, der besten Gesellschaft, ein Mann von sorg-

die Schönheit des Weibes führte ihn dazu, auch den unbekleideten weiblichen Körper in zahllosen wundervollen Bildern zu feiern (Abb. 141). Um dies gegenständlich zu begründen, griff er auch wohl auf das Morgenland, auf die Antike, auf das Mittelalter mit seinen Hexen-Verbrennungen u. dgl. zurück. Indessen brachte er solchen Gegenständen doch auch eine tiefere innere Anteilnahme entgegen. Albert Keller, der vornehme Mann, war gewiß nicht bloß Gesellschaftsmensch. Für den zu seiner Zeit in München auftretenden Okkultismus und Spiritismus besaß er ein nicht geringes Interesse, das ihn mit dem Schriftsteller und früheren Offizier du Prel, dem Psychiater Universitätsprofessor Dr. von Schrenk-Notzing und dem berühmten Kunstgelehrten Dr. Adolf Bayersdorfer zusammenführte. In seiner Wohnung wurden Sitzungen gehalten. Und nun verband sich dieses Interesse für Spiritismus mit der natürlichen Neigung des Malers zur Darstellung des Frauenkörpers, und es entstanden Gemälde wie Hexenschlaf, Hexenverbrennung, Mondschein, Märtyrerin, Mondnacht, Die glückliche Schwester, Somnambule, Schlangenbeschwörung und Das Wunder. Und wie ihn immer nicht nur der Leib und nicht nur das schöne Antlitz eines schönen Weibes, sondern ebensosehr der Ausdruck ihres Seelenlebens fesselte, so stellte er das bewegte Mienenspiel der berühmten Schlaftänzerin Marie Madeleine in einer ganzen Reihe von sorgfältig studierten Gemälden dar. Auch andere Schauspielerinnen und Tänzerinnen hat er gemalt. Und wie stark in all diesen Bildern der ausgesprochen frauenaft gesinnte Maler das natürlich sinnliche Moment betonte, niemals und nirgends streifte er das Gemeine. Dieser durch und durch vornehme Maler ist nicht zur Halbwelt hinuntergestiegen. Am Anfang seiner ekstatischen Gemälde entstand sein berühmtestes Werk überhaupt, ein Bild von bedeutenden Ausmaßen: die Auferweckung von Jairi Töchterlein in der Staatsgalerie, München (Abb. 139). Der gewissenhafte Arbeiter Albert Keller hat dazu an hundert Skizzen, Studien und vorbereitende Bilder geschaffen, Studien der verschiedensten Art, z. B. nach der Leiche. Ferner, im Wettkampf mit Munkaczy und wie es scheint nicht ganz ohne dessen Einfluß und



Abb. 141 Weiblicher Akt von Albert Keller  
Aus „Deutsche Kunst und Dekoration“, Darmstadt

Anregung, im Ergebnis aber zweifellos mit größerem Glück Szeneriestudien in Rom. Dann wieder eigentliche Farbenstudien. Und endlich Ausdrucksstudien. Insbesondere hat er sich lange überlegt, wie er Christus und wie er Jairi Töchterlein sich gebärden lassen sollte. Da kam ihm seine Gattin genial zu Hilfe und machte ihn darauf aufmerksam, daß eine Frau, die aus dumpfem Traum plötzlich erwacht, unwillkürlich die Hand ans Gesicht legt. So entstand jene rührende Gebärde des ausgeführten Gemäldes. Das Gemälde ist in Form und Farbe, in Aufbau und Ausdruck Ergebnis eines außergewöhnlichen Könnens wie eines ebenso großen künstlerischen Fleißes. Freilich, ob nicht zu viel verstandesmäßige Überlegung der unmittelbaren Wirkung des Bildes Abbruch tut?! — Gar mancher Beschauer wird sich lieber an die genialen Skizzen halten. Sicherlich aber geht es zu weit, wenn ein namhafter Kunstgelehrter ein Bild wie die Auferweckung „verlogen“ genannt hat.

Auf welchem seiner beiden Stoffgebiete Keller sich bewegt haben mag, es spricht immer Geist aus seinen Bildern. Er hat sich nie mit dem bloßen farbigen Abglanz der Welt begnügt, immer wollte er in das Wesen, in die „Seele“ der Menschen und Dinge hineinleuchten. Insofern hängt er mit der Romantik, überhaupt mit der Gedankenkunst zusammen, wie er auch dem nach „Ausdruck“ verlangenden Menschen der Gegenwart wieder etwas zu sagen haben muß. Freilich unterscheidet ihn eine gewisse Theatralik von der Gegenwart wie von der Romantik und verbindet ihn mit Männern vom Schlage der Piloty, Makart und Munkaczy. Er ist gewiß keiner von den ganz Großen, keiner von den Seelenkündern des deutschen Volkes gewesen. Auch an den „Nur-Maler“ Leibl reicht er sicherlich nicht heran. Immerhin war er ein nicht unbedeutender Künstler von einer heute kaum mehr erhörten Sicherheit der Zeichnung und der Formengebung, von einer sprühenden, glühenden, unendlich mannigfaltig schillernden, ewig wechselnden, dabei auch stets dem Gegenstand wundervoll angepaßten Fülle der Farbe. Ein feuriges, tief leuchtendes Glutrot bildete seine Hauptfarbe, ebenso wußte er aber auch mit Weiß wie mit Schwarz ganz besondere Wirkungen zu erreichen und jede bunte Farbe aufs köstlichste in allen ihr möglichen Nüancierungen spielen, leuchten, glänzen und — charakteristisch wirken zu lassen. Daß er — wie Arnold Böcklin und im Gegensatz zu den französischen Impressionisten und ihren Nachtretern — die Farben und ihre einzelnen Nüancen dazu benutzt hat, um damit seelisch zu charakterisieren, wollen wir Deutsche ihm, dem deutschen Maler, niemals vergessen.

Ein ebenso vornehm weltmännischer Maler jener Generation, der noch in unsere Zeit hereinreicht, ist *Hugo Frhr. von Habermann* (geb. 1849 in Dillingen). Er ging vom Atelier Pilotys aus, dessen Schüler er 1871—78 gewesen, bildete sich auf Reisen nach Italien, nach Brüssel und besonders nach Paris weiter und war von 1905—24 Professor an der Münchener Kunst-Akademie. Habermann hat schon auf seinem 1886 gemalten Bilde (in der Berliner Nationalgalerie) des in Gegenwart der Mutter vom Arzt untersuchten Sorgenkindes in den Gestalten von Mutter und Kind einen eigenartig eckigen, spitzigen weiblichen Typus dargestellt, den er nun ohne Unterlaß wiederholt und mit den verwegsten zeichnerischen und farbigen Mitteln steigert, ohne jemals uninteressant zu werden. Er pflegt die Stellung des Körpers so anzulegen, daß sich ein vielfach gebrochener wechselseitlicher Gesamtumriß ergibt, diesem paßt der Künstler dann das schlangenartig züngelnde Haar, diesem paßt er möglichst alle gewundenen, geschwungenen, flirrenden und flimmernden Umrißlinien der Umgebung und der Kleidung, diesem paßt er aber auch vor allem seine wunderbar schön abgetönte Farbengebung an (Abb. 142), denn seine Kunst ist nicht nur raffiniert, kapriiziös, pikant und temperamentvoll, es offenbart sich in ihr auch ein großes und seltenes, namentlich koloristisches Können, es fehlt ihr aber das Letzte und Höchste: selbstverständ-



Amazone (Bronze) von Franz von Stuck  
(Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, München)

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.



liche Einfachheit und die seelische Tiefe.

Wer aber nach Uhdes Tode als größter und eigenartigster, zugleich als münchenischster Künstler in München dastand und noch heute dasteht, das ist *Franz Stuck*<sup>89</sup>). Stuck ist kein Impressionist. In ihm scheint vielmehr ein Böcklin wiedergeboren, aber ein derberer und bajuvarischer Böcklin. Stucks Kunst ist bodenwüchsig. Sie wurzelt in der Diez-, Lenbach- und Piloty-Überlieferung, ja, mehr als dies: wie in den bayerischen Stammländern von der römischen Kolonisation her römisches Blut in den Adern der Bevölkerung rollt und uns bisweilen in den entlegensten Bergtälern süd-

ländisch kühn geschnittene Gesichter und südländisch schön gewachsene Gestalten überraschen, wie dieser Typ auch in der äußeren Erscheinung Stucks hervortritt, so weist seine münchenisch-altbayerische Kunst eine tief innere Wahlverwandtschaft mit der klassisch italienischen Kunst der Renaissance und des Barocks auf. Und es war daher nichts weniger als Zufall, daß anlässlich der internationalen Kunstausstellung zu Venedig im Jahre 1909 die Italiener von den deutschen Künstlern gerade Stuck zufielen und in seiner Kunst geradezu eine Offenbarung ihres Geistes zu entdecken glaubten.

Franz Stuck wurde zu Tettenweis in Niederbayern im Jahre 1863 geboren und stammt aus einer einfachen Familie, welcher er, der jetzt in selbsterdachter, edel antikisierender Villa im feinsten Stadtviertel Münchens wohnt, allezeit ein treuer Sohn geblieben. Es soll rührend anzusehen gewesen sein und ist für den Menschen Stuck ehrend, wie er, der bedeutende Künstler, der stattlich schöne Mann, der vornehme Herr im Gehrock und Zylinder, sein altes Mütterlein, das am hergebrachten bäuerlichen Gewande festgehalten, sorgsam am Arm durch die Straßen der Hauptstadt zu geleiten pflegte.

Stuck lenkte zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise durch geistreiche Zeichnungen für die Fliegenden Blätter sowie durch Entwürfe zu „Karten und Vignetten“ auf sich. Allmählich wuchs sich der Zeichner zu einem hervorragenden Maler und Bildhauer zugleich aus. Der Antike schuldet er viel. Wie er sich schließlich sein Haus als ernste, statuengeschmückte römische Villa erbaute und dessen große Räume mit pompejanischen Motiven zierte, klingt die Antike von allem Anfang an gegenständlich und formal in seinen Werken durch. Aber auch den großen Koloristen des 16. und 17. Jahrhunderts dürfte er manch wertvolle Anregung zu verdanken haben. Wer je mit einem modernen impressionistischen Maler im Museum war, weiß, daß diese an alte Bilder ganz nah heran-



Abb. 142 Das Modell von Hugo Freiherr von Habermann  
(Nach Photographie F. Bruckmann, München)



Abb. 143 Die Sünde von Franz Stuck  
München, Staatsgalerie  
(Nach Photographie Hanfstaengl)

zutreten und immer die eine oder die andere Einzelheit hervorzuheben pflegten, selten dagegen das ganze Kunstwerk ins Auge faßten. Anders Stuck. Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie ich eines Morgens in die Alte Pinakothek kam und daselbst Stuck, einen Rubens betrachtend, erblickte. Er stand in weiter Entfernung vor dem Bilde, fest in sich zusammengefaßt, wie auf der Mensur, und blitzte es mit seinen feurigen Augen an wie einen Gegner. Man sah es dem Manne an, wie angestrengt er geistig arbeitete — wie er den ganzen großen künstlerischen Eindruck tief in sich aufzunehmen bemüht war. Das ist bezeichnend für Stuck. Auch seine eigenen Schöpfungen sind von dem bloß studien- und skizzenhaften Wesen der modernen Durchschnittsmaler seiner Generation weit entfernt und stellen stets in sich geschlossene ganze und große Werke vor. Besonders gilt das von seiner Bildnerei. Sein bronzer Athlet, ein junger, nackter und — wie der Künstler selber — kraftvoller Mann, der mit Anspannung aller Muskeln, mit Aufwand seiner ganzen Körperkraft eine schwere Kugel über sich emporhält, hat innerhalb der modernen Skulptur geradezu klassische Geltung erworben. Hier ist die Einwirkung der Anstreng-

ung und Kraftentfaltung auf die anatomischen Verhältnisse glänzend zur Anschauung gebracht. Der Bildhauer Stuck geht auch im Gemälde im Gegensatz zu dem „Landschafter“ Böcklin, mit dem er sonst so viele Berührungspunkte besitzt, immer von der menschlichen Gestalt aus. Sie steht im Mittelpunkt seines gesamten künstlerischen Interesses. Die Landschaft wie andererseits auch das Seelenleben des Menschen treten dagegen zurück. Stuck griff zwar gelegentlich Gegenstände aus dem christlichen und alttestamentlichen Stoffkreis auf, wie Kreuzigung und Pietà, Bathseba und Adam und Eva, verkörperte die Sünde, den Krieg, das böse Gewissen, erzählte antike Märchen voll Anmut und Humor — aber, so mannigfaltig er auch immer in der Stoffwahl sein mag, im letzten Grunde ist es die Freude am Bilden und Formen, die ihn erfüllt. Von diesem Standpunkt aus muß man auch seine thematische Unselbständigkeit beurteilen. Stuck hat wenig gegeben, das man nicht schon vor ihm irgendwo ähnlich gesehen hat, und er hat

sich besonders von Böcklin abhängig erwiesen, von dem er z. B. die Freude am Leben der Faune, Satyrn und Kentauren übernommen zu haben scheint. In späteren Jahren nahm Stuck allerdings auch in thematischer Hinsicht an Selbständigkeit zu und brachte manch artige Erfindung hervor. Bisweilen hat er allerdings auch schon den Kitsch hart gestreift und zum Widerspruch gereizt. Aber dann trat er wieder mit einer Frische, einem Temperament und einer Genialität auf den Plan und zwang von neuem in den Bann seiner glühenden Farben und groß gesenen Formen, so z. B. mit dem nach Aufbau wie Farbe gleich vortrefflichen „Diner“ vom Jahre 1913 in der Münchener Staatsgalerie. Wie in Stucks Bildnerei die straffe Form entzückt, so ist an seinen Gemälden stets der feste, sichere Strich, die dekorativ wirksame, fast monumentale Linie anzuerkennen. Stuck ist aber auch *Maler* im eigentlichen Sinne des Wortes. Ja, er versteht es, wie selten jemand, die Farbe psychologisch zu verwerten, die Farbenstimmung dem Empfindungsgehalt anzupassen<sup>90</sup>). Wenn bei irgend einem Künstler, so kann man bei Stuck von jubelnden und klagenden Farbtönen sprechen. Seine Kompositionen aber liebt er nach Form und Farbe in einen möglichst beschränkt angenommenen Raum hineinzuzwingen, in dem auch Jahreszahl und Namensinschrift, wie bei Böcklin und bei den alten Meistern, nach Ton und Linie verwertet werden. Ein Meisterwerk nach all diesen Richtungen war das prachtvolle Sezessionsplakat, der Athenekopf. Die gedrungene Kraft und Festigkeit aber in Stucks gesamtem Schaffen entspricht nicht nur persönlich dem Manne Stuck, sondern auch dem altbayrischen Volksstamm, aus dem er hervorgegangen ist und den er, wenn auch nach ganz anderer Richtung und im Sinne einer späteren, materialistisch gewordenen Zeit, so doch ebenso charakteristisch wie Schwind und Spitzweg verkörpert.

Die drei Beispiele seiner Kunst, die wir hier bringen, sind gleich bezeichnend wie bedeutend. Aus bläulich dämmerndem Dunkel leuchtet das Fleisch der „Sünde“ (Abb. 143) verführerisch heraus, in seiner Wirkung gehoben von der bunten Schlange und dem langen rabenschwarzen Frauenhaar, von dem sich einige Löckchen gelöst haben und das schimmernde Fleisch gleichsam streichelnd liebkosend. Mit starrem, durchbohrendem und eiskaltem Blick schaut die Sünde von der Seite auf den Beschauer. Der „Krieg“ (Abb. 144) ist eine Verkörperung des Krieges in Gestalt eines von rohester Ruhmbegier erfüllten Jünglings, der im eigentlichen Sinne des Wortes über Leichen hinweg dem Siege zustrebt. Koloristisch ist das Bild hauptsächlich auf drei Farben aufgebaut: Schwarz im Pferd, Rot an dem blutbefleckten Schwert sowie in dem Glutschein, der über der verbrannten Stadt im Hintergrund aufsteigt, und endlich einem fahlen Weiß mit bläulichen Schatten



Abb. 144 Der Krieg von Franz Stuck  
München, Staatsgalerie  
(Nach Photographie Hanfstaengl)

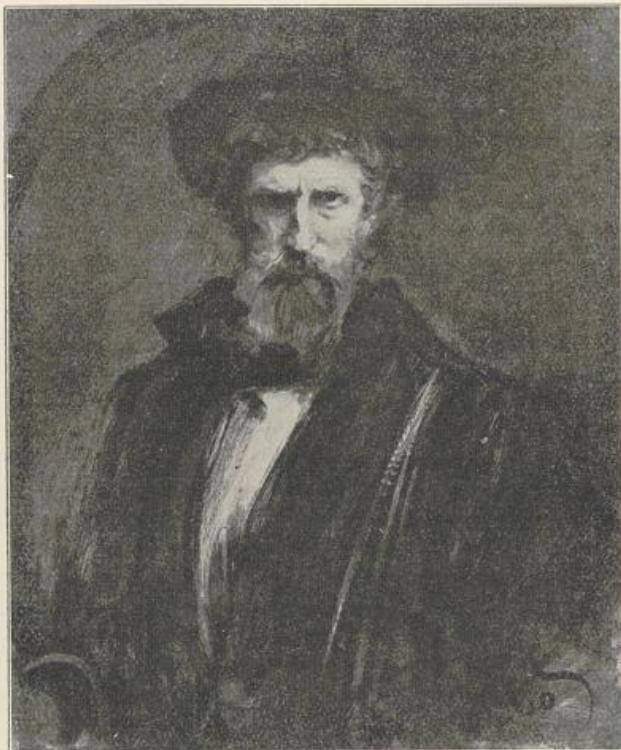


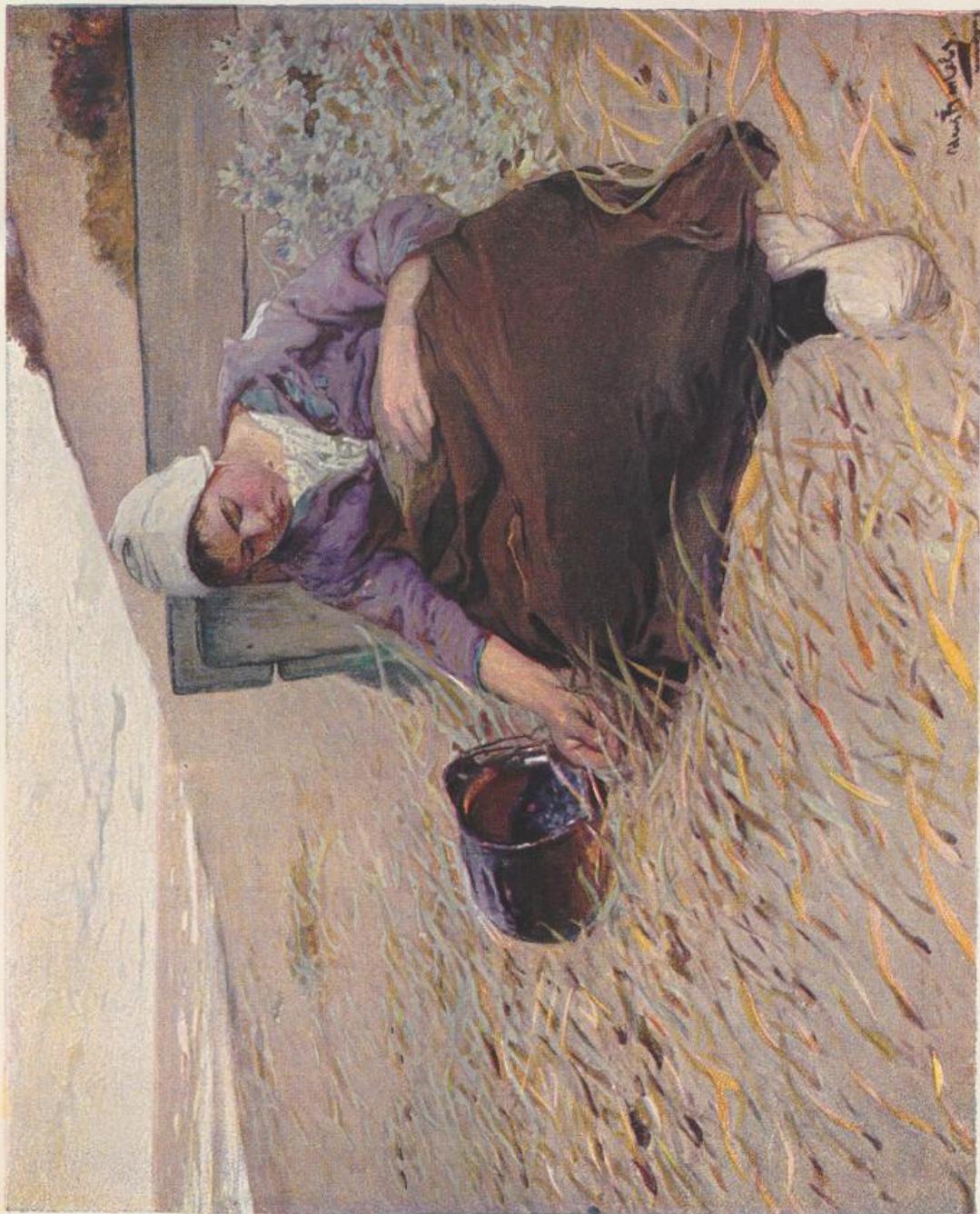
Abb. 145 Selbstbildnis von Leo Samberger  
München, Staatsgalerie

an den Leichen. Es steckt noch ein wenig Pilotysche Effektmalerei, es steckt aber auch ein Stück modern sozialistisch-pazifistischer Weltanschauung in diesem Bilde. Indessen war es dem Künstler nicht beschieden, seine Absichten rein zum Ausdruck zu bringen. Wenigstens ist das Anatomiestudium in dem fertigen Gemälde nicht harmonisch aufgegangen, vielmehr macht es sich noch störend bemerkbar. Gedanklich und kompositionell fällt die Ähnlichkeit mit Rethels Totentanzholzschnitt auf, die wohl auf bewußter Entlehnung beruhen dürfte. Aber Stuck hat sein großes Vorbild nichts klavisch nachgeahmt, sondern unter Benutzung desselben etwas Neues und in sich Geschlossenes gegeben.

Die Art, wie das vorwärts-

schreitende Roß in den Rahmen hineinkomponiert ist, entbehrt fürwahr nicht der Größe! — Zweifellos noch bedeutender denn als Maler erwies sich Stuck als Bildhauer. Es ist bezeichnend, daß er nicht als Maler, wohl aber als Bildhauer in der Berliner Nationalgalerie vertreten ist. Im Leipziger Museum befindet sich die kleine Bronzeskulptur einer speerschwingenden Amazone (Kunstbeilage), der man auch auf großen Ausstellungen mehrfach begegnet war und die durch ebenso straffe Komposition wie vortreffliche Behandlung der Bronze, durch frische Auffassung wie ausgezeichnete Wiedergabe des Pferdes und des weiblichen Körpers den Besucher entzückt. Unsere Tafel ist leider nicht imstande, die Schönheit des Originals voll zum Ausdruck zu bringen, weil der Reiz der Glanz- und Reflexlichter der Bronze sich nun einmal nicht wiedergeben läßt.

Neben Stuck kann *Leo Samberger* (geb. 1861 in Ingolstadt) als Wahrer ausgesprochen Münchener Überlieferung angesprochen werden. Er war Schüler der Münchener Akademie 1883–87 unter Wilhelm Lindenschmit und empfing die entscheidenden Eindrücke von Lenbach. Er hat dessen schwärzlichdunkle tonige Gesamtstimmung beibehalten, aus der auch er die Gesichter allein hell und farbig herausleuchten läßt nebst einigen begleitenden Tönen im weißen Hemd, im bunten Ordensband oder dergleichen mehr. Zur wirkungsvollen Modellierung der Gesichter aber machte er sich die impressionistischen Grundsätze von der Zerlegung des Lichtes zunutze und bewahrte sich bei alledem eine große Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung, sowie eine stark persönliche Note. So ist es Samberger gelungen, in seinen Bildnissen Charakterköpfe mannigfaltiger Art mit tief-eindringender psychologischer Schärfe, zugleich aber in sprühender Lebendigkeit



Eingeschlafen von Hans von Bartels

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.



und überraschender Augenblicklichkeit für Gegenwart und Nachwelt festzuhalten (Abb. 145), z. B. den bekannten Münchener Kunstgelehrten Franz Reber (1905), der lange Jahre Direktor der Pinakothek und Professor an der Technischen Hochschule zugleich war, oder den urwüchsigen Münchener Bildhauer Jakob Bradl (1907).

*Ludwig Herterich* (geb. 1856 in Ansbach) war Schüler seines Bruders Johann Herterich wie der Münchener Akademie unter Wilhelm Diez. Die vielgerühmte stimmungsvolle Romantik seiner bekannten Rittergestalten wurde nicht etwa durch psychologische Vertiefung und novellistisches Ausspinnen eines Vorgangs, vielmehr ausschließlich durch flüssige und tonschöne Malerei erreicht. *Artur Langhammer* (1855–1901) bildete mit Hölzel und Dill, auf die später zurückzukommen sein wird, die Dachauer Malerschule. Weiter seien wenigstens dem Namen nach als Vertreter des modernen Münchener Impressionismus genannt *Hans Borchardt*, *Hans von Hayek*, der raffinierte Tänzerinnenmaler *Hierl-Deronco*, *Theodor Hummel*, der leider früh verstorbene talentvolle *Philipp Klein*, *Heinrich Knirr*, *Karl Marr*, *Karl Piepho*, *Wilhelm Karl Räuber*, *Victor Thomas*, *Charles Vetter* und der Interieur-maler *Richard Winternitz*. Ferner die Landschafter *Karl Theodor Meyer-Basel*, *Bernhard Buttersack*, *Paul Wilhelm Keller-Reutlingen*, *Otto Strützel*, *Felix Bürgers*, *Paul Credel*, *Wilhelm Ludwig Lehmann*, der Maler der bayerischen Alpen *Carl Reiser* und der tiefernde *Richard Kaiser*. Der geborene Hamburger *Hans von Bartels*<sup>91)</sup> bewährte sich als ein großartiger Maler des Meeres wie der Anwohner des Meeres, und verarbeitete dementsprechend gern holländische Motive (Kunstbeilage). *Richard Pietzsch* gehörte das Verdienst, die seltene und großartige, ernste und traumhaft schöne Erhabenheit des Isartals südlich von München als Erster für die aus-

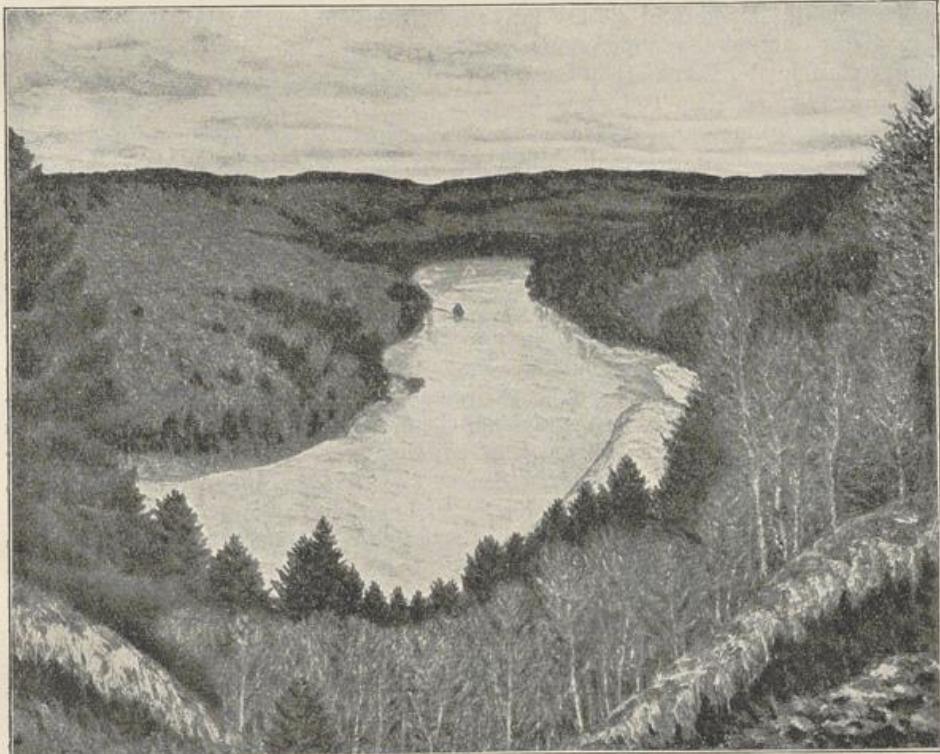


Abb. 146 Spätherbst im Isartal bei Baierbrunn von Richard Pietzsch 1904  
München, Staatsgalerie

gesprochen moderne Kunst entdeckt und in großzügigen Gemälden wiedergegeben zu haben (Abb. 146). Dem Maler *Julius Seyler* hatte es die Farbenpracht des hohen Nordens angetan, deren Eindruck er in kühnster Allaprima-Malerei mittels reiner ungebrochener Farben und stark betonter farbiger Umrisse wiederzugeben trachtete und in der Tat auch große Wirkungen erzielte.

Der Angehörige der Münchener Sezession *Albert Lamm* (geb. in Berlin 1873) ist in mancher Hinsicht beachtenswert. Er entstammt einer Altherliner Familie, die ihren Ursprung aus dem weinfrohen und kunstreichen Burgund herleitet. Nach dem Besuch des Gymnasiums begann er in einer mechanischen Werkstatt, da er Ingenieur werden sollte. Dann studierte er in Darmstadt Physik, Mathematik und — Kant. In den Jahren 1893 und 94 besuchte er die Berliner Kunstakademie und studierte nachmals — 1900 — ein Jahr als Meisterschüler bei Ludwig Dill an der Akademie in Karlsruhe. Den bedeutendsten Eindruck aber machten ihm, wie er sich selbst einmal brieflich aussprach, die „großen Franzosen“ und andererseits „der Verkehr mit Hans Thoma, den ich für einen noch heute nicht annähernd begriffenen unsagbar großen Maler halte“. Jahrelang hat sich Albert Lamm in Berlin als Kunstkritiker ernährt und an der Zeitschrift „Das Atelier“ von Hans Rosenhagen mitgearbeitet. So ist seiner Persönlichkeit ein Doppelantlitz eigen. Doch erklärt sich dies nicht nur aus äußeren Umständen. Vielmehr ist in ihm mit dem schöpferischen der grüblerische Drang vereinigt. Er steht gleichsam unter dem Zwang, sich über seine Kunst, aber auch über seine Zeit und sein Volk gedanklich und gemütlich klar zu werden. Er leidet unter der entgötterten, grob materialistischen und mechanisierten Gegenwart und er sehnt sich für sie nach Erlösung. Dieser grüblerische Drang zwingt ihm gelegentlich auch heute noch die Feder des Schriftstellers in die Hand und nötigt ihn zu lebendiger Aussprache. Und doch hat sich dieser anregende Plauderer und geborene Großstädter in dem weltentlegenen Muggendorf in der Fränkischen Schweiz vergraben, wo er die Wunder ihrer Schönheit hoch über schalem Touristen-Geschmack in farbenfrohen und tonschönen Gemälden, in innig empfundenen Radierungen und schließlich auch im Steindruck wiedergab. Lamm ist Impressionist, aber nicht um der impressionistischen Technik willen, sondern um mit ihr und durch sie sein starkes persönliches Weltgefühl gleich bestimmten Seelen zu offenbaren, wie er selbst in Begleitworten zu einer Ausstellung seiner Werke geschrieben hat: „... die Zukunft einer Malerei hängt davon ab, ob wir in Deutschland an jenem Augenblick anzuknüpfen vermögen, wo bei uns Hans Thoma und der sogenannte Impressionismus sich berühren.“ Das Spekulieren hat schon manchem Künstler die Kunst verdorben. Bei Albert Lamm ist dies nicht der Fall. Sein unmittelbares starkes und inniges Verhältnis zur lebendigen Natur hat ihn glücklich davor bewahrt. Seine Gemälde beruhen nicht auf gedanklichen Konstruktionen, sondern auf sinnlichem Erlebnis. Aber Alles, was ist, ist auch ihm, dem deutschen Künstler, nur ein Gleichnis. Und vielleicht beruht der nachhaltige Eindruck seiner Schöpfungen gerade in dem tiefen und ursprünglich religiösen Empfinden, aus dem sie hervorgegangen sind (Kunstbeilage).

*Heinrich Zügel*<sup>92)</sup> (geb. 1850 in Murrhardt in Württemberg) und der in jungen Jahren nach Karlsruhe berufene *Victor Weißhaupt* (1848—1905) waren die Gründer weitschichtiger Tiermalerschulen, innerhalb deren sie sich selbst stets als die ersten bewährten durch die Plastik der Erscheinung im Raum und die stofflich wie — psychologisch unbedingt wahre Wiedergabe der Tiere mit den Mitteln der modernen Freilichtmalerei. Als Sohn eines Schäfereibesitzers geboren und aufgewachsen, hat Zügel von Kindesbeinen an sich in die Erscheinung und in die Gewohnheiten dieser Tiere hineingesehen, die er anfangs fast allein darstellte, bis allmählich auch die Rinder sein Interesse fesselten (Abb. 147). Gerade Zügel gehört zu den sympathischsten deutschen Vertretern des Impressionismus, weil er diese



Abb. 147 Kühe im Moor von Heinrich Zügel  
(Nach Photographie F. Bruckmann, München)

Kunstrichtung ganz rein, naiv und dabei sehr bedeutend verkörpert. Seine Bilder sind von jeder Phrase, Affektation und Effekthascherei völlig frei und offenbaren ein ständiges sieghafte Aufwärtsschreiten und eine wahrhaft organische Entwicklung ihres Schöpfers. Vor den reifen Erzeugnissen seines begnadeten Pinsels ist der Beschauer geradezu von Bewunderung ergriffen für das hohe Maß eindringender Naturwiedergabe, das mittelst des Impressionismus hier erreicht ist. Das Licht rieselt wie flüssiges Gold über die Leiber von Schafen und Kühen, gelegentlich auch von Jagdhunden und Pferden, durch Laub, über die Heide, über Fluß und Sumpf dahin und vermag den einfachsten Gegenständen einen verklärenden Schimmer edler Poesie zu verleihen. Zügel und Weißhaupt schließen sich *Braith* und *Hubert von Heyden* (geb. 1860) an, welch letzterer sich gelegentlich an den Löwen heranwagt, mit Vorliebe aber in der Darstellung von Enten ergreift, wie es jene hauptsächlich auf Rinder und Schafe abgesehen haben. Ihnen allen aber kommt es weniger auf die Tiere an sich an, als an deren Wiedergabe ihre Farben-, Licht- und Raumvorstellungen zum Ausdruck zu bringen. *Charles Toobys* Kuh- und Kuhstallbilder ragen durch ihre eminente Plastik und räumliche Wirkung wie durch das herrliche Kolorit hervor, das auf einer Harmonie zwischen goldigwarmen braungelben Tönen und frischem blitzenden Grün beruht. Als Tiermaler steht Zügel *Rudolf Schramm-Zittau* (geb. 1874) nahe, der sich auch sonst durch Raumgefühl und Plastik seiner Gemälde auszeichnet, z. B. seiner, offenbar im Wetteifer mit den französischen Impressionisten entstandenen, ganz famosen Straßenbilder (Münchener Karolinenplatz, Karlsplatz usw.). *Richard Bloos* (Paris) wetteiferte erfolgreich mit den eingeborenen Pariser Impressionisten in überraschend farbensattem Wiedergabe Pariser Straßen-, Volks- und Vergnügungslebens.

Das Bildnis wurde im allgemeinen wenig gepflegt, da es ja eigentlich seiner Natur nach dem Impressionismus widerspricht. Immerhin war z. B. *Leopold Durm* auf der Münchener Sezessionsausstellung 1912 mit einem interessanten, zugleich dekorativ gefaßten wie lebensvollen Bildnis eines Kollegen vertreten, während *Fritz Haß* monumentale Schlichtheit der Auffassung anstrebt. Im Gegensatz zum Porträt wurde die Aktmalerei in hohem Maße kultiviert, so von dem französierten

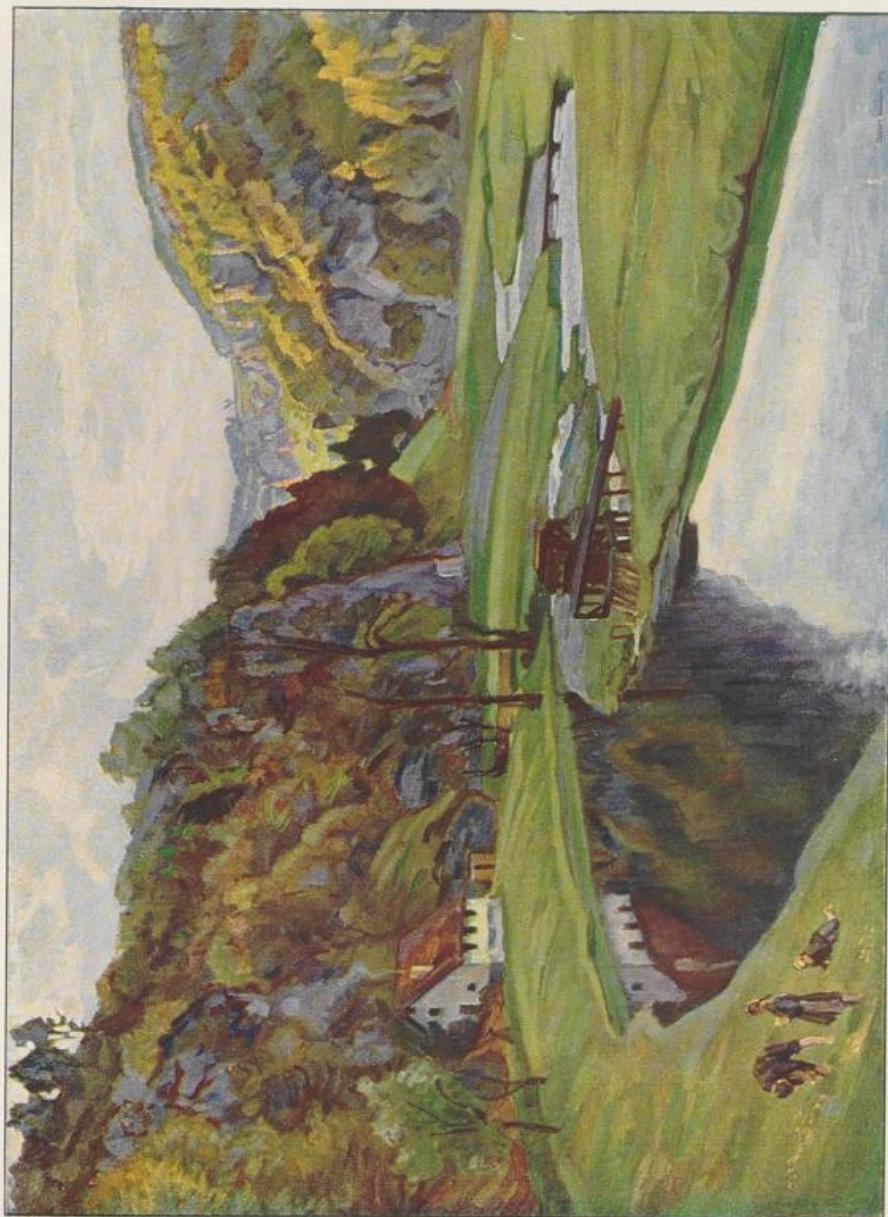


Abb. 148 Im Atelier von Rudolf Nißl  
(Nach Photographie F. Bruckmann, München)

Zeichner der Fliegenden Blätter längst einen Namen gemacht hatte. Dieser 1863 geborene Allgäuer verkörpert das spezifisch süddeutsche Wesen am durchsichtigsten und liebenswürdigsten. Er hat das Beste von der traditionellen Münchener Genremalerei auf unsere Tage herübergerettet und reicht darüber hinweg dem Altmünchener romantischen Humoristen Spitzweg die Hand. Seine Kunst beruht indessen beileibe nicht etwa auf äußerlicher Anempfindung, vielmehr auf tiefinnerlicher Volks- und Seelenverwandtschaft. Sie quillt lauter und rein aus dem Herzen dieses geborenen Romantikers, Fabulierers und Märchenerzählers. Seine Bilder enthalten Seele, Gemüt und Humor. Es gründet dies nicht nur in seinen märchenhaften Themen oder schnurrigen Einfällen allein, sondern auch in der innigen Art, die Natur anzuschauen, in der seltenen Fähigkeit, Landschaft und Figuren so mit Gefühl zu durchdringen, daß sie auf den Beschauer als eine selbstverständliche und unlösbare Einheit wirken (Abb. 149). Die in Hengelers Bildern angeschlagene Stimmung schwingt mit innerer Notwendigkeit in unserem Inneren mit. Dabei steht er, auch rein und streng bildkünstlerisch beurteilt, durchaus seinen Mann. Seine einwandfrei modern behandelten Bilder zeichnen sich durch hohe Tonschönheit aus. Er liebt es, weite dunkle und helle Flächen gegeneinander wirken zu lassen, Figuren, Bäume oder Gegenstände des Vordergrundes in kräftiger Silhouettenwirkung gegen den landschaftlichen Hintergrund zu stellen und den Wolken am Himmel noch einen besonderen Klang in dem lieblichen Konzert seiner unmittelbar zum Herzen sprechenden Gemälde zu vergönnen. Wie man aus dem Getriebe der großen Welt gern an den Busen eines wahren Freundes

*Eugen Spiro* (Paris), dessen Akte wie auch sonstige Figurenbilder durch überraschend kraftvollen Eindruck auf Ausstellungen hervorzustechen pflegen, von *Paul Roloff*, der offenbar den Spuren Cézannes folgte, von *Paul Rieth*, der von Rubens beeinflußt scheint, wie von manch anderem Künstler. *Rudolf Nißl* versteht es, prachtvoll gemalte weibliche Akte (wie auch Gewandfiguren) in und mit dem ebenso prachtvoll vertieften Innenraum, dessen Möbeln und Ausstattungsstücken zu Gemälden von hohen koloristischen Qualitäten und wohltuender Harmonie zu vereinen (Abb. 148).

Eine besondere Stellung nimmt *Adolf Hengeler* ein. Er ist verhältnismäßig erst spät auf dem Gebiet der Ölmalerei hervorgetreten, nachdem er sich als



Einöde Baumfurt von Albert Lamm

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.





Abb. 149 Sämann von Adolf Hengeler  
(Nach Photographie M. Herber, München)

flüchtet, so kehrt man von den Vertretern aller möglichen Kunstrichtungen stets gern wieder zu den Bildern von Adolf Hengeler, wie etwa zu denen eines Toni Stadler oder Hans Thoma, zurück.

Neben Hengeler mag Julius Diez seinen Platz erhalten, der auf jeglichen Naturalismus verzichtet und einer eigentümlich stilisierenden Auffassung huldigt, worin er mit keckem Humor in Öl, Aquarell und Zeichnung uralte Märchen wie selbst erfundene Improvisationen vorträgt (Abb. 150). Diez leitet zur Illustration über. Die Münchener Illustrationsbestrebungen hatten früher ihren höchsten künstlerischen Ausdruck in den weltberühmten Fliegenden Blättern gefunden. Indessen haben die Fliegenden in den letzten Jahrzehnten an Wirkung eingebüßt. Ihr harmloser Witz und Humor, der sich bemüht, nach keiner Seite hin anzustoßen, ihr reiner und keuscher Sinn, ihre ausgeglichene Zufriedenheit entsprachen dem nervösen, unruhigen, gereizten und nach Pikanterie lüsternen Geist der Jahrhunderdwende nicht mehr. Dafür sind die „Jugend“, der „Simplizissimus“ auf den Plan getreten<sup>93</sup>). Die Jugend verfolgt hauptsächlich rein künstlerische Ziele. Sie ermöglichte es jungen aufstrebenden Künstlern, mit ihren bildmäßigen Kompositionen wie mit Skizzen und Studien vor die große Öffentlichkeit zu treten. Sie hat Interesse und Verständnis für die moderne Kunstbewegung in das deutsche Haus und in die deutsche Familie getragen. In diesem Sinne hat die Jugend Großes geleistet und ist namentlich durch ihre farbigen Titelbilder, die gerahmt jedem Zimmer zur Zierde gereichen, zu einem wahren Quickborn für das deutsche Volk geworden. Allen

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

13



Abb. 150 Neues vom Kunst-Kriegsschauplatz von Julius Diez  
(Aus der „Jugend“)  
(Zu Seite 193)

den Mitarbeitern der letzten Jahrgänge seien wenigstens erwähnt der flotte schmisseige *Paul Rieth* (Abb. 154), der ebenso flotte und koloristisch ebenso feine, geschmackvolle, vielseitige, witzige, in Farbe und Umriß gleich ausdrucksvolle *Richard Rost*, der kühne Kolorist und Darsteller des Pferdes mit modernen Kunstmitteln *Max Feldbauer* (Abb. 156), der wuchtig groteske *Max Eschle*, der in kleinstem Format witzig ausdrucksvolle politische Satiriker *Arpad Schmidhammer* (Abb. 151), der in schwarzen Flächen und weißen Strichelchen grotesk stilisierende, witzig bewegliche *Paul Neu*, der sehr begabte, sehr geschickte, in der Farbe geradezu hervorragende Schilderer der reichen feinen Welt *Nicolas Gilles*, der pikante *Ludwig Kainer*, der früh verstorbene Karikaturist voll schmerzhaften Humors *Willy Hallstein*, der naturwahre, wuchtig sichere Zeichner und wirkungsvolle Farbenkünstler *Thomas Baumgartner*, der natürlich frische, an Einfällen reiche, zartliebliche, höchst sympathische *Colombo Max*, ein Sohn von *Gabriel Max*, der sehr persönliche *Bruno Goldschmidt*, der mit seinen ruppigen, struppigen Gestalten in ihren zerrissenen und zerschlissenen Gewändern, mit ihrem zerquälten Gesichtsausdruck und ihren zerfaserten Gebärden sich dennoch fest und bestimmt ausdrückt. Goldschmidt wirkt eigentlich um so angenehmer, je einfacher er sich gibt, so in seinen schlachten, an-

Kunstrichtungen stellte sich die Jugend vollkommen frei und unabhängig gegenüber, stets nur bemüht, das Beste und wahrhaft Gediegene zu bringen. So kamen im Lauf der Jahrzehnte, da die Jugend bald ihren 30. Geburtstag feiern kann, Vertreter der koloristischen, der impressionistischen und schließlich auch der expressionistischen Richtung zu Worte. Sehr schöne Erinnerungshefte wurden den großen Meistern der deutschen Kunst, wie Schwind, Böcklin, Feuerbach, Marées, Klinger, Thoma und Anderen gewidmet. Es ist gar nicht möglich, die Fülle von Talenten auch nur namhaft zu machen, die für die Jugend gearbeitet haben. Von



Abb. 151 Feldpostbrief von Arpad Schmidhammer  
(Aus der „Jugend“)

spruchslosen und liebreizenden Kinderbüchern. Einen ganz besonderen Stil hat sich von den Jugend-Illustratoren F. Staeger gebildet. Er ist Zeichner und er vermag mit seinen zarten, feinen, kleinen, krausen, kriseligen Strichelchen anheimelnd liebreizende Wirkungen auszuüben, weil er, der Wahlverwandte von Schwind und Ludwig Richter, sein ganzes Gemüt hineinlegt und eine eigenartige Romantik hineinflicht (Abb. 153). Von den eigentlichen Kriegszeichnern der Jugend sei besonders Paul Segieth insofern hervorgehoben, als man es seinen Illustrationen sofort anmerkt, daß er wirklich dabei gewesen. Er vermochte daher das uns gegenwärtig bereits wie weltenfern und fast wie märchenhaftanmutende Schützengrabenleben in seiner charakteristischen Eigenart

mit all seinen Leiden und Entbehrungen und doch auch wieder mit dem schlichten männlichen Stolz, der Jeden erfüllte, der es bewußt mitgemacht hat, und mit dem unvergleichlichen Gefühl der kameradschaftlichen Zusammengehörigkeit ohne irgend welches Pathos und ohne jede Schönfärberei uns zum Greifen deutlich vor Augen zu zaubern.

Gegenwärtig erweisen sich gar manche Mitarbeiter der Jugend vom Expressionismus berührt, wie Schwemmer, Walter Teutsch, Josef Franz Huber, der vortreffliche Max Unold, der in der Wirkung sehr angenehme Walther Lehner, der zierliche und dann wieder in grellen Farben schwelgende Richard Blank, der in einem flächigen Stil und reizvoll sprechenden Linien wirksame H. O. Binder, der zart poetische Herbert Lehmann, Wilhelm Wagner, der uns in seinen schwung-

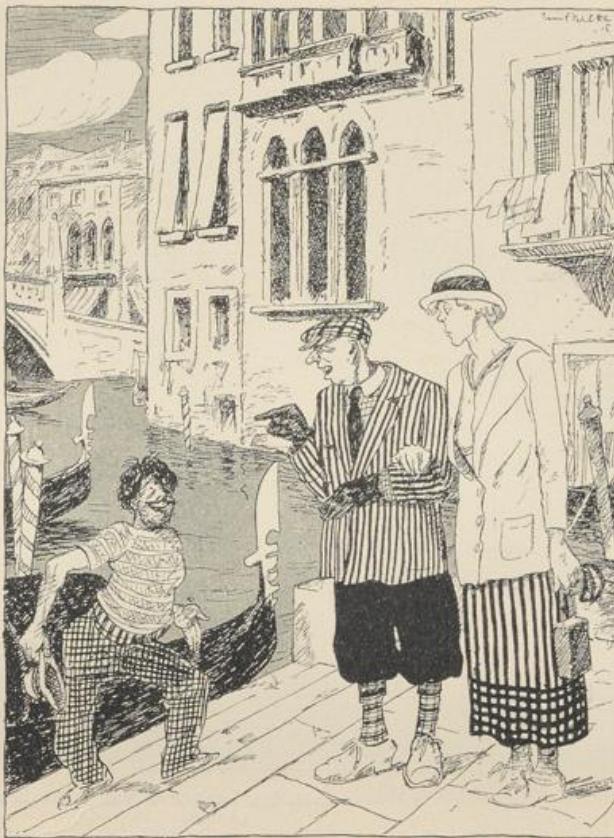


Abb. 152 Englische Hochzeitsreisende in Venedig von Erich Wilke  
(Aus der „Jugend“)  
(Zu Seite 197)



Abb. 153 „Der Samariter“ von F. Staeger  
(Aus der „Jugend“)



Abb. 154 Landsturm von Paul Rieth  
(Aus der „Jugend“)  
(Zu Seite 194)

vollen Steinzeichnungen die stoffliche Wirkung seiner Akte kräftig mitempfinden oder uns in seinen festgebauten Kompositionen von oben in das großstädtische Straßengetriebe hineinblicken lässt, endlich Josef Plenk, der mit seinen straff aufgebauten Aktbildern voll Waldespoesie an Hans von Marées erinnert. Politisch bekannte sich die Jugend zu einer deutschen und zu einer freiheitlichen, im besonderen zu einer antiultramontanen Gesinnung. Die politische Satire ward illustrativ hauptsächlich durch den oben charakterisierten Julius Diez vertreten. Kunst und Politik aber führten in der Jugend sozusagen je ihr eigenes, gesondertes Dasein, gingen unabhängig nebeneinander her. Dagegen war der „Simplizissimus“ von allem Anfang an ein ausgesprochen politisches Witzblatt. Die Kunst erscheint hier in den Dienst politischer und sozialer Satire gestellt, nur bisweilen klingen uns rein lyrische Töne, z. B. aus den Versen und Zeichnungen von Wilhelm Schulz entgegen. Die Satire aber richtete sich unterschiedslos gegen alle Stände, die Ansehen, Macht, Stellung, Geld besaßen. Vor allem aber ward das deutsche Heer bespöttelt. Fast immer war die Satire dieser Zeitschrift witzig, geistreich und in hohem Sinne künstlerisch. An unmittelbar einschlagender Wirkung übertraf der Simplizissimus, wobei ihm das günstigere, überhöhte Format wesentlich zustatten kam, die Jugend bei weitem, künstlerisch wie politisch, textlich wie illustrativ. Wie die Wirkung textlich vor allem auf den Gedichten des wahrhaft genialen Verskünstlers Peter Schlemihl (alias Ludwig Thoma) beruhte, so illustrativ auf den Karikaturen des Titelblattzeichners Thomas Theodor Heine, in denen dieser mit einem stilistisch dekorativen Geschick allerersten Ranges das



Abb. 155 Zwölf Meter vom Gegner von Paul Segieth  
(Aus der „Jugend“)  
(Zu Seite 195)

politische und das Familienleben der Deutschen verspottete. Rudolf Wilke (1908 in seiner Vaterstadt Braunschweig verstorben), Erich Wilke und Bruno Paul haben sowohl durch Weglassen als auch durch Hervorheben das Charakteristische ihrer Mo-



Abb. 156 Im Osten von Max Feldbauer  
(Aus der „Jugend“)  
(Zu Seite 194 und 209)



Abb. 157 Unser Regiments-Adjutant von W. Müller-Hofmann  
(Aus der „Jugend“)

dig und gibt seinen Erlebnissen mit den Mitteln des impressionistischen Stils bereit Ausdruck. Es ist etwas ganz Wunderbares um seine echt deutsche traute Kunst! — Dabei hat er in letzter Zeit auch politische Tagesfragen scharf und schneidig anzuschneiden vermocht. *Ferdinand von Reznicek* (1868—1909) war der unermüdliche Schilderer der eleganten Welt und Halbwelt (Abb. 164). Er nahm damit im Simplizissimus wieder auf, was vor ihm in den Fliegenden Blättern der jung verstorbene *Ludek Marold* (geb. 1865 in Prag, gest. daselbst 1898) angestrebt hatte. Marold war ein ausgesprochenes Talent, ein scharfer Beobachter und ein ausgezeichneter Aquarellist. Er verstand es, die vornehme Gesellschaft nach Ausdruck und Bewegung, Tracht und Umgebung meisterhaft in Form und Farbe mittels einer überaus geistreichen Mache zu schildern. Sein Nachfolger auf diesem Gebiete in den Fliegenden Blättern, *Hermann Schlittgen* (vgl. die Eduard Munch-Tafel), vermochte sich mit Marold nicht zu messen, er ist früh in Manier erstarrt. Dagegen war Reznicek ein Künstler voll Verve, voll Temperament, von Geschmack und koloristischem Feingefühl. Seine Spezialität war das „süße Mädel“ (Abb. 164). Nach seinem Tode hatte der gleichfalls talentvolle *Ernst Heilemann* seine Erbschaft angetreten, auch *M. Dudovich*; Heilemann war aber ungleich größer in den Effekten als Reznicek, und der von ihm dargestellte Typ stand um mehr als eine Stufe tiefer: der Unterschied zwischen dem Berliner Nachtcafé und der Münchener Redoute. Dagegen ist der elegante

delle, besonders typischer Vertreter bestimmter Berufsstände, bis zum Grotesken gesteigert (Abb. 152, 162 u. 163). *Wilhelm Schulz* war, wie gesagt, der Lyriker in diesem Kreise. Auch er schwingt offensichtlich einen Knotenstock, läßt aber dabei ein überaus zartes Empfinden in seine farbigen Zeichnungen wie in seine gleichgestimmten Verse ausströmen. Schulz erlebt die deutsche Dichtkunst, die deutsche Landschaft, insbesondere die mitteldeutsche Tal- und Hügel-, Feld- und Waldlandschaft, das altdeutsche Stadtbild mit seinen gewundenen Gassen, seinen verträumten Giebelhäusern, rinnenden Brünlein, mit Postkutschen und Hömerschall, mit Abendwehen und Mondschein, mit wandernden Burschen und sehnsgütigen Mädchen wie ein wiedergeborener Mörike oder Schwind und doch ganz selbständ-

Eduard Thöny der konigeniale Schilderer eleganten Damen- und Kavalierdaseins. Er ist der eigentliche Kolorist unter den Simplizisten. Es ist wunderbar, wie er den bunt uniformierten Reiter auf braunem Gaul mit erstaunlich wenigen Mitteln zu Zeichnungen von dufstigster Farbenwirkung zu verwerten versteht (Abb. 161). In den letzten Jahren vor dem Kriege bildete der geniale Porträtkarikaturist Olaf Gulbransson eine der Hauptstützen des Simplizismus. Endlich darf weder der schicke und biedermeierisch poesievolle Alfons Wölflie, noch der humoristische und erfindungsreiche Heinrich Kley (geb. 1863 in Karlsruhe) vergessen werden<sup>94</sup>). Heinrich Kley, der sich auch sonst als Graphiker auszeichnet, besitzt ein geradezu verblüffendes Verständnis für menschliche wie tierische Form und Formbewegung. Er vermag den Menschen ins Herz und durch die Kleider auf den Leib zu sehen und erreicht seine Wirkungen dadurch, daß er dem erstaunten Auge in voller Nacktheit vorführt, was sonst wohlbekleidet vor sich zu gehen pflegt, wie z. B. das Gedränge vor einer Theater-Garderothe, oder aber indem er menschliche Eitelkeiten, Torheiten und Leidenschaften von formal wie psychologisch entsprechenden Tieren vollführen läßt. Dies alles aber ist nicht etwa mühsam bei den Haaren herbeigezogen, vielmehr verfügt der Künstler über eine so unmittelbar quellende Einbildungskraft, daß seine tollsten Erfindungen natürlich wie das Leben selber wirken (Abb. 166). Im ganzen hatte der Simplizismus den Versuch unternommen und glänzend durchgeführt, die Errungenschaften mo-



Abb. 158 Mein Kamerad von Ernst Berg  
(Aus der „Jugend“)



Abb. 159 Zeichnung von Edwin Henel  
(Aus der „Jugend“)

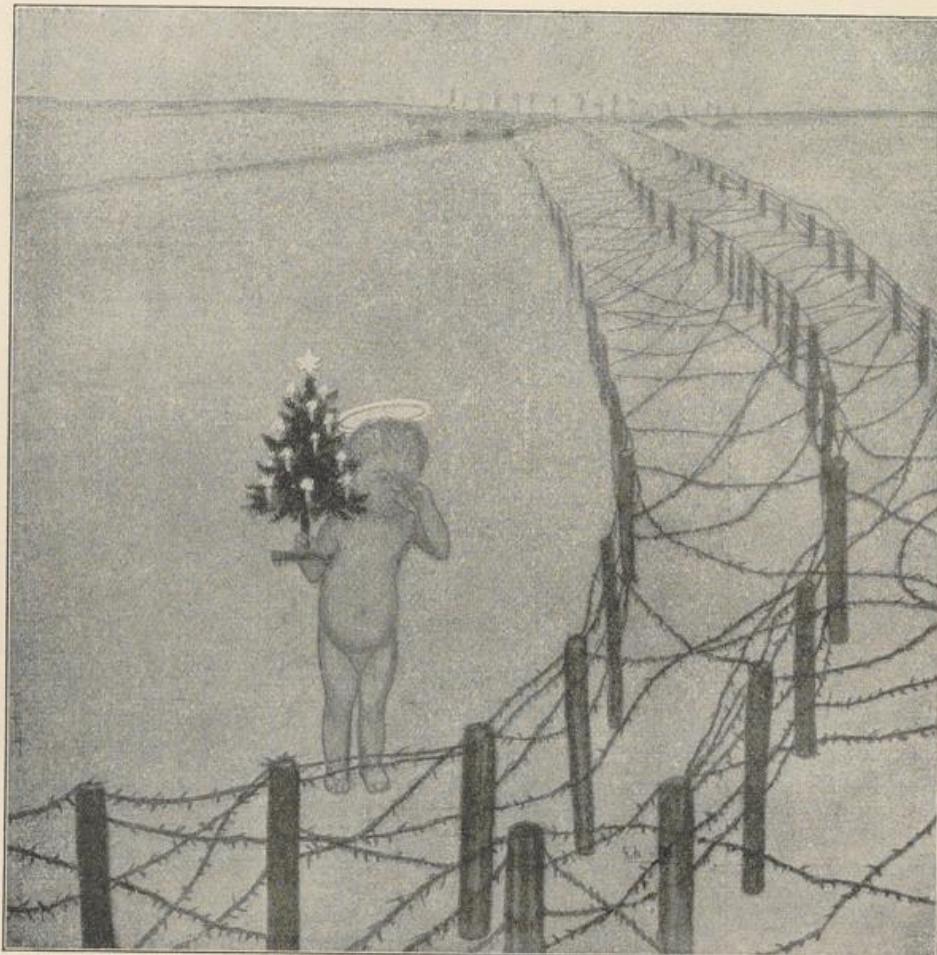


Abb. 160 Das Christkindlein am Drahtverhau von Th. Th. Heine  
(Aus dem „Simplizissimus“)

derner künstlerischer Technik und Naturauffassung, namentlich aber den sog. Plakatstil, der mit großen, keck aneinander gereihten Farbflächen arbeitet, in den Dienst der Illustration zu stellen. Daß manches andere Blatt mit mehr oder weniger Geschick dem Simplizissimus auf seinen Pfaden nachzustreben versucht, versteht sich von selbst. Es gab aber und gibt auch zurzeit in Deutschland keine illustrierte Zeitschrift, deren Witze so witzig wären, deren Bilder künstlerisch so hoch stünden, und so pflegte man in Lesezimmern, in Wirts- und Kaffeehäusern zuerst und am liebsten nach dem Simplizissimus zu greifen. Wenn man aber gegenwärtig auf die letzten Jahrzehnte vor dem Weltkrieg zurückblickt, kann man sich — leider! — der Einsicht nicht verschließen, daß der Simplizissimus in vielen seiner Text- und Bildbeiträge zu den zersetzen- und zerstörenden Kräften gehört hat, die das Ansehen des deutschen Heeres und des Deutschen Reiches überhaupt untergraben haben. Und wir alle haben uns als eifrige Leser und leidenschaftliche Bewunderer jener weit verzweigten unterwühlenden Literatur und Kunst an unserem jetzigen Unglücke, an der deutschen Schande der Gegenwart mitschuldig gemacht! — Und nun kam der Krieg. Sofort nahm der Simplizissimus einen Frontwechsel vor und

kämpfte Schulter an Schulter mit der Jugend für Deutschland. Beide Zeitschriften stellten ihren reichen Schatz an Geist und künstlerischer Kraft bedingungslos dem Vaterland zur Verfügung. Ach, wäre es doch immer so gewesen! — Wenn die zahllosen, künstlerisch hochstehenden Zeichnungen, die oft törichten und albernen Witzen über Heer und Staat untergelegt wurden, statt dessen dazu verwendet worden wären, die Freude des Deutschen an der deutschen Wehrmacht und seinen Stolz auf das im Vergleich zur Gegenwart über alle Begriffe herrliche Deutsche Reich zu erwecken und zu vertiefen! — Nun, nachdem es ernst geworden war, geschah es. Während des Krieges ist der Simplizissimus wie die Jugend der Nation wirklich

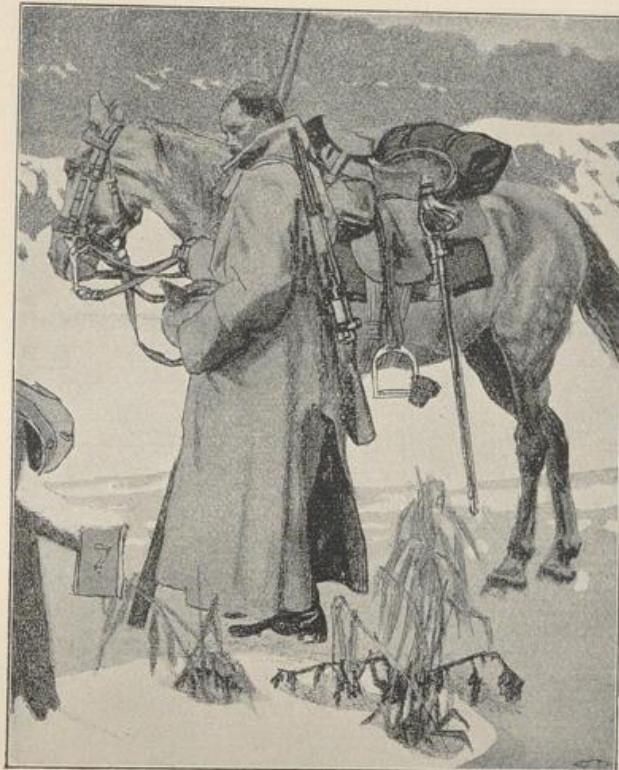


Abb. 161 Der erste Schnee von E. Thöny  
(Aus dem „Simplizissimus“)  
(Zu Seite 198/199)

ans Herz gewachsen. Von Tausenden von Frontkriegern begierig erwartet, eifrig gelesen und betrachtet, oft als einziger Schmuck an die einförmig grauen Wände der Unterstände und Notquartiere geheftet, haben sie in den Atempausen zwischen Trommelfeuer und Sturmangriff einen Schimmer von Farbe und Freude, von Glück und künstlerischer Erbauung, einen innigen Gruß aus der Heimat in das schwere Feldleben gebracht. Volk und Künstler hatten jetzt wieder, wie im Mittelalter in der Religion, einen großen Inhalt, der sie alle verband und begeisterte. Auch in diesem Sinne ist es heute noch möglich, der „großen Zeit“ sich wehmütig und dankbar zugleich zurückzuerinnern. Und in der Qual der Gegenwart gewährt es Trost und Erquickung, sich in die Kriegsbände der Jugend und des Simplizissimus zu vertiefen (Abb. 150—161 und 165). Nach dem Kriege hat der Simplizissimus nicht aufgehört, für Deutschland einzutreten. Er hat die Franzosengreuel an Rhein und Ruhr wacker bekämpft. Und in einer kernigen Zeichnung von Wilhelm Schulz ist unseres letzten gefallenen deutschen Helden Leo Schlageter würdig und dankbar gedacht worden. Bezieht sich die schöne Totenklage von Auguste Supper mit der stimmungsvollen Zeichnung von A. Wölflé (18. Juni 1923) auch auf ihn? — Allein zu den großen, ganz Deutschland bewegenden innerpolitischen Fragen der Gegenwart wird im Simplizissimus nicht klar und entschieden Stellung genommen. Und es ist sehr zu bedauern, daß dieses hervorragende politisch-satirische Witzblatt nicht die Führung der deutschen Freiheitsbewegung auf künstlerischem Gebiet übernommen hat.

Von den Künstlern, die zu dem alten Stamm in letzter Zeit hinzugekommen sind, seien wenigstens der sanft melancholische R. von Hoerschelmann, wahrschein-

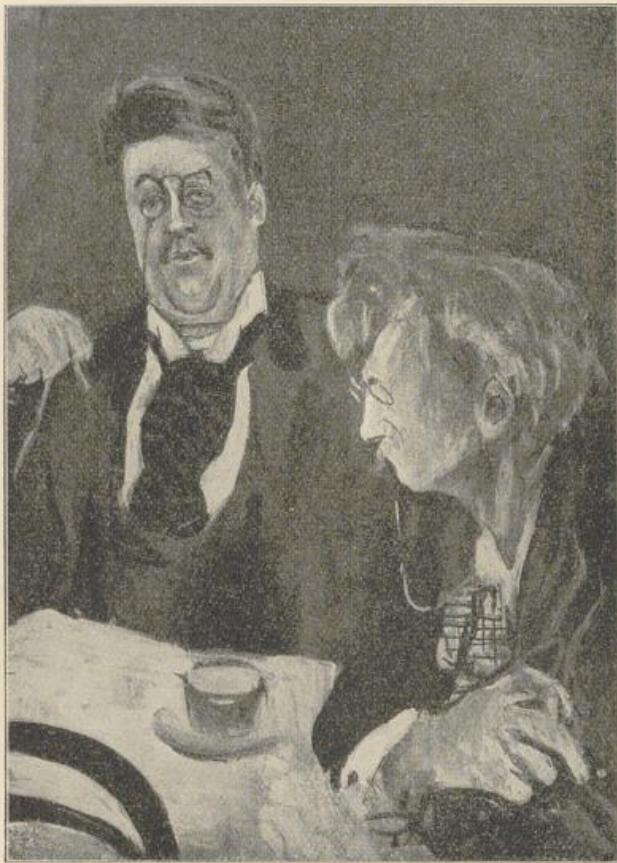


Abb. 162 Deutsche Musiker von Rudolf Wilke  
(Aus dem „Simplizissimus“)  
(Zu Seite 197)

Großstadt-Außenviertel-Armseligkeit und -Laster und erschreckender Naturferne, aber auch von gesundem Mutterwitz und nicht unterzukriegernder Munterkeit hingekommen. E. Schilling ist in seinem Streben, alle Erscheinungen auf bestimmte Reihen und Rhythmen, auf bestimmte Tonflächen oder ein genau abgezirkeltes Helldunkel zurückzuführen, echter Expressionist. Wenn irgendwer, vermag gerade er es, den Beschauer für diese neue Kunstform einzunehmen, so anregend und anziehend, so ausdrucksvoll und bedeutend erscheint er uns.

Doch wir sind mit unserer Darstellung, um Simplizissimus und Jugend gleich in einem Zuge zu behandeln, bereits bei der Kunst des heutigen Tages angelangt und wollen nun zur Entstehungszeit jener beiden, auch heute noch künstlerisch führenden Blätter zurückkehren.

Unter dem Einfluß des Plakatstils auf der einen, wie des Impressionismus auf der anderen Seite hatte sich in München auch auf dem Gebiete der Ölmalerei eine eigenartig dekorative Richtung entwickelt, deren unmittelbare Wirkungen unbestreitbar sind. In diesem Sinne ist z. B. Ludwig von Zumbusch (geb. 1861 in München) aufzufassen, ein außergewöhnlich sympathisches Talent, der ansprechende Vorwürfe mit starker Farbenfreudigkeit wiedergibt. Er versteht es meisterhaft, liebliche Mädchenerscheinungen gegen einen landschaftlichen Hintergrund zu stellen und die so entstehenden Kompositionen mit außerordentlicher Geschicklichkeit ab-

lich von deutsch-baltischer Abstammung, der grausam groteske *A. Kubin* und der rhythmisch umreißende groteske *R. Großmann* erwähnt. Der vielseitige Humorist *Karl Arnold* spricht sich in weich geschwungenen fließenden Umrißlinien oder in farbigen Flächen, bisweilen auch in grellen Farbengegensätzen aus. Neben Dudovich war *Lendeke* mit seinen merkwürdig unwirklichen und doch so reiz- und ausdrucksvoollen Figürchen getreten. Gegenwärtig kultiviert *K. Heiligenstaedt* die Darstellung der elegantesten Halbwelt mit trefflichen koloristischen Mitteln. Der koloristisch nicht erfreuliche, aber scharf beobachtende und seine Eindrücke stets bildmäßig sicher verarbeitende *H. Zille* hat in Wort und Bild in die Münchener Grundstimmung des Simplizissimus einen besonderen Berliner Ton von

zurunden (Abb. 168). Ernst Liebermann weiß im Gemälde wie im Steindruck mit seinen dekorativ ebenso wirksamen wie deutsch und lieb empfundenen Städte- und Landschaftsbildern unmittelbar aufs Gemüt zu wirken. Auch als geschickter Aktmaler hat er sich bewährt — Akte mit Stoffen, Möbeln, Keramiken zu reizvoll koloristischen Wirkungen verbunden. Während im allgemeinen das Gemälde der Gegenwart seiner Bestimmung als Zimmer-schmuck entsprechend sich mit bescheidenem Umfang begnügt, ergingen sich gerade die dekorativ-impressionistischen Bilder vielfach in großen Formaten<sup>95)</sup> und suchten schon dadurch Eindruck zu machen, wenn diese Neigung auch in den letzten Jahren wieder zurückgegangen ist. Ein hervorragender Künstler dieser Art ist Angelo Jank (geb. in München 1868), der

Darsteller des Pferdes in Bild, Zeichnung und Steindruck, des Kavalleristen und Artilleristen, des Jagdreiters und des Rennreiters in der Tracht der Gegenwart wie im historischen Kostüm des Rokoko und des Biedermeier. In unser Zeitalter des Automobilspor tes und der Luftschifffahrt ragt Angelo Jank wie ein Verherrlicher uralter, ewig junger Reiterlust herein. Er hat das Pferd jeder Rasse, jeder Altersstufe, jeglicher Verwendung: den Soldatengaul, das wohlgepflegte Sports-pferd im vornehmen Laufstand wie das Arbeitsroß im Bauernstall studiert. Ein zweiter Franz Adam und im Gegensatz zu Wilhelm Trübner, der (bei all seinen sonstigen, koloristischen Vorzügen) das Pferd nur in der Ruhe wiederzugeben ver-mochte, ist Jank imstande, es in jeder Gangart, im Trab wie in der Karriere überzeugend darzustellen. Wenn irgend jemand, studierte er das Pferd mit den unbeirrbar scharfblickenden Augen des Künstlers, aber man sieht und fühlt es seinen Schöpfungen an, daß er auch mit dem Herzen bei der Sache ist und die Dinge auch vom Standpunkt des leidenschaftlichen Reiters und Pferdeliebhabers erlebt hat (Abb. 169). Einmal war es Angelo Jank vergönnt, seine Kräfte auf eine große Aufgabe zu sammeln. Von Fritz Attenhuber unterstützt, hat er für den Sitzungs-saal des Deutschen Reichstages drei Gemälde aus der deutschen Geschichte in ungeheurem Maßstabe gemalt (das mittlere ist bei acht Meter Breite fast fünf Meter hoch, was für die Vordergrundfiguren fast doppelte Lebensgröße bedingt). „Das



Abb. 163 Streit der Moden von Bruno Paul  
(Aus dem „Simplizissimus“)  
(Zu Seite 197)



Abb. 164 Tanzendes Paar von Reznicek  
(Aus dem „Simplizissimus“)  
(Zu Seite 198)

bedeutende Leistung rühmen. Besonders schön, ehrfurchtgebietend und menschlich liebenswürdig ist die Gestalt des Kaisers, d. h. des damaligen Königs, auf seinem historischen Rappen! Das linke Flügelbild ist der ältesten Geschichte des Reiches entnommen. Es zeigt Karl den Großen auf dem Reichstage zu Paderborn im Jahre 777, wie ihm arabische Gesandte mit der Bitte um Schutz gegen den Kalifen Abdur Rahmān von Cordoba nahen... Stellt diese Komposition einen Höhepunkt aus dem Beginn des germanischen Imperiums dar, so schildert das rechte Gegenstück einen Höhepunkt der deutschen Weltmachtpolitik vier Jahrhunderte später unter Barbarossa: Vor seinen gewappneten Reitern hält der große Hohenstaufe auf der ronkalischen Ebene (1158). Vor ihm kniet huldigend der Abgesandte einer der lombardischen Städte, die sich nach Mailands Fall dem Kaiser unterwarfen...<sup>96</sup>) Im Todesjahr Fritz von Uhdes hat Angelo Jank mit einem Gemälde Aufsehen erregt, der Überführung der Leiche jenes Künstlers (München, Staatsgalerie. Farbige Reproduktion in der Jugend) (Abb. 170). Wir befinden uns auf dem Gottesacker. Vom rundbogigen Tor der Mauer umrahmt ist das vordere Gespann des vierspännigen Leichenwagens, auf den der Sarg von einigen im Schnee stehenden Unteroffizieren gerade hinaufgehoben wird, während die Leidtragenden

Mittelstück sollte eine Episode aus der neueren Geschichte, die auf des Reiches Gründung Bezug hat, darstellen. Jank wählte einen Moment nach der Schlacht bei Sedan, mit Glück und Geschick alles Episodenhafte vermeidend und bei allem Realismus der Schilderung die ewige Bedeutung der Stunde heraushebend. König Wilhelm reitet auf einer Straße über das Schlachtfeld — neben ihm der Kronprinz, hinter ihm Bismarck, Moltke und Roon. Ein Trupp prächtig gezeichneter Ulanen eröffnet den Zug. Zur Rechten sieht man die Spuren der Schlacht, wobei alles Zuviel an Blut und Schrecknissen vermieden ist. Links drängen Soldaten aller deutschen Kontingente, natürlich auch ein Bayer mit eichenlaubgeschmücktem Raupenhelm, mit Jubelruf heran. Sie schwingen eroberte Feldzeichen und Fahnen, eroberte Fahnen flattern hinter dem Zug des Kaisers, und das Wehen der bunten Fahnentücher gibt dem Ganzen seinen festlichen Schwung. Wie hier die historische Treue mit dem monumentalen Gedanken des Bildes in Einklang gebracht ist, das darf man als eine hoch-

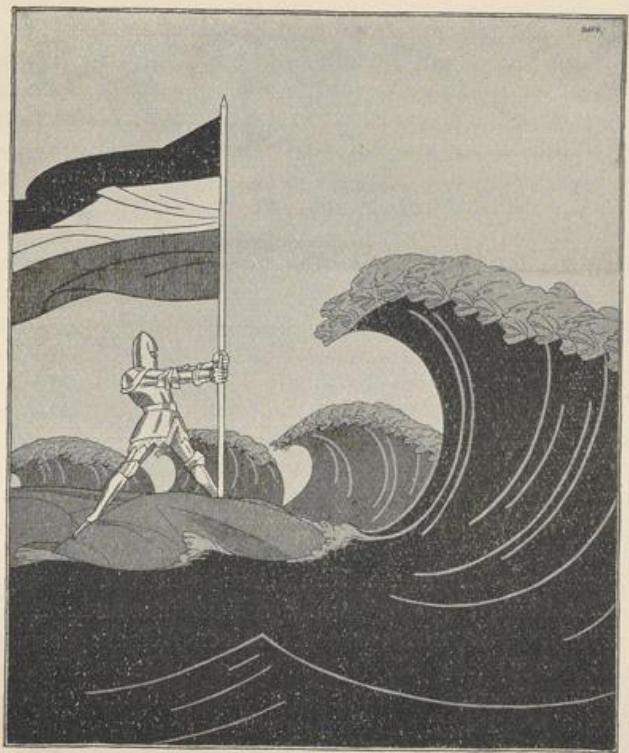


Abb. 165 Deutsche Wacht in Kiautschau von Olaf Gulbranson  
(Aus dem „Simplizissimus“)  
(Zu Seite 199 und 201)



Abb. 166 Mars bügelt sein Zivil von Heinrich Kley  
(Aus dem „Simplizissimus“)  
(Zu Seite 199)

daneben stehen im Friedhofschnell vor der Leichenhalle. Dies alles ist mit vollendetem Naturalismus, dabei mit künstlerisch feinfühligen Eingehen auf jedes Bewegungsmotiv und ohne die geringste Pose dargestellt und macht gerade dadurch in dem schneidenden Gegensatz zwischen der damals farbenfrohen bayrischen Feld-Artillerie-Uniform und überhaupt der ganzen militärischen Prachtentfaltung gegenüber dem tiefen Schwarz der Leidtragenden inmitten der winterlich kahlen und schneebedeckten Szenerie einen tiefergreifenden Eindruck.

Ihren prägnantesten Ausdruck erhielt die impressionistisch-dekorative Richtung in den Gemälden der „Scholle“<sup>97</sup>). Unter diesem Namen fanden sich einige jüngere Münchener Künstler zusammen, unter diesem Namen stellten sie als geschlossene Vereinigung aus, unter diesem Namen riefen sie Bewunderung bei den einen, bei den anderen Entrüstung hervor. Wollten sie mit jenem Kennwort ihre Bodenständigkeit hervorheben? — Wollten sie ihre Kunst mit der vom Pflug frisch aufgeworfenen dampfenden, kräftig herben Erdscholle vergleichen? — Wo immer sie auch erschienen, zogen sie die Aufmerksamkeit auf sich. Sie gingen anfangs mächtig ins Format, sie gingen mächtig in die Farbe; kühn und rücksichtslos wählten sie ihre Vorwürfe, die immer originell und bisweilen wunderlich sind. Sie malten Bildnisse, sie malten Landschaften — nicht zu vergessen die unbekleidete Frauengestalt. Ein keck geniales, im Großen und Weiten sich ergehendes Wesen kennzeichnet ihre Kunst. Es kam ihnen, scheint's, weniger darauf an, dem Besucher eine klare Vorstellung von den Menschen und Dingen in und mit dem Raum zu vermitteln, als vielmehr den farbigen Abglanz der Welt unter den verschiedensten Beleuchtungen mit der vollen Frische ihres ursprünglichen Eindrucks auf die Leinwand zu zaubern. So verstanden, durchzieht ein dekorativer Grundzug ihr gesamtes Schaffen. Besonders tritt er hervor bei *Reinhold Max Eichler*, sowie bei dem Bruderpaar *Fritz Erler* und *Erich Erler-Samaden* (geboren in Frankenstein in Schlesien in 1868 und 1870). Fritz Erler wurde nach seiner Breslauer Lehrzeit in Paris weitergebildet, bis er sich 1895 in München ansiedelte. Erich war Autodidakt; in München wie in Samaden tätig, ist er der Maler des Hochgebirgs und der Schneelandschaft (Abb. 171). Da kann es nicht wundernehmen, wenn er sich gelegentlich mit Segantini berührt, vielleicht auch von ihm beeinflußt erweist („Junge Hirtin“). Bisweilen gefällt er sich in einer grotesken Bauernromantik („Bauernmaskerade“, „Dreikönigsreiter“). Fritz Erler sucht sich seine Modelle unter den Münchener „Mädl“n, malt Akte, malt Stillleben, verbindet Akte mit Stillleben oder mit der Landschaft. Die Werke der Erler werden allemal den erfreulichsten Eindruck machen, wenn sie für bestimmte Räume geschaffen sind und in und mit diesen Räumen betrachtet und genossen werden können. Wer hätte nicht an den frisch empfundenen Gebirgsbildern von Erich Erler-Samaden seine helle Freude gehabt, in denen die Sportsabteilung der „Ausstellung München 1908“ gipfelte? — Welch lebensfroher und künstlerisch empfindender Mensch hätte nicht im Hauptrestaurant jener Ausstellung<sup>98</sup>) oder im Weinhaus Trarbach in Berlin angesichts der Wandgemälde von Fritz Erler noch einmal so gern zum Glase gegriffen?! — Und ähnliche Wirkungen dürften die vielbesprochenen Fresken im neuen Kurhaus zu Wiesbaden auch auslösen. Unsere Textabbildung (172) der „Modernen Diana“ mit Pfeil und Bogen veranschaulicht deutlich, worauf es Fritz Erler ankommt: auf eine poetisierende Auffassung, deren Poesie aber streng auf bildkünstlerische Momente beschränkt ist, auf eine frische Wiedergabe des Naturerdrucks und dessen geschickte Ausgestaltung im dekorativen Sinne; wie geschickt ist nicht der fruchttragende Apfelbaum dazu verwandt, der Frauengestalt als wirksamer Hintergrund zu dienen wie die Fläche zu beleben und zu gliedern. Eine bedeutende Leistung vollbrachte Fritz Erler mit der Ausstattung von Goethes „Faust“ für das Münchener Künstlertheater (vgl. unten das Kapitel: Kunstgewerbe).



Abb. 168 Das Luiserl von Ludwig von Zumbusch  
(Mit Genehmigung der Münchener „Jugend“)  
(Zu Seite 202)

und Baukunst). *Reinhold Max Eichler* malt Blumen und Akte und Bildnisse und Landschaften und vermag großformatige menschliche Gestalten mit landschaftlichen Hintergründen, deren Motive Oberbayern entnommen sind, zu poesievollen Einheiten zu verbinden. Er vermag aber auch der Landschaft allein, der oberbayerischen Vorgebirgslandschaft einen großzügigen Rhythmus zu entlocken („Gewitter“). Ein Streben nach großzügigem Linienrhythmus charakterisiert überhaupt seine Bilder. Die poetisierende Sonderrichtung innerhalb der Scholle äußerte sich wieder in ganz anderer Art in den Erfindungen *Walter Georgis*, des Leipziger Bürgermeistersohnes und Münchener Künstlers, der 1908 einen Ruf nach Karlsruhe als Nachfolger des jung verstorbenen strengen Stilisten Ludwig Schmid-Reutte erhielt. Auch Walter Georgi stellte wie die anderen koloristische Experimente im dekorativ-impressionistischen Sinne an, wie schon aus den Titeln seiner Bilder hervorgeht: „An der grünen Tür“ oder „Dame mit blauer Tasse“, und bewährte sich in solchen Problemstellungen so kühn wie nur irgendeiner der Scholle, allein dieser bewegliche Geist besaß aber auch eine hübsche Erfindungsgabe und wandte sich mit seinen Erfindungen nicht nur an das Auge, sondern auch an die Phantasie und an das Gemüt des deutschen Beschauers. Wie als Maler bewährte sich Georgi auch als Griffelkünstler und erzielte einen außergewöhnlichen Erfolg mit dem weitverbreiteten Steindruck „Pflügen“. Wir geben aus seiner Gemäldefolge „Ein Herbsttag“ das Blatt: „An der Kapelle“ wieder (Abb. 173). Ein junges Liebespaar ist zum Hügel



Abb. 169 Hetzjagd von Angelo Jank  
(Mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart)  
(Zu Seite 203)

hinaufgestiegen, auf dem die Kapelle steht, und von wo aus man eine herrliche Fernsicht ins weite — weite Land hinein genießt. Es ist oberbayerischer, vorgebirgerischer Landschaftscharakter. Man hat sich bequem ins hohe Gras gestreckt am Fuß der uralten mächtigen Eichen, deren Schatten über das Kirchlein hinweghuschen und sanfte Mitteltöne zwischen den geweißten Wänden und den tiefdunklen Fenstern und Dachflächen bilden. Da fährt tief unten im Tale ein Züglein vorüber, und das junge Weib erhebt sich voll Übermut und grüßt mit wehendem Tuch hinunter. Es ist eine Stimmung voll Frische und Lebensfreudigkeit und doch voll Sehnsucht ins Weite und herbstlicher Welke-Wehmut. Man beachte auch hier das breit und dekorativ Hingestrichene sowohl in den Feldern des Tales im Grunde wie besonders in der Behandlung der Baumrinde und der Laubmasse.

Zu den gemütvollen Tönen Georgis, die gelegentlich ans Empfindsame anklingen, wie zu der stilisierenden Auffassung der Erler und Eichler bildet innerhalb der Gruppengemeinschaft der schlichte Naturalismus manches anderen Mitgliedes der „Scholle“ einen gewissen Gegensatz. Dies gilt z. B. von den 1906 gemalten lebensgroßen „Soldaten“ in der Wachtstube von *Walther Püttner*, dem Landsmann Walter Georgis (geb. 1872 in Leipzig, Schüler der Münchener Akademie unter Paul Höcker) (Abb. 174): Ein Unteroffizier sitzt hinter dem Tisch, auf dem sein Helm und seine Handschuhe mit Rauch-, Trink- und Eßgeschirr ein friedliches Stilleben bilden. Er hält die Serviette noch mechanisch in der bequem auf dem Tisch ruhenden Linken, während er mit der anderen Hand eine Zeitung ergriffen hat, von deren Lektüre er vollkommen in Anspruch genommen ist und in die auch der neben ihm stehende Soldat hineinblickt. Püttner hat mit dieser Arbeit gezeigt, was die deutsche Malerei an kräftiger, überzeugender Wiedergabe der Leiblichkeit menschlicher Figuren mittels einer überaus kühnen, aber der Form gewissenhaft nachgehenden impressionistischen Technik zu erreichen vermochte. Wie wahr sind alle Motive im ganzen und im einzelnen wiedergegeben! Mit welch vollendet Sicherheit ist hier

ein alltäglicher Vorgang in ein vollwertiges Kunstwerk umgesetzt! Püttners Gemälde sind seit dem zweiten Dezennium unseres Jahrhunderts unter dem Einfluß des modernen Expressionismus immer großzügiger und großflächiger, dekorativer und derber geworden, ohne daß sie aber ihren festen und sicheren Aufbau eingebüßt hätten. — Püttner in der Grundauffassung verwandt erwies sich *Adolf Münzer* (geb. 1870 in Pleß in Oberschlesien, Schüler der Münchener Akademie, tätig in Breslau, München, Paris und Düsseldorf). Er hat im Jahre 1906 im Freien, en plein air das lebensgroße Bildnis seiner jungen Gattin im gelben Kleide „Im Birkenwald“ gemalt (München, Neue Pinakothek), das wir in einer farbigen Tafel wiedergeben. Diese geht leider nicht auf das Original selbst, sondern nur auf eine farbige Aquarellgravüre zurück, so daß weder die satten Farben noch die energischen Pinselstriche zur Geltung kommen. Immerhin erhält man einen Begriff von der Gesamtwirkung: Mag die Fußstellung auch gerade nicht anmutig erscheinen, mag die Perspektive zu wünschen übriglassen, wie reizvoll hebt sich das gelbe Kleid von den noch lichteren Birkenstämmen, durch die der blaue Himmel hindurchscheint, wie von dem blätterbedeckten Erdboden ab, während die rosa und lila Töne der Volants des Kleides zwischen den Birkenstämmen wieder erscheinen. Welch köstliche Farbenakzente bilden die große rosa Rose am Hut, die Fleischfarbe und besonders der Glanz des wundervoll kastanienbraunen Haares! Welch frischer, herber Herbstduft in dem ganzen Gemälde! — Aber als temperamentvollste und genialste Mitglieder der Scholle dürften wohl die beiden im gleichen Jahre 1869 geborenen Künstler altbayerischer Herkunft *Max Feldbauer* aus Neumarkt in der Oberpfalz und *Leo Putz*<sup>89)</sup> aus Meran in Südtirol anzusprechen sein. Beide waren Schüler der Münchener Akademie, dieser unter Höcker und Hackl, jener unter Höcker und Herterich, um sich später in Paris weiter auszubilden, und er hat auch mit Herterich das Pferd als Hauptthema seiner über alle Begriffe kecken und kühnen impressionistischen Malerei und Graphik, seiner frischen, lichterfüllten und farben-



Abb. 170 Überführung der Leiche Fritz v. Uhdes von Angelo Jank 1911  
München, Staatsgalerie  
(Zu Seite 204)

Haeck, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

14



Abb. 171 Der Bergsteiger von Erich Erler  
(Zu Seite 206)

freudigen Kunst gemein. Als genialer Illustrator der Jugend wurde er schon gefeiert. Im Jahre 1917 erhielt Feldbauer einen Ruf als Professor an die Kunstakademie in Dresden. Leo Putz sucht ebensowenig wie Feldbauer aufs Gemüt zu wirken, wie dies etwa Georgi tat, er legte seine Gemälde nicht auf große Rhythmen hin an wie die Gruppe Eichler-Erler, sondern er verbindet eine höchst unmittelbare Naturanschauung mit strenger Befolgung der Gesetze der Optik und malt in diesem Sinne Stillleben, die aus Früchten, farbigen Stoffen, Tassen, Kannen und — bekleideten und unbekleideten Frauen-

gestalten bestehen. Gelegentlich tritt er auch als Landschafter hervor. Allein seine Kunst gipfelt in der Darstellung des Weibes und ist im letzten Grunde ein einziges Hohes Lied auf den nackten Frauenleib, von dem er sich eine völlig selbständige Auffassung erarbeitet hat und dessen Schönheit er durch kräftige Modellierung der Form, besonders aber durch starke Farbigkeit des Fleisches auszudrücken sucht, die er durch den Gegensatz zu allerlei Stoffen ins stärkste Licht zu setzen, den Frauenleib unter dem Einfluß verschiedenartigster Beleuchtungen und von farbigen Reflexen überrieselt zu malen liebt (Abb. 175). Dabei zeichnet sich gerade seine Kunst im Rahmen der Scholle durch entschiedene Plastik und gute räumliche Vertiefung, vor allem aber doch durch virtuosen Schmiß aus.

Den Künstlern der Scholle gleicht *Robert Weise* (geb. in Stuttgart 1870, gebildet in Düsseldorf unter P. Janssen, A. Kampf und an der Pariser Akademie), der in der Neuen Pinakothek zu München mit einem Gemälde aus dem Jahre 1904 vertreten ist, das den Künstler selbst mit seiner Frau und seinem Töchterchen vor der Staffelei im Freien darstellt und das mit den lebensgroßen Figuren, den frischen und satten Farben, der kräftigen Beleuchtungswirkung einen überaus fesselnden Eindruck hervorruft.

Diese Beispiele mögen genügen, um die große Mannigfaltigkeit im Münchener Kunstleben während der impressionistischen Epoche, das heißt also in der Zeit von etwa 1890—1910, zu veranschaulichen. Natürlich war es in diesem Zusammenhang nicht möglich, auf alle Bestrebungen und noch viel weniger auf deren sämtliche Vertreter einzugehen. So viel aber steht fest, daß in München auch noch in der damaligen Epoche die natürlichen Quellen auf dem Gebiete der malerischen Kultur am kräftigsten sprudelten. München gab daher auch am meisten an die anderen deutschen Kunststädte ab. Selbst an **Berlin**, wohin wir uns jetzt mit unseren Betrachtungen wenden. Wie einst der Berliner Maler Max

Liebermann anfangs der 1880er Jahre Uhde auf die Freilichtmalerei hingewiesen hatte, der nun seinerseits von ausschlaggebender Bedeutung für diese Bewegung in München werden sollte, so zog im Jahrzehnt darauf der Münchener Max Slevogt, einer der genialsten deutschen Maler der Gegenwart, ebenso Lovis Corinth und manch anderer nach Berlin, um sich hier innerhalb der Berliner Sezession an Liebermanns Seite zu stellen und so die natürliche Kraft der einheimischen modernen Bewegung wesentlich zu verstärken. Und wie von München, so nahm Berlin in den letzten zehn bis zwanzig Jahren vor dem Weltkrieg auch von Paris und von Paris erst recht jede neue Anregung freudig und willig entgegen, wobei der Kunsthändler Paul Cassirer durch seine Ausstellungen damals modernster französischer Gemälde eine nicht unwichtige Vermittlerrolle spielte, so daß, während in München die Überlieferung treuer bewahrt wurde und die Kunst in vielen und bedeutenden ihrer Äußerungen und bei gar manchen ihrer Hauptvertreter (Stuck, Habermann, Samberger, Toni Stadler, Hengeler u. a.) den natürlichen Zusammenhang mit Land und Volk aufrechterhielt, das Neueste und Modernste, ohne im Volksbewußtsein tiefe Wurzeln zu schlagen, jedenfalls gerade immer in Berlin zu sehen war, woraus eine Zeitlang bei einigen Kunstschriftstellern die irrite Meinung entstehen konnte, daß München von Berlin damals künstlerisch überflügelt worden wäre<sup>100</sup>). Indessen kommt es im letzten Grunde nicht auf das Neueste, sondern auf die Stärke an, mit der die Kunst aus den Tiefen des menschlichen Empfindens zum Licht emporsteigt.

In Berlin ragte Reinhold Lepsius (geb. 1857) als geschmackvoller, an den Alten gebildeter Porträtmaler hervor. Sein Bildnis des 80jährigen, einige Monate vor seinem Tode in wenig Tagen gemalten Kunstgelehrten Carl Justi im Kronprinzipal zu Berlin (Abb. 176) macht einen fesselnden, geradezu beglückenden Eindruck in der vornehm zurückhaltenden Farbenabstönung und dabei kraftvollen Formensprache wie in dem feinsinnigen Eingehen auf die bedeutende Persönlichkeit des Dargestellten mit der besonderen Nuance des schwer lastenden Greisenalters und der dennoch siegreich bewahrten geistigen Frische



Abb. 172 Moderne Diana von Fritz Erler  
(Mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart)  
(Zu Seite 207)



Abb. 173 An der Kapelle Aus der Folge von Gemälden: „Ein Herbsttag“ von Walther Georgi  
(Aus „Deutsche Kunst und Dekoration“, Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt)  
(Zu Seite 207)



Abb. 174 Soldaten von Walther Püttner München, Staatsgalerie 1906  
(Zu Seite 208)

und Spannkraft. Neben Reinhold Lepsius verdient seine Gattin, *Sabine Lepsius*, genannt zu werden, desgleichen die nicht unbedeutende Porträtmalerin *Dora Hitz* (geb. 1856), die in Paris von Carrière bestimmende Einflüsse erfahren, nur dessen zartgraue Nebelmalerei ins ungleich Farbigere umgestaltet hat, und die besonders durch ihr Bildnis der Frau Gerhart Hauptmann in einem farbig schillernd gestreiften Kostüm bekannt geworden ist. — Die Gemälde von *Franz Skarbina* (1849—1910) verraten ebenfalls Pariser Schule, Pariser Bildung, Pariser Geschmack. Skarbina vermochte das moderne Großstadtstraßenbild mit dem Auge des Malers anzuschauen und ungezählte feine Reize der Form und der Farbe, der Beleuchtung und der Bewegung herauszusehen. Im Mittelpunkt seines künstlerischen Interesses herrschte die graziös einherschreitende Mondaine im eleganten Straßenkostüm (Abb. 177). *Walter Leistikow* (1865—1908)<sup>101</sup>) hatte sich den früher so viel und so sehr mit Unrecht verlästerten Grunewald zum Gegenstand seiner Studien erwählt, wenn er auch sein Stoffgebiet in späterer Zeit erheblich erweiterte und zu den vielseitigsten Landschaftern gehörte. Die Berliner haben ihm viel zu danken, denn er hat ihnen gezeigt, daß man weder in die Alpen noch an die See zu gehen braucht, um künstlerische Genüsse aufzufinden, daß das Gute auch für sie, ach! — so nahe liegt. Das tiefe Blau der verschwiegenen Grunewaldseen, das dunkle Grün der Kiefernkrone und das glühende, im Sonnenlicht herrlich leuchtende Rotbraun ihrer Stämme, wozu etwa noch ein heller sandiger Weg und ein Stückchen bunten Wolkenhimmels kommt, pflegte er zu den schönsten und kräftigsten Farbenharmonien zusammenzufassen. Denn niemals begnügte sich Leistikow mit der bloß naturalistischen Wiedergabe dessen, was er gesehen, vielmehr strebte gerade er nach Stil und gestaltete demgemäß seine Natureindrücke in ornamental rhythmischem Sinne aus (Abb. 178).

*Kurt Störing* (geb. 1863 in Leipzig) lebte sichgründlich in Nietzsche ein und suchte wie seinen Leipziger Landsmann und Maler-Kollegen Max Klinger auch den großen Dichter-Philosophen im Bildnis zu erfassen, wie dieser überhaupt zum Gegenstand lebhaftesten Interesses und glühender Begeisterung für viele bildende Künstler seiner Zeit werden sollte<sup>102</sup>). *Ludwig Dettmann* (geb. 1865 in Flensburg, von Berlin nach Königsberg berufen, wo er 1902—15 als Direktor



Abb. 175 Lampions von Leo Putz  
(Zu Seite 210)



Abb. 176 Bildnis des Kunsthistorikers Carl Justi  
von Reinhold Lepsius  
(Zu Seite 211 und 222)

war zu Morges in der Schweiz geboren, aber in Darmstadt groß geworden, wo er sich in die landschaftlichen Reize der Bergstraße versenken konnte, hatte bei Schirmer in Karlsruhe studiert, war dann selbst dort Lehrer gewesen, später in Berlin und darauf in Dresden, überall viele Schüler heranbildend, um sich schließlich wieder nach Darmstadt zurückzuziehen. Hatte er nach einer ersten, rein realistischen Epoche eigenartigen Stimmungen voll Ernst und Einbildungskraft Ausdruck verliehen (Hannibals Grab, Gestade der Vergessenheit), so vermochte er in späteren Jahren mit der Zeit Schritt zu halten oder vielmehr an seine eigene Jugend wieder anzuknüpfen und sich zu einem feinen impressionistischen Tonmaler zu entwickeln. Immer aber vermochte Eugen Bracht auf die Seele des Besuchers zu wirken. „Er erzielt seine Wirkung durch die massive Gestaltung des Hauptmotivs. Ob das nun Felsen sind, wie im Gestade der Vergessenheit, oder gigantische Wolkengebilde, wie in der norwegischen Landschaft, oder endlich Zypressen, die über Hannibals Grab pyramidengleich den niedrigen Horizont überragen: immer erscheint die Wirkung eingekleidet in massive Licht- und Schattenzusammenballungen.“<sup>103</sup>

Arthur Kampf (geb. 1864 in Aachen, aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangen, aber in Berlin tätig und zeitweilig Präsident der Berliner Akademie) nimmt eine scharf umrissene Sonderstellung ein. Zweifellos ist er eine starke Begabung. Er vermag mit einer bloßen Bleistiftumrißlinie einen weiblichen Akt vor unser Auge zu zaubern, daß er zu leben und zu atmen scheint. Ebenso malt er koloristisch reizvolle Bildnisse in vollendet impressionistischer Technik. Aber Kampf begnügte sich nicht mit dem Wahlspruch *l'art pour l'art*, die Kunst für die Künstler, vielmehr strebte er, aus der Schule der Düsseldorfer Geschichtsmalerei hervorgegangen, auch nach großer historischer Auffassung und war bemüht, der Nation einen ernsten oder gar begeisternden Stoff in vollendet moderner Technik vorzutragen. So malte er die „Aufbahrung Kaiser Wilhelm I. in der Nacht vom 13. bis 14. März 1888 im Dom zu Berlin“ (München, Neue Pinakothek),

an der Akademie wirkte) ein beweglicher Geist und in seinen Werken verschiedenartiger Künstler, bald mild in der Stimmung und grau im Ton, bald farbensprühend und voll glühender Leidenschaft, hat lebensfrische Bilder aus dem Strandleben und der Bauernwelt gemalt, aber auch eigenartige Töne angeschlagen, in melodramatischer Weise gedichtet und in seinen Triptychen deutsche Empfindsamkeit mit den Mitteln moderner Technik vorgetragen, wie z. B. in der Heiligen Nacht von 1893 in der Modernen Galerie zu Venedig, dann wieder 1898 Wandgemälde aus der Geschichte Altonas im Rathaus dieser Stadt geschaffen und Geschichtsbilder von 1813 im Jahr 1913 an die Schauseite der Königsberger Akademie gemalt. Hans Herrmann (geb. 1858 in Berlin) malt holländische Bilder von Land und Leuten, Gemälde von feiner silbergrauer Stimmung der Luft. Der Landschafter Eugen Bracht (1842–1921)

„Die Einsegnung der Freiwilligen von 1813“ (Karlsruhe), die „Rede Fichtes an die deutsche Nation“ (Berlin) (Abb. 179), „Professor Steffens begeistert zur Volks-erhebung gegen die Franzosen 1813“ (Berlin, Nationalgalerie), „Henrik Steffens, ein geborener Norweger, im Jahre 1813 Professor der Physik in Breslau, nahm, damals 40jährig, an der Freiheitsbewegung in Deutschland durch Wort und Tat begeisterten Anteil. Das Bild zeigt ihn in dem niedrigen Auditorium, mit leiden-schaftlicher Gebärde seine Rede unterstützend, durch die er Studenten und Bürger entflammt.“ Arthur Kampf hat sich bei derartigen Stoffen nicht immer mit dem Staffeleibild begnügt, sondern er schuf auch umfangreiche Wandgemälde in der Bibliothek und in der Universitäts-Aula zu Berlin in einem großzügigen Mon-umentalstil mit fest aufgebauten Figuren und klar gegliederten Flächen, nicht umsonst war der Künstler in der Stadt Rethels, in Aachen geboren! — Nicht nur um seiner edlen vaterländischen Absichten, sondern auch um der hohen Kunst willen, mit der er sie durchgeführt hat, verdient der Künstler eine ungleich höhere Einschätzung als sie ihm zumeist von einer einseitig international und natura-listisch eingestellten Kritik zuteil wurde. Man bedenke, welche Phantasietätigkeit, welche Vorstellungsgabe, welche straffe geistige Zucht dazu gehört, eine größere Anzahl von Fi-guren, jede einzelne belebt, bewegt und ergrif-fen, in einheitlich ge-schlossenem künstleri-schem Aufbau auf die Fläche zu bringen, mit einem Wort: einen ges-chichtlichen Augenblick überzeugend zur Darstel-lung zu bringen! —<sup>104)</sup>

Aber nicht Arthur Kampf war für die Berliner Malerei im Zeitalter des Impressionismus ton-angebend, sondern Max Liebermann, der oben (S. 158) ausführlich cha-rakterisiert wurde. Liebermann zunächst stand und steht *Max Slevogt*, der als reifer und in sich gefestigter Künstler dort-hin 1899 aus München übergesiedelt ist, der Sohn eines bayerischen Offi-ziers, 1868 in Landshut geboren, Schüler der Mün-chener Akademie, zuletzt unter Wilhelm Diez, auf Studienreisen nach Paris, Italien und (1914) nach Agypten weiter ausgebil-



Abb. 177 Über den Fahrweg von Franz Skarbina  
(Mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart)  
(Zu Seite 213)



Abb. 178 Grunewaldsee von Walter Leistikow  
(Zu Seite 213)

det. Slevogt ist Maler durch und durch, und er sieht die Welt vor allem auf ihre farbige Erscheinung, auf Lichtwirkungen und Bewegungen hin an, ihm setzt sich alles in Farbentöne um: menschliche Form, räumliche Vertiefung und seelische Charakteristik. Mit kräftiger und selbständiger Auffassung ausgestattet, geht der ernst und unermüdlich ringende Künstler auf eigenen Wegen selbstgestellten Bewegungs-, Farben- und Beleuchtungsproblemen nach. Daß er sich dabei von allem, was wir gewöhnt sind, zu weit entfernt, um nicht der großen Menge als Sonderling zu erscheinen, wer wollte es leugnen?! — Unsere farbige Abbildung nach einem Theaterbild — und das Theater liebt Slevogt wie manch anderer Maler seiner Generation, weil es pikante, prickelnde, überraschende Bewegungs-, Licht- und Farbenreize darbietet — setzt uns einigermaßen instand, die Grundlage kennen zu lernen, auf der sich die ganze Kunst dieses eigenartigen Mannes aufbaut, die herrlich leuchtende, wundervoll gestimmte Farbe, die er locker wie Rembrandt mit kühnen, dabei reich nüancierten und zartempfundenen Pinselstrichen auf die Leinwand aufzutragen versteht. Aber auch die Schwarzweißabbildung von seinem Gemälde „Der verlorene Sohn“ (Abb. 180) ermöglicht uns, sobald wir das erste, unausbleibliche Befremden überwunden haben, die Entschiedenheit zu erkennen, mit der die Gemütsbewegungen herausgearbeitet sind: auf dem rechten Flügel die Zerknirschung des Unglücklichen, auf dem Mittelbilde die Scheu des Verkommenen, der in das Vaterhaus eintritt, und das entsetzte Auffahren des Alten. Ferner ist auf dem Mittelbilde der Raum mit der von hinten herein geöffneten Tür vortrefflich gegeben. Der linke Flügel geht in der Abbildung fast ganz verloren. Es liegt dies an der besonderen, dem dargestellten Auftritt entsprechenden Beleuchtung, die Slevogt hier beabsichtigt und bis in alle Konsequenzen streng durchgeführt hat. Immerhin ist auch hier der energisch herausgearbeitete Hauptgedanke erkennbar: die Bajadere, eine Dienerin der Venus deletrix, stürzt sich



Im Birkenwald von Adolf Münzer 1906

München, Neue Pinakothek

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Esslingen a. N.



wie ein Vampyr mit hoch erhobenen Armen auf den Jüngling, gleichsam um ihm Saft und Kraft auszusaugen. Dem wild zerrissenen, grellen künstlichen Licht des linken entspricht die tiefe Dunkelheit des rechten Flügels, in der Mitte wechseln Hell und Dunkel bedeutungsvoll miteinander ab. Slevogts Gemälde sind oft so pastos hingehauen, daß die einzelnen Farbentöne sich selbst auf weite Entfernung als solche bemerkbar machen und für unsere Betrachtung nur schwer zur Form zusammenschließen. Vielleicht verbindet der Künstler aber damit die Absicht, das beweglich flirrende, über Gesicht und Körper huschende Licht zu naturgetreuer Wiedergabe zu bringen. Der Gesamteindruck seiner Gemälde ist jedenfalls nichtsdestoweniger von stärkster Kraft gesättigt. Auf der Ausstellung „Deutsche Malerei in den letzten fünfzig Jahren“, München 1924, konnte man mit Erstaunen und Bewunderung erkennen, wie sich Slevogt bis in die

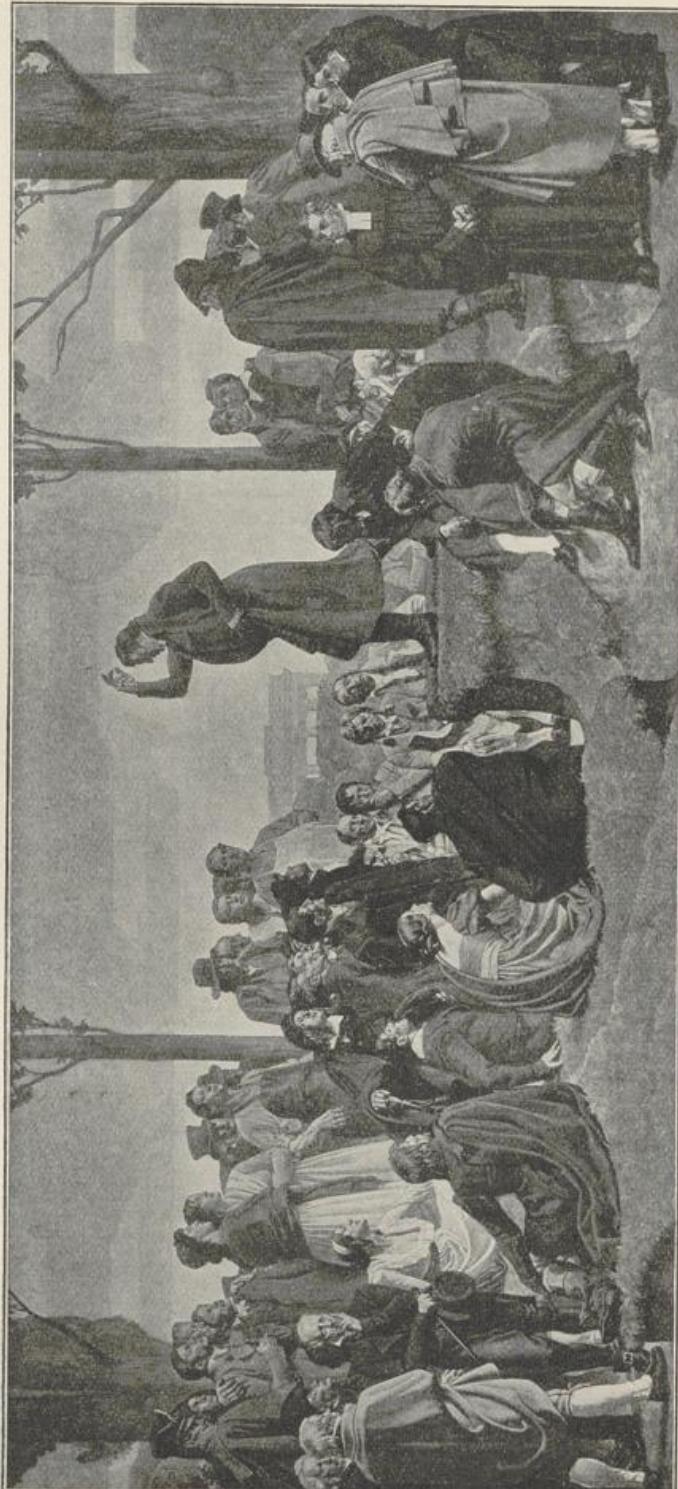
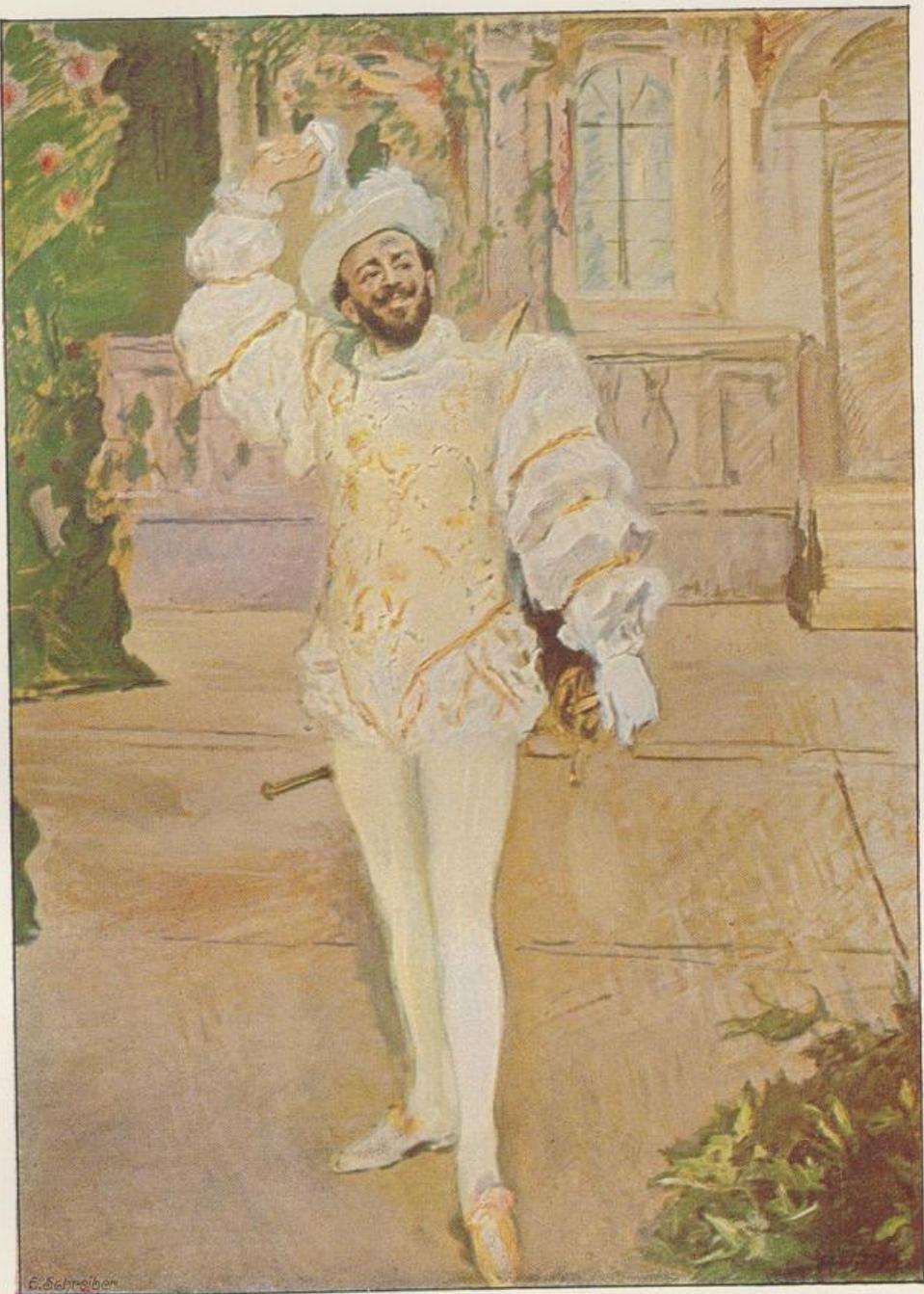


Abb. 179 Die Rede Fichtes an die deutsche Nation von Arthur Kampf  
(Zu Seite 215)



Abb. 180 Der verlorene Sohn von Max Slevogt  
(Zu Seite 216)



d'Andrade als Don Juan (das Champagnerlied singend) von Max Slevogt 1902  
Stuttgart, Gemäldegalerie

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.



jüngste Zeit herein weiter entwickelt und welche wunderbare Frische er sich dabei bewahrt hat. Das kleine in Scharlach, Goldgelb und Weiß auf Schwarz gemalte Bildchen, das den Prinzregenten Luitpold von Bayern beim Georgsritterfest am Altar kniend darstellt, der Staatsgalerie in München gehört und 1909 gemalt wurde, wirkt geradezu wie ein Wunder: Von der hohen koloristischen Schönheit ganz abgesehen, wie ist der Regent auf den ersten Blick sofort überzeugend charakterisiert, und tritt man näher hinzu, so gewahrt man nichts als ein paar Farbenfleckchen! — Herrlich, duftig und hell wirken die „Seeräuber“ der Dresdner Gemäldegalerie, eine Frucht der Studienreise

nach Ägypten vom Jahre 1914. Einen sehr starken Eindruck machen ferner die Pfälzer Landschaften von 1917 und 18. Hier gab sich Slevogt wohl zum ersten Mal als stimmungsvoller Landschafter und gleich mit durchschlagendem Erfolg. Auch im Bildnis hat sich Slevogt ausgezeichnet (Komponist Karl Pottgießer, München-Gern; Senator O'Swald, Hamburg; Francesco d'Andrade; Exzellenz Dernburg, Berlin; Selbstbildnis u. a.). Indessen ist Slevogt nicht an die Ölmalerei allein gebunden und nichts weniger als ein bloßer Naturalist. Vielmehr sind das psychologische Interesse und der Hang zur Illustration sehr stark bei ihm entwickelt und gelangen wie schon im Ölbild, so erst recht im Aquarell, im Stein-druck und in der Radierung zum Durchbruch. Er hat die Ilias in einer vom Klassizismus ebenso unabhängigen Auffassung, wie völlig unbeeinflußt von der Romantik das deutsche Märchen und genau so selbständige wieder Tausendundeine Nacht illustriert. So übersichtlich nun seine Märchen erzählt und im besonderen die Gebärden der sprechenden und handelnden Figuren gleichsam inmitten der Bewegung erhascht sind, ebenso geschickt ist mit den psychologisch ausdrucks-vollen Linien die Fläche gegliedert und geschmückt, nur haben seine sonst so genialen Märchenerzählungen den einen Fehler, daß sie uns im Gegensatz etwa von denen der Schwind und Richter doch nicht zu Herzen gehen und unseren Kindern erst recht nicht<sup>105</sup>). Dazu ist Slevogts Kunst zu stark mit Ironie durch-setzt. Allein damit soll Slevogts Künstlertum nicht angezweifelt, jene negative Seite vielmehr unserer ganzen Zeit zur Last gelegt werden, die bei all ihren Be-strebungen gerade der Kindlichkeit und Naivität zu sehr ermangelt.

Mit Slevogt ist auch der begabte und geschmackvolle Stillebenmaler *Robert Breyer* (geb. 1866 in Stuttgart), nach Slevogt ist auch der Münchener Löffitz- und



Abb. 181. Bildnis Konrad Ansorges von Lovis Corinth  
(Mit Genehmigung von Velhagen & Klasing in Leipzig)  
(Zu Seite 220)



Abb. 182 Weiblicher Akt von Lovis Corinth  
(Aus „Kunst der Gegenwart“, Bd. I)

Pariser Bouguereau-Schüler *Lovis Corinth* (geb. 1858 in Tapiau) im Jahre 1900 von München nach Berlin übergesiedelt<sup>106</sup>). Corinth besitzt die Selbständigkeit, die Urwüchsigkeit und die überschäumende Kraft des geborenen Ostpreußen. Von großer Frische der Auffassung und sicherem vielseitigem Können — als Kolorist, als Bildnismaler (Abb. 181) und besonders als Aktmaler hervorragend, liebt er es, kraftstrotzende Männergestalten, aber noch mehr Weiber von vollen, üppigen, ausladenden Körperperformen darzustellen. So natürlich, so erfüllt von pulsierendem Leben, so weich und rund und geschmeidig wie Lovis Corinth vermag aber auch in Deutschland kaum jemand den nackten Frauenleib zu malen! — (Abb. 182 und 184.) Dabei ist seine starke Begabung mit einer erstaunlichen Derbheit des Empfindens gepaart. Gesunde Sinnlichkeit in Ehren — aber wirkt es nicht doch peinlich, wie dieser Mehr-als-Jordaens seine überschäumende Sinnenfreude bisweilen öffentlich zur Schau gestellt hat?! — Daß sich auf der anderen Seite nach Corinth's Überzeugung der Maler durchaus nicht immer damit begnügen soll ins volle Menschen-



Abb. 183 Skizze von Lovis Corinth (Aus „Kunst der Gegenwart“, Bd. I)



Abb. 184 Salome von Lovis Corinth

leben hineinzu greifen und darzustellen, was er mit leiblichen Augen gesehen hat, geht aus seiner Theorie wie aus seinem eigenen Schaffen hervor, wofür wir zum Beweise eine, in der sozusagen seelischen Stimmung tief empfundene „Skizze“ hier abgebildet haben, die Corinth's Studium des großen Seelenkünders Rembrandt klar erkennen lässt (Abb. 183). In den letzten Jahren hat Corinth auch das Geliebt der Landschaft mit großem Erfolg betreten. Man betrachte daraufhin bloß das prachtvolle Gemälde „Das Inntal“ in Berlin. Alles in allem genommen bildet Corinth mit Slevogt und Liebermann gleichsam das Dreigestirn der großen Berliner Maler des Impressionismus.

Gegenüber dem ernsten und fast gewaltsamen Ringen von Künstlern wie Corinth, Slevogt und Liebermann macht der aus der Schweiz gebürtige Berliner Künstler Karl Walser<sup>107)</sup> beinahe einen operettenhaft tändelnden Eindruck, schienen ihm Einfälle und Erfindungen gerade nur so hervorzusprudeln. Walser erfreute sich an den Dingen und ihrer lustigen Wiedergabe und nahm so eine Art Mittelstellung zwischen Maler und Illustrator ein. Er war der Künstler des Theaters, der einzelne Figuren wie ganze Szenen mit gleicher Verve erfand (Abb. 185 und 186) — der deutsche Raffaelli, der uns das bewegte Großstadtleben in packenden Ausschnitten vor Augen zauberte und bei aller Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit in ornamentale Rhythmen zwang (Abb. 187). Mehr und mehr aber streifte er das bloß Kunstgewerbliche ab, und es gelangte der ernsthafte Maler in ihm



Abb. 185 Carmen-Dekoration von Karl Walser  
(Mit Genehmigung der Münchener „Jugend“)  
(Zu Seite 221)

zum Durchbruch. Es gibt Landschaften von seiner Hand, denen niemand wahre und echte Stimmung absprechen dürfte. Wie er sich aber auch immer geben mag, auch bei ihm tritt das gegenwärtige Streben nach Stil stets hervor. — *Carl Albrecht* scheint eine innere Seelenverwandtschaft mit Anselm Feuerbach zu verbinden, wenigstens erinnert an diesen großen Künstler Albrechts Gemälde „Die Stickerin“, in Berlin, nicht nur in den zarten silbergrauen Tönen des Kleides, die mit dem smaragdgrünen Boden so wundervoll zusammengehen, sondern auch in der Linienführung, insbesondere in dem verlorenen Profil (Abb. 188).

Liebermann hatte den französischen Impressionismus in Berlin eingebürgert und zur herrschenden Kunstform erhoben. Unter den vielen von ihm und den Franzosen unmittelbar beeinflußten Malern ragen hervor *Leo von König*, der farbenfrische und freudige *Erich Büttner*, der Maler der Enten und Gänse *Emil Pottner* (geb. 1872), zugleich ein tüchtiger Radierer, sowie die beiden *Hübner*, der Stilllebenmaler *Heinrich Hübner* (geb. 1869) und der Landschafter *Ulrich Hübner* (geb. 1872). *Konrad von Kardorff* mag hier das jüngste, noch dem Impressionismus angehörige Künstlergeschlecht vertreten. Er wurde 1877 geboren. Unmittelbar darauf folgen die Expressionisten. Wir bringen von Konrad von Kardorff ein Bildnis seines Vaters, wohl des bekannten konservativen Politikers (Abb. 189). Es ist interessant, dieses Bildnis mit dem des großen Kunstgelehrten *Carl Justi* von dem 20 Jahre älteren *Reinhold Lepsius* zu vergleichen (Abb. 176). Hier gleichsam das Horchen auf die innere Stimme, nicht ohne eine gewisse satte Behaglichkeit. Dort der geistige Kampf in den Zügen des hageren Gesichts. Der greise Politiker schaut und horcht wie gebannt auf den Gegner und sucht ihm, wie auf der Mensur, eine Blöße abzugewinnen. Im Verhältnis zu der vollendeten Prunklosig-

keit der Kardorffschen Auffassung erscheint selbst das Bildnis von Lepsius bewußt schön. Die Hände sind hier ganz „en masse“ gegeben. Alle Einzelfarben gehen sanft im Gesamtton unter. Der alte Kardorff dagegen ist mit der größten, überhaupt erreichbaren Schlichtheit aufgefaßt. Scharf heben sich Kragen und Manschetten in ihrer stark betonten Helligkeit vom dunklen Rock und von der dunklen Halsbinde wie von der mitteltonigen Weste ab, scharf sind die aristokratisch langen und spitzen, äußerst ausdrucksvollen Hände charakterisiert. Wie in seinen Bildnissen erweist sich Konrad von Kardorff auch in der Landschaft als ein ernster und gediegener Künstler. Daß der bereits 1860 zu Berlin geborene *Philipp Franck*, jetzt Direktor der Kunstschule daselbst, mit seiner Zeit gegangen ist, beweist ein Vergleich eines „Unterredung“ genannten Doppelbildnisses seiner Gattin und seines Sohnes von 1919 im Kronprinzlichen Palais (Abb. 190) mit einem anderen Bilde desselben Themas ebendaselbst, auf dem der Sohn als Säugling dargestellt ist. Das späte Doppelbildnis hebt sich von seiner gesamten Umgebung, darunter das bekannte und effektvolle Nachtcafé von *Leo von König* aus dem Jahre 1909, durch seine kräftigen Farbtöne stark ab und beherrscht siegreich den ganzen Raum. Und nun ist es merkwürdig, wie schlagend nicht nur das verschiedene Lebensalter und Geschlecht charakterisiert, sondern auch die plastisch leibliche Erscheinung der Dargestellten bei sonst gänzlichem Verzicht auf Vertiefung des Raumes erreicht ist. Die eigentümliche Art, in der die Farben gitterartig hingestrichelt sind, erinnert an van Gogh und an die Neoimpressionisten. Neben den eben erwähnten von König und von Kardorff seien auch *Theo von Brockhusen*, *Fritz Rößler*, *Fritz Rhein*, *Ernst Oppler* als beachtenswerte Talente des jüngsten Berliner Impressionismus erwähnt. Dagegen muß *Curt Herrmann*, obgleich bereits 1854 geboren, als einer der Begründer und hauptsächlichsten Vertreter des Neoimpressionismus in Deutschland aufgefaßt und gewertet werden. Mit den Worten dieses schriftgewandten Malers ist oben die Kunstretheorie des französischen Neoimpressionismus beschrieben worden. Dieselben Worte gelten natürlich auch und erst recht für den deutschen, für Herrmanns eigenen Neoimpressionismus. Seine Kunst ist das Ergebnis eines klaren und eindringenden Verstandes. Seine Tätigkeit als Maler ein beständiges Nachdenken und kluges Rechnen. Er ist eine wissenschaftliche Natur. Damit verbindet aber dieser Maler, der in Sachsen geboren wurde, in Berlin seinen Wohnsitz hat, den Sommer aber in seinem eigenen herrlichen Besitztum, einem alten fränkischen Schlößchen mit großem Garten voll erlesener Blumen, in Pretzfeld nächst der Eingangspforte zur fränkischen Schweiz, ästhetisch genießend und künstlerisch schaffend zu bringt, ein zartes Gefühl und einen feinen gebildeten Geschmack. Bilder von Curt Herrmann mit ihren reinen, klaren, kräftigen, ungebrochenen, aber äußerst geschmackvoll zusammengestimmten Farben üben ohne weiteres einen zwingenden Reiz auf jeden nur einigermaßen empfänglichen Beschauer aus. In entsprechenden Räumen, wie altdeutsche Gemälde am besten auf weißer Wand, üben sie eine im höchsten Sinne schmückende



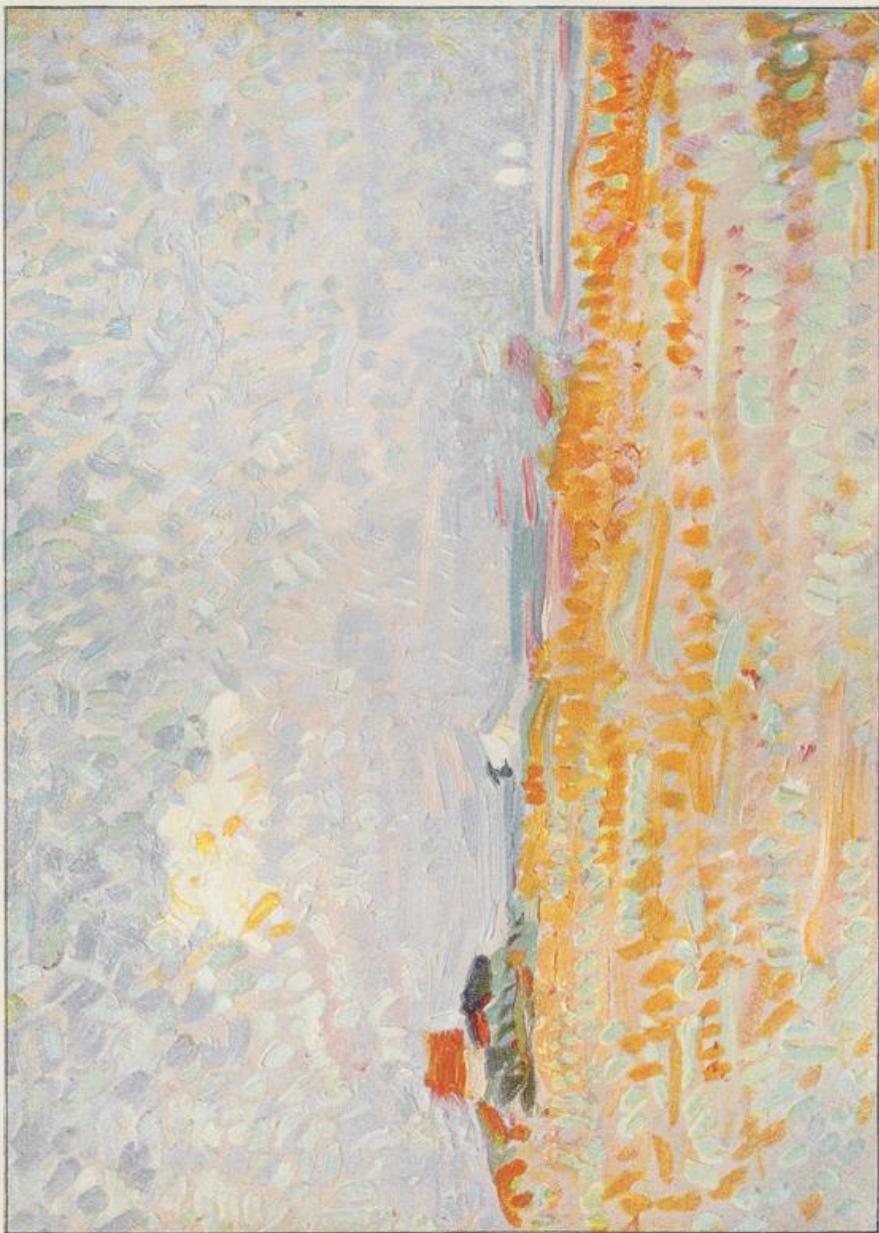
Abb. 186 Figurine aus Figaros Hochzeit  
von Karl Walser  
(Aus „Kunst und Künstler“)  
(Zu Seite 221)



Abb. 187 Kurfürstendamm in Berlin von Karl Walser  
(Nach „Kunst und Künstler“)  
(Zu Seite 222)

kende Wirkung aus, während sie, in expressionistische Gesellschaft geraten, wie im Kronprinzipal Palais zu Berlin, äußerst zahm wirken und klar erkennen lassen, daß der Haupteinschnitt innerhalb der modernen Entwicklung zwischen dem Impressionismus einschließlich des Neoimpressionismus einerseits und dem Expressionismus andererseits liegt (Kunstbeilage).

Gegenüber der bis zum Weltkrieg frisch aufblühenden deutschen Reichshauptstadt, deren höchste Tugend die Arbeit bildet, blieb Wien die Stätte alter Kultur, verfeinerter Genußsucht und unbeschränkter Genußfähigkeit, die Stadt der Musik, die Nachbarin des slawischen Ostens. Und jedesmal, wenn Wien in der Kunst hervortritt, spiegelt sich auch dieses sein Wesen in der Kunst klar wider. So war es im Zeitalter Makarts, so im Zeitalter der Moderne. In Wien war es seit dem Tode Makarts still geworden<sup>108</sup>. Als man in den achtzehnhundertachtziger Jahren in München wie in Berlin für und wider den Impressionismus stritt, blieb an der Donau Schindler immer noch die einzige Größe, für die man sich begeistern konnte, während daneben Rudolf Alt in Neu-Wien Alt-Wien malte. Endlich ward der Anschluß an die Moderne von Theodor von Hoermann gefunden. Mit dem Ende der neunziger Jahre rührte es sich dann gewaltig im Kunsthandwerk und in der Baukunst. Und dies kam aller Kunst zugute. Nun traten Karl Moll, nachher Max Kurzweil, Wilhelm List, Emil Orlik (später in Berlin) auf und fügten sich wie von selbst dem Wiener Stil ein. Ferdinand Andri zeichnete sich durch gesund empfundene, stimmungsschlichte Landschaften aus. Aber auch die durch ihr frisches Kolorit hervorstechende Frau Tina Blau-Lang darf nicht vergessen



Haus in Hilversum von Curt Hermann

Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen a. N.





Abb. 188 Die Stickerin von Carl Albrecht  
(Zu Seite 222)

werden. Indessen die modern künstlerische Verkörperung Wiens, der spezifisch Wiener Kultur, des modernen Wiener Raffinement stellte *Gustav Klimt* (1862 bis 1918)<sup>109</sup>) dar. Er schöpfte nicht nur aus dem Born der Natur. Dazu war die Kaiserstadt mit ihrer uralten Überlieferung, mit ihren überreichen Sammlungen von künstlerischer Kultur zu sehr erfüllt, man möchte fast sagen: zu sehr er-

Haaek, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

15

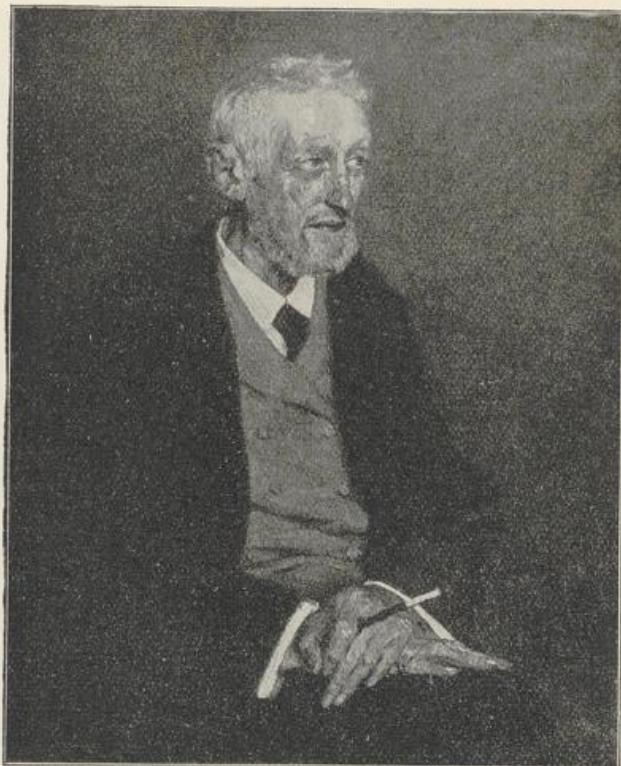


Abb. 189 Bildnis seines Vaters von Konrad von Kardorff  
(Zu Seite 222)

drückt, und dazu bot sie in ihrem Leben der Gegenwart ein zu geringes Gegengewicht, als daß sich gerade dort ein eindrucksfähiges Künstlertemperament den lockenden Reizen all jener Herrlichkeiten entziehen und sich lediglich an die jungfräuliche Natur hätte halten können. So dürfte auf Klimt alles, was schön und in Schönheit raffiniert ist, Einfluß ausgeübt haben: Assyrien wie Japan, Byzanz wie Crivelli, Toorop wie Knopff. Ein alttümelnd morgenländischer Grundzug durchweht sein Schaffen. Der Reiz farbensatter, goldfunkelnder Mosaiken glänzt uns daraus entgegen. So sehr seine Schöpfungen einerseits ins Unendliche zu zerfließen scheinen, so scharf sind bestimmte dekorative Einzelheiten betont. Das

Weib stand im Mittelpunkte seines Schaffens. Der raffiniert modernen Frau galt sein künstlerischer Kult, und zwar pflegte er eine aparte, gotisch eckige Grazie. Wegen seiner großen, für die Universität bestimmten Repräsentationsgemälde der Philosophie, Medizin und Jurisprudenz wurde Klimt viel beachtet, viel vergöttert und viel verketzert. Er hat bei diesen Schöpfungen auf alle herkömmliche Auffassung verzichtet und — allen fremden Einflüssen zum Trotz — dennoch einen höchst persönlichen, dekorativ monumentalen Stil angestrebt. Bei allen Verdiensten im einzelnen machen seine Kompositionen insgesamt einen eigentümlich befremdenden und zerrissenen Eindruck. Auch lassen sich gegen die gedankliche Auffassung schwere Bedenken nicht unterdrücken, so z. B. daß auf dem Gemälde der Justitia (Abb. 191) die Gestalt des Verbrechers den Hauptplatz einnimmt, ja die ganze Komposition mehr oder weniger beherrscht. Die Hände auf dem Rücken gefesselt, den Kopf mit dem von Schuld und Elend entstellten Antlitz tief auf die Brust herabgebeugt, wird der Verbrecher, eine mächtige und muskulöse Mannesgestalt, von einem lila gefleckten polypartigen Ungeheuer mit den Fängen umschlungen, während drei Eumeniden, wie in Goethes „Faust“ jung und schön, das Paar umgeben. Sie sind von präraffaelitischer Schlankheit und Eckigkeit, bizarr in Haltung und Bewegung, starr und unerbittlich im Ausdruck. Goldene Schlangen ringeln sich durch ihre unendlichen blondroten Haarwellen, und ihre schwarzen Schleier schwingen sich in mächtigen Windungen fast durch das ganze Bild. Oberhalb dieser Gruppe erhebt sich das alte Gemäuer einer Gerichtsstätte, vor der aus roten Talaren fein modellierte Charakterköpfe, die Recht-

sprechenden, auftauchen. Die übergroße Anzahl dieser Köpfe überragt starr und steif und feierlich in byzantinisch rotgoldener Pracht die Gestalt der Gerechtigkeit selber, die Rechte aufs Richtschwert gestützt, die Linke deutend erhoben. Ihr zur Rechten, in sanften Konturen schwingend, die liebliche Gestalt der in strahlender Nacktheit prangenden „Wahrheit“, zur Linken eine Gewandfigur mit einem Buch in den Händen, worauf in mächtigen Buchstaben nur das eine inhaltreiche Wort *Lex* geschrieben steht.

Schlichter, einfacher und natürlicher als in Wien gab sich die Moderne in den kleineren süddeutschen Residenzen. Stuttgart und Karlsruhe sind, wie gesagt, von München aus wesentlich befruchtet worden. Im Jahre 1894 wurde zum Professor und 1902 zum Direktor der Kunstschule in Stuttgart<sup>110</sup>) der daselbst 1857 geborene, in München unter Seitz gebildete *Robert Haug* berufen, ein Künstler, der durch kräftige räumliche Vertiefung Eindruck macht, das Empirekostüm bevorzugt und dem Soldaten- und Kriegsleben von 1813—15 dichterische Seiten glücklich, wenn auch mit etwas empfindsamem Beigeschmack abgewonnen hat (Abb. 192). Neben ihm wirken als Akademieprofessoren der in München an Wilhelm Diez, in Paris an Manet und Monet gebildete *Adolf Hoelzel* (geb. 1853 zu Olmütz in Mähren, 1888—1905 neben Dill Hauptmeister der Dachauer Malerschule nächst München), der „nach ganz bestimmten Grundsätzen rhythmischer Massenverteilung“ arbeitet und ihnen zufolge in seinen oberbayerischen Landschaftsgemälden mit erstaunlich einfachen und wenigen Mitteln treffliche Wirkungen erzielt, ferner *Christian Landenberger* (geb. 1862 in Ebingen, Württemberg), der sich in der Darstellung badender Knaben auszeichnet, dessen technisch hochmodernes, dabei äußerst stimmungsvolles Gemälde „Nun ade, du stilles Haus“ (in der Stuttgarter Galerie) aber auch ein inniges Seelenleben widerspiegelt, endlich *Christian Speyer* (geb. 1855 in Vorbachzimmern bei Mergentheim), dessen Pferde- und Reiterbilder gleichfalls des geistigen Gehalts durchaus nicht entbehren. Es scheint demnach, daß sich bei den eingeborenen Meistern die schwäbische Gemütstiefe, aus der im Laufe des 19. Jahrhunderts manch trautes deutsches Lied geboren war, damals mit den Mitteln der Freilichtmalerei sehr glücklich auswirkte. *Carlos Grethe*



Abb. 190 Unterredung (Gattin und Sohn des Künstlers) von Philipp Franck  
(Aufnahme Verlag Julius Bard, Berlin)  
(Zu Seite 223)



Abb. 191 Die Jurisprudenz von Gustav Klimt  
(Mit Genehmigung von H. O. Miethke, Wien)  
(Zu Seite 228)

(1864—1913), in Montevideo geboren, aber von Hamburger Herkunft, hat sich durch seine Hamburger Hafenbilder einen Namen erworben. Außerhalb der Akademie der tüchtige Landschafter *Otto Reiniger* der Jüngere (1863—1909) und *Hermann Pleuer* (wie der vorige ein Stuttgarter von Geburt und im selben Jahre 1863 geboren), welcher dem im Sinne der modernen Farben- und Beleuchtungskunst äußerst fruchtbaren Motiv des „Bahnhofes“ immer neue Seiten abzugewinnen versteht. *Alexander Freiherr von Otterstedt* (geb. 1848 in St. Petersburg) strebt offenbar mit bewußter Absicht koloristische Wirkungen im Sinne Böcklins an. Endlich darf auch der liebenswürdige, geschmackvolle

und tüchtige *Karl Schmoll von Eisenwerth* nicht vergessen werden.

Vorzüglich gedieh die junge *Karlsruher Malerschule*<sup>111</sup>). Sie umfaßte neben Münchener und anderen auswärtigen Künstlern verhältnismäßig viel bodenwüchsige Elemente, die dem gesegneten „badischen Ländle“ entsprossen sind. *Hermann Baisch* (1846—94) vertrat hier die Tier- und Landschaftsmalerei, *Gustav Schönleber* (geb. 1851 in Bietigheim, Württemberg, gest. 1917), ein Lierschüler, die ältere Landschaftskunst mit sehr gediegenen Kunstmitteln und vorzüglicher Bildwirkung. Herrlich sind seine Gemälde vom Gardasee und von der Riviera (Abb. 193). Neben Schönleber ist sein Schüler *Hans von Volkmann* (geb. 1860 in Halle) zu nennen. Der gleichfalls von Schönleber beeinflußte Maler von Strand- und Hafenbildern, besonders des Hamburger Hafens, *Friedrich Kallmorgen* (geb. 1856 in Altona) wurde im Jahre 1902 nach Berlin berufen. Dafür kehrte der feinsinnige *Ludwig Dill* (geb. 1848 in Gernsbach, Baden) aus München in seine badische Heimat zurück. Ursprünglich Piloty-, dann Lier-Schüler, später von Schönleber,

darauf von den Franzosen und schließlich von den modernen Schotten beeinflußt, denen er den herrlichen Silberklang seiner Gemälde mit verdankt, pflegt er seine Landschaften — Dachauer Flachlandschaften und venezianische oder andere Wasserlandschaften — in breiten, satten Farbenflächen anzulegen, die sich in kräftigen Umrissen voneinander scheiden (Abb. 194). Der sinnige und gemütvolle *Robert Pötzlberger* (geb. 1856 in Wien) trug Spitzwegschen Humor mit modernen Kunstmitteln vor. Wir erwähnten schon, daß an Stelle des jung verstorbenen talentvollen Stilisten *Ludwig Schmid-Reutte* (geb. zu Reutte in Tirol 1860, gest. 1908) *Walther Georgi* von der Münchener „Scholle“ nach Karlsruhe berufen worden war. Die dortige Malerschule aber gipfelt in den beiden hervorragenden, unter sich grundverschiedenen badischen Landeskünstlern *Hans Thoma* und *Wilhelm Trübner*, die wir oben ausführlich besprochen haben (S. 116 ff. und 145 ff.).

Indessen verhält es sich mit Thoma, der in vorgerückten Jahren als Leiter an die Karlsruher Kunstakademie berufen wurde, in dieser Beziehung wie einst mit Schwind. Das Beste an seiner Kunst, das Große und Einzige daran läßt sich nicht lehren! — Einen günstigen Einfluß kann und wird er aber dadurch auf die Jugend ausüben, daß er durch sein Beispiel beweist, wie es in der Kunst allemal darauf ankommt, sich auf seine eigenen Füße zu stellen und so zu sprechen, wie einem der Schnabel gewachsen ist, und dabei immer schlicht und deutsch zu bleiben. — Von den jüngeren Karlsruher Künstlern seien wenigstens *Franz Hoch* (jetzt in München) und *Gustav Kampmann* genannt.

Düsseldorf blieb lange von der starken Künstlerpersönlichkeit Eduard von Gebhardts beherrscht, während *Eduard Kämpfer* (geb. in Münster 1859) nach Breslau und *Olaf Jernberg* (geb. in Düsseldorf 1855) nach Königsberg berufen wurde. Gebhardt steht der Moderne abhold gegenüber. Trotzdem brach sie auch in Düsseldorf durch. Ihre Träger schlossen sich im Jahre 1909 mit einer Spitze gegen die Akademie zu einem „Sonderbund“ zusammen, der sich aber in Düsseldorf



Abb. 192 Ein Abschied von Robert Haug  
München, Neue Pinakothek  
(Nach Photographie Hanfstaengl, München)  
(Zu Seite 227)



Abb. 193 Paraggi Bucht am Golf von Rapallo, 1893, von Gustav Schönleber  
(Zu Seite 228)

nicht halten konnte und daher in dem benachbarten Köln ausstellte<sup>112</sup>). Der bedeutendste Vertreter dieses Bundes, *Friedrich August Deußer* (geb. 1870), ein Impressionist von reinstem Wasser, hat uns z. B. ganz neue Vorstellungen von der Schönheit und Farbenpracht inmitten grüner Landschaft vom Sonnenlicht getroffener Kürassiere vermittelt. Deußer ist aber beim Impressionismus nicht stehen geblieben, sondern strebt durch Betonung der Umrisse und Zusammenstellung der Farben nach bestimmten optischen Gesetzen einen neuen Monumentalstil an.

Zumeist von Düsseldorf ging auch die Künstlergruppe aus, die in Worpswede bei Bremen das Banner der Heimatkunst aufpflanzte<sup>113</sup>). Der französische und sonstige fremde Einfluß auf unsere deutsche Kunst rief überhaupt in deutschen Landen nach den allgemein gültigen Gesetzen von Bewegung und Gegenbewegung das Verlangen nach Heimatkunst wach, das gerade in Worpswede besonders stark zum Ausdruck gelangen sollte. Die *Karl Vinnen* (geb. 1863), *Otto Modersohn* (geb. 1865), *Hans am Ende* (geb. 1864) und *Doris am Ende*, *Friedrich Overbeck* (1869—1909), *Heinrich Vogeler* (geb. 1872) u. A. bemühten sich, die schlchten und doch so malerischen Reize ihrer teuren Heimat, der norddeutschen Heide-, Moor- und Kanallandschaft mit ihren farbigen Häusern und kraftvollen Bewohnern im Licht wechselnder atmosphärischer Erscheinungen frisch und wuchtig, dabei doch nach ganz bestimmten koloristischen und linearen Kompositionegrundsätzen in Bild und Radierung wiederzugeben (Abb. 195). *Fritz Mackensen* (geb. 1866), im Winter als Nachfolger Sascha Schneiders in Weimar, zeichnete

sich als bedeutender Menschendarsteller, als Maler des derben, knorriegen Niedersachsen- und Friesengeschlechtes aus. Karl Vinnen, jetzt in München, Otto Modersohn und Fritz Overbeck sind die Landschafter der Gruppe, während Heinrich Vogeler, „mit feinerem Pinsel und literarisch-poetischerem Sinn als die übrigen“ wie ein nachgeborener Biedermeier „mit der Freude Eichendorffs die Bauernblumenschönheit ländlicher Gärten betrachtete“.

In Hamburg gab Thomas Herbst (daselbst 1850 geboren und 1915 gestorben) die Idyllen der Großstadt und die landschaftlichen Reize ihrer Umgebung in fein empfundenen Bildern wieder. — In Hüttfeld bei Hamburg siedelte sich 1907, 1908 in Eddelsen (Hannover) Leopold Graf von Kalckreuth an. Er war 1855 in Düsseldorf als Sohn des Landschaftsmalers Stanislaus Graf von Kalckreuth geboren, war Schüler von Schauß und Struys in Weimar wie der Münchener Akademie unter Benczur gewesen, hatte selber Lehrämter an den Akademien in Weimar, Karlsruhe und zuletzt in Stuttgart innegehabt. Wie vornehmest Geschlecht entsprossen, so aus dem Handwerk heraus geboren, ein Hüne von Gestalt, erster Vorsitzender des deutschen Künstlerbundes, ist Graf Leopold von Kalckreuth vornehm, stark und zuverlässig auch in seiner Kunst, ohne Phrase und Pose, ohne Manier und Eitelkeit, aber auf der Höhe der technischen Errungenschaften seiner Zeit, voll Innigkeit, ein Heimatkünstler im besten Sinne des Wortes, voll innerer, auch menschlicher Anteilnahme an allem Sichtbaren, an den Dingen und Lebewesen dieser Welt, an Mensch und Landschaft, an Schloß und Schloßpark, an Feld, Wald und Wiese. Eine außergewöhnlich ernste und bedeutende Künstlerpersönlichkeit, Maler und Griffelkünstler, ein glänzend begabter Naturpoet und ein Figurendarsteller von der schweren, wuchtigen und eindringlichen Art der Millet und Segantini — sieht Kalckreuth die Figur plastisch im Binnen- wie im Weltenraum, erlebt er jede atmosphärische Stimmung der Natur, gehört er zu den gediegensten deutschen Bildnismalern der Gegenwart (Portrait des Domkapitulars Schnütgen, Bildnis Lichtwarks in Hamburg, tief gefühlte Bildnisse seiner eigenen Frau). Er ist imstande, das ebenso vornehme wie geistig angeregte und zart beseelte Familienleben, das er selber führt, im Bilde glaubhaft zu verkörpern, vor allem aber beschäftigt er sich voll leidenschaftlicher Künstlerliebe mit dem Teil der Menschheit, der in täglicher harter Arbeit das



Abb. 194 Fischerboote in der venezianischen Lagune von Ludwig Dill  
(Zu Seite 229)



Abb. 195 Aus Niedersachsen Radierung von Heinrich Vogeler  
(Zu Seite 230)

„Kalckreuth d. j. 96“, den man auf Böcklins „Gartenlaube“ von 1891 (Zürich, Kunsthaus) zurückführen zu dürfen glaubt, der sonnige „Schloßplatz von Stuttgart“ im Hessischen Landesmuseum zu Darmstadt oder der „Sommer“: eine Schnitterin, die gesegneten Leibes an einem reifen Kornfeld im letzten goldenen Abendsonnenschein einherschreitet, gehören zu den sympathischsten Gemälden des Impressionismus in Deutschland, und wir haben allen Grund, in Kalckreuth den echt deutschen Künstler wie den unverfälscht deutschen Menschen zu verehren.

In Frankfurt a. M. aber saß und schuf Fritz Boehle (geb. 1873 in Emmendingen in Baden, gestorben 1916 in Frankfurt), wo, wie es scheint, gerade solche Künstler sich ansiedeln, die ihren eigenen, aber auch ihren ganz und gar eigenen Weg gehen wollen und sich infolgedessen den sogenannten Kunststädten und ihrem Dunstkreis so fern als möglich halten. Boehle gehörte zu den eigenwilligsten deutschen Künstlern seiner Zeit. Während sich z. B. ein Mann wie der eben besprochene Graf Kalckreuth willig vom Strom der Zeit treiben lässt und doch sein eigenes Selbst behauptet, während er sich freudig der von der Moderne erungenen Anschauungsmethoden und Ausdrucksformen bedient, um sich auszusprechen, ja ganz natürlich und selbstverständlich in und mit der Moderne lebt und gerade dadurch zu einem Hauptvertreter des Impressionismus in Deutschland geworden ist, stimmte Boehle seiner ganzen Zeit seinen eigenen persön-

Feld bebaut, und vermag dem Bauern mit erstaunlicher Auffassungsgabe immer neue Bewegungsmotive abzusehen. In machtvollen Silhouetten gegen schlichte Hintergründe gestellt, erwecken seine Feldarbeiter oder Arbeiterinnen in ihrer ungeschminkten Wahrheit und bedingungslosen Ehrlichkeit gerade durch die Abwesenheit jeglichen empfindsamen Beigeschmacks einen um so ergreifenderen Eindruck (Abb. 196)<sup>114</sup>). Man sagt, er stehe künstlerisch zwischen Liebermann und Thoma, jedenfalls ist auch er von den Franzosen kompositionell, wie mir scheint von Degas, beeinflusst worden, hat aber eine durchaus selbständige Kunst aus sich herausgestellt, die sich durch ihren festen Aufbau auszeichnet. Seine Bilder, wie der herrliche „Regenbogen“ in der Münchener Staatsgalerie, bezeichnet:

lichen Willen entgegen. Er war nichts weniger als ein Impressionist. Für ihn gab es keine zerfließenden Umrisse; im Gegenteil, ihm erschienen die Dinge dieser Welt von scharfen Linien umgrenzt und in klare Formen gegossen. Er verliebte sich geradezu in das wechselvolle Linienspiel aller Einzelheiten, allerdings ohne sich dadurch je den klaren Blick für die Hauptsache trüben zu lassen. Boehle blieb auch im Gemälde im letzten Grunde immer Zeichner, sprach sich daher sehr bedeutsam in der Graphik aus und erreichte sein Höchstes, wenn er in rhythmisch aneinander gereihten Silhouetten komponierte. Er ging von einer höchst persönlichen Naturanschauung aus, knüpfte aber zugleich auch an diejenigen Meister an, die die Natur wie er angesehen haben, also an Dürer und die Altdutschen auf der einen, auf der anderen Seite an die alten Italiener, gelegentlich klang er in der Stimmung auch an seinen badischen Landsmann, den berühmten „Einsiedler von Frankfurt“, Hans Thoma, an, oder er wandelte gar in den Fußstapfen seines Frankfurter Vorgängers Anton Burger und ließ sich schließlich von den Theorien Hans von Marées beeinflussen. Niemals aber ahmte er etwa rein äußerlich nach, vielmehr ließ er sich nur in seiner Art von den Großen der Kunst bestärken. Eine ganz besondere Anteilnahme brachte er dem Bauern und seinem schweren Bauernroß entgegen, die er auf seine Weise völlig naturalistisch wiedergab oder wenigstens in seine Rhythmen zwang (Abb. 197). Bisweilen aber nahm Boehles Phantasie einen höheren Flug: das Bauernroß verwandelte sich ihm in ein Ritterpferd und der Bauer in einen Ritter oder in den Hauptmann unter dem Kreuz Christi, und so ward Boehle gelegentlich zum Christusmaler, oder er wagte sich auch an die griechische Mythologie heran (Raub der Europa). Immer spielt der dargestellte Gegenstand eine Rolle in seinen Kompositionen. Immer interessiert nicht nur wie, sondern auch was Boehle dargestellt hat. Diese unendliche Lust am Schauen, die den Künstler erfüllte, überträgt sich ohne weiteres durch das Instrument seiner Kunst auch auf den Beschauer. Niemals aber artete sein Hang zum Fabulieren in rohe Bilderbuchmanier aus, vielmehr erscheinen die Dinge dieser Welt oder die Eingebungen seiner Einbildungskraft, an denen er seine Freude hatte und an denen er auch uns seine Freude mitempfinden lässt, durch seine stilbildende Begabung in den Bereich der Kunst emporgehoben<sup>115)</sup>.



Abb. 196 Feldarbeiterin — Steindruck von Leopold Graf von Kalckreuth



Abb. 197 Abendandacht von Fritz Boehle  
(Mit Genehmigung der Münchener Graphischen Gesellschaft, Pick & Co.)  
(Zu Seite 233)

In Weimar streute der Landschafter Theodor Hagen (geb. in Düsseldorf 1842, gest. in Weimar 1919), ein Schüler O. Achenbachs, ein Landschafter von schlichter Natürlichkeit, nach allen Seiten fruchtbare Anregungen als Lehrer aus und verbreitete in seiner feinen, stillen Weise den Sinn für gute Landschaftsmalerei unter dem jüngeren Künstlergeschlecht<sup>116</sup>). Dasselbst erwies sich

auch ein Enkel Schillers, der *Freiherr von Gleichen-Rußwurm*, als anspruchsloser moderner Landschafter im besten Sinne. Desgleichen Karl Buchholz (1849—89), dessen liebreizendes, innig empfundenes, in grünen, grauen und weißen Tönen mit braunen Begleittönen erstrahlendes Gemälde „Frühling“ auf der Berliner Jahrhundertausstellung 1906 allgemein Anklang gefunden und seitdem große Berühmtheit erlangt hat (Abb. 198). — Der Darmstädter Ludwig von Hofmann<sup>117</sup>) (geb. 1861), ein durchaus selbständiger und origineller, nach neuartigen Zielen ringender Künstler, ist weiter gegangen, insofern als er sich nicht mit dem stimmungsvollen Abbild der wirklichen Natur begnügt, sondern diese — wohl unter dem Einfluß Böcklins — nach Form und Farbe vereinfacht und zugleich steigert. Dabei drückt er, wiederum wie Böcklin, die Stimmungen, welche der Anblick der Natur in ihm auslöst, nicht nur durch ein Abbild der Landschaft, sondern zugleich durch poetisch aufgefaßte menschliche Gestalten in der Landschaft aus. Fest aufgebaut sind seine Landschaften und den Figuren, die sich darin bewegen, ist ein fester Boden unter die Füße gebreitet. Menschen wie Landschaft drängen sich aber niemals stürmisch vor, erheben niemals laut den Anspruch auf unser Mit- und Nachempfinden, ordnen sich vielmehr stets dem allgemeinen dekorativen Eindruck ein und unter, den Hofmann letzten Endes erstrebt, weshalb er sich auch in hervorragendem Maße zum Wandmaler eignet (Wandgemälde in der Universität zu Jena, im neuen Hoftheater in Weimar, im Standesamt an der Fischerbrücke in Berlin). Man hat Hofmann nicht zu Unrecht mit Puvis de Chavannes verglichen. Die Antike und Italien haben sicherlich auch Einfluß auf ihn ausgeübt. Er selbst bekannte dankbar, daß er der Persönlichkeit Hans von Marées' nicht geringe Förderung seiner eigenen Entwicklung verdanke. Darin Böcklin unähnlich, erzählt Hofmann so wenig wie Marées, er stellt keine Handlung dar, sondern gibt lediglich wie dieser das bloße Dasein an sich. Er verkörpert Symbole des Lebensgefühls. Seine Werke atmen Andacht und Weihe. Er nimmt eine ähnliche Stellung zum Leben ein wie Schwind und Mozart. Er symbolisiert nur Jugend und Frühling. An den düsteren Seiten des Daseins ist er in schlafwandlerischer Sicherheit glücklich vorbeigeglitten. Hofmann gehört entschieden zu den deutschen Künstlern der Gegenwart, die über echtes und wahres Stilgefühl verfügen. Dabei sind seine Bilder

immer liebenswürdig, immer eigenartig, immer fein empfunden, nur fehlt ihnen bisweilen die Kraft und die Fähigkeit, den Beschauer unbedingt zu überzeugen. Von Weimar wurde er schließlich nach Dresden berufen.

Nach Dresden<sup>118)</sup> wurde ferner der als Lehrer ausgezeichnete Landschafter Eugen Bracht (1842—1921) berufen, wo Hermann Prell (1854—1922) einen der ersten Plätze innerhalb der Künstlerschaft neben ihm einnahm. Der Dresdener Künstler Gotthard Kuehl, ein Sohn der malerischen Stadt Lübeck, hat lange in Paris gelebt und so die wichtige Verbindung zwischen französischer und deutscher Kunst für Dresden hergestellt. In der Technik Pariser Pleinairisten malte er erst Lübecker und dann Dresdener Motive: Ausblicke über Dächer und Kamine, Stimmungen in Schlössern, Rokokokirchen und niederdeutschen Altmännerhäusern, mit besonderer Vorliebe in Symphonien von Gelb und Blau. Georg Lührig und Karl Mediz (beide 1868 geboren) schließen sich tiefssinnig und herb der Reihe Klinger, Hofmann, Stuck an. Mediz' Gattin, Emilie Pelikan (1861—1908), hauchte der stilisierten Ideallandschaft in blütenden Gemälden aus dem Süden wie in Radierungen und Steindrucken neues Leben ein. Paul Schultze-Naumburg (geb. 1867) sieht die Landschaft mit dem Auge des die großen Massen zusammenhaltenden Dekorationskünstlers an. Hans Unger (geb. 1874) schweigt in satten Formen und Farben. Besonders wurde und wird in Dresden die Linie kultiviert. So von Richard Müller, Zwintscher und Sascha Schneider. Richard Müllers (geb. 1871) gediegene und gewissenhafte Kunst schmeckt nach keiner Richtung, sondern ruft lediglich einen wohltuenden Eindruck äußerster Naturwahrheit in uns hervor (Abb. 199).

Oskar Zwintscher<sup>119)</sup> (1870—1916), seit 1903 Akademieprofessor an Stelle seines einstigen Lehrers Leon Pohle, war ein eigenartiger, selbständiger — ein deutscher Künstler, der an die Altdeutschen erinnert, der aber wie von Holbein (Pietà) so offenbar auch von Anselm Feuerbach gewichtige Einflüsse erfahren hat („Melodie“, vgl. daraufhin besonders die Schleierfigur im verlorenen Profil). Zwintscher stand in offenkundigem Gegensatz zum französischen Impressionismus: gegenüber der Gesamttonstimmung brachte er die reine, klare, bestimmte Lokalfarbe, gegenüber der Farbe überhaupt — die Zeichnung zur Geltung. Ob er sich in der Landschaft, dem freischöpferisch erfundenen Figurenbild oder im Bildnis aussprach, immer ging er von streng zeichnerischer Grundlage aus. Das Verhältnis der Lotrechten zur Wagrechten bestimmt seine Gemälde wesentlich mit. Seine besondere Eigenart besteht aber darin, die porträtierten Persönlichkeiten mit Blumen, die der Künstler mit kindlicher Innigkeit liebte, sowie mit orna-



Abb. 198 Frühling in Ehringsdorf von Karl Buchholz  
Berlin, Nationalgalerie

mental dekorativen Hintergründen, oft von großem Reichtum der Erscheinung, zu harmonischen künstlerischen Einheiten zu binden. Immer aber ist es das menschliche Auge, das den bestimmenden Ausschlag eines Zwintscherporträts bildet (Abb. 200).

*Sascha Schneider*<sup>120)</sup> (1870 zu Petersburg geboren, in Dresden zum Künstler gebildet, einige Jahre Lehrer an der Kunstakademie in Weimar) wird in mehreren Kunstgeschichten einfach mit Stillschweigen übergegangen — sicherlich zu Unrecht! — Er besitzt wohl von allen Malern und Zeichnern der Gegenwart am meisten Geistesverwandtschaft mit den deutschen Gedankenkünstlern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es scheint, daß er nicht selten vom Gedanken, von seinem Innenleben, von seinem philosophischen Ringen und Streben ausgeht und dafür nach entsprechendem bildkünstlerischen Ausdruck sucht. Er erzählt Geschichten und verflicht Behauptungen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, hat Sascha Schneider schon manch guten Griff getan, z. B. mit der Komposition *Judas' Wiedersehen mit Christus*. Vielfach herrscht bei ihm wild erregte Bewegung vor. Die Diagonale spielt daher in seinen Kompositionen eine große Rolle. Andererseits besitzt der Künstler ein gegenwärtig außergewöhnlich starkes Empfinden für schöne gesunde Leiblichkeit und berührt sich so naturgemäß mit der Antike. In diesem Sinne hat Sascha Schneider ruhige Existenzbilder geschaffen, die einen sehr starken Reiz ausüben. So ist er auch zum Bildhauer geworden, und die Bildnerei bildet vielleicht den schönsten Teil seines Gesamtwerkes. Endlich hat Sascha Schneider das Buchgewerbemuseum in Leipzig wie die Jenaer Universität mit Wandgemälden ausgeschmückt. Bei letzterer Arbeit wurde zum erstenmal die von Wilhelm Ostwald erfundene Technik des „Monumentalen und dekorativen Pastells“ ausgeprobt.

**Leipzig** nannte nur wenige Künstler sein, aber der eine davon war *Max Klinger*, sicherlich einer der größten, neben Thoma vielleicht der größte von allen deutschen Künstlern seiner Zeit. *Max Klinger*<sup>121)</sup> wurde 1857 zu Leipzig geboren und ist 1920 in Großjena a. d. U. gestorben. Die Jahreszahl 7 spielt eine merkwürdig bedeutungsvolle Rolle in der Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1827 wurde Arnold Böcklin, 1837 Hans von Marées, 1847 Max Liebermann und 1857 Max Klinger geboren. Mit der Not des Lebens hatte Klinger niemals zu kämpfen. Kein äußerlicher Umstand hat ihn je daran gehindert, sich

nach seinen Wünschen und Gaben auszuleben. Schon im zehnten Lebensjahr begann er zu komponieren. Im Jahre 1873 ging er nach Karlsruhe zu Gussow, von dem er auf treue Wiedergabe der Natur in einem etwas äußerlichen Sinne hingewiesen wurde; 1875 folgte er seinem Lehrer nach Berlin. 1879 ging er nach Brüssel, von wo aus er aber



Abb. 199 Dalmatinerbund von Richard Müller  
(Zu Seite 235)

bald, infolge von Überarbeitung erkrankt, nach der Heimat geschafft werden mußte. Eine Karlsbader Kur stellte ihn wieder her, so daß er sich nach München begeben konnte. In den Jahren 1883—86 weilte er in Paris, 1886—89 wieder in Berlin, 1889 suchte er Rom auf, und seit 1893 endlich wohnte er in seiner Heimatstadt Leipzig in einem eigens gebauten Atelierhaus, das an der Plagwitzer Villenstraße tief drin im Garten inmitten unberührter Natur liegt und in seiner Ausstattung einfach, aber in Abmessungen und Farben äußerst harmonisch gehalten war.

Nicht der vielgerühmte Liebermann, sondern Max Klinger war es, der neben Hans Thoma, aber wieder in ganz anderer Art als dieser deutsches Wesen auf dem Gebiet der bildenden Kunst in Form und Auffassung der Moderne am reichsten und kraftvollsten offenbart hat. Liebermann ist groß in der Wiedergabe der Natur. Aber sein selbständiges Gefühls- und Phantasieleben ist nicht stark entwickelt. Dagegen, wozu Liebermann imstande ist, das vermochte auch Klinger. Oder vielmehr er hätte es vermocht, wie einzelne seiner Blätter — vorzügliche Naturstudien! — beweisen, wenn er seine ganze Kraft an die malerische Wiedergabe der Welt mittels Stift und Pinsel hätte setzen wollen. Aber das wollte er nicht, dazu hätte er überhaupt nicht die Muße gefunden, weil ihn der Geist auch zu anderem trieb. Klinger brachte die Seele im Kunstwerk wieder zur Geltung. Ja, er ging sogar in diesem Streben über die natürlichen Grenzen der bildenden Kunst oft weit hinaus und verlor sich in Poesie und Philosophie. Es ist dies der angreifbarste Punkt in seinem künstlerischen Schaffen. Und es geht auch wahrhaftig nicht an, die Gedankenkunst der Carstens und Cornelius schlechthin abzulehnen und den seelischen Gehalt der Klingerschen Werke bedingungslos zu preisen. Allerdings trug Klinger im Gegensatz zu jenen Nichts-als-Gedanken-künstlern vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts seine poetischen und philosophischen Gedanken in einer künstlerischen Sprache vor, die von lebendiger Naturanschauung gesättigt ist. Sein künstlerisches Wesen zeugt von einem Reichtum, einer Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, wie das keines zweiten Künstlers seiner Generation.

Klinger war Maler, Radierer, Bildhauer und gelegentlich auch Kunstgewerbler, aber niemals Baumeister. Dies vor allem unterscheidet ihn von dem großen Universalgenie der alten Kunstgeschichte, von Michelangelo. Klinger ist überhaupt kein „baumeisterlicher Mann“ gewesen. Michelangelo dachte auch als Bildhauer immer architektonisch, und als Maler stets in hohem Maße plastisch. Klinger da-



Abb. 200 Damenbildnis von Oskar Zwintscher

gegen, der gerade im eigentlichen Gemälde nicht immer zu unbedingt zwingenden Wirkungen hindurchzudringen vermochte, offenbarte sich als Radierer wie als Bildhauer stets zugleich als Maler. Die Freude des Malers am farbigen Stein hat wesentlich mitgewirkt, um aus dem Maler, der er ursprünglich war, einen Bildhauer zu machen. Und den Bildhauer Klinger hat ebenso sehr wie die naturwahre und ausdrucksvolle Form die Licht- und Schattenverteilung beschäftigt, besonders aber die Leuchtkraft, der Glanz, die Sonderschönheit der einzelnen Farben und ihr harmonisches Zusammenklingen. Kingers Allseitigkeit kam einem tiefen Sehnen seiner Zeit entgegen. Seine annähernd gleich intensive Beschäftigung mit Malerei und Bildnerei entspricht der modernen Grundanschauung, daß der von der Baukunst geschaffene Raum zu einem Gesamtkunstwerk ausgestaltet werden muß. Ferner, Klinger war ebenso sehr ein glänzender Techniker, wie ein tief schürfender Naturdarsteller und ein nach den höchsten Sternen greifender Gedankenkünstler. In seinem Schaffen fließen die drei Grundströmungen der Moderne zusammen: die symbolistische, die naturalistische und die rein dekorative. Der schöne Stein als solcher vermochte den Bildhauer in ihm zur Arbeit anzuregen. Er besaß einen hochentwickelten Sinn für das Leben, das gleichsam im Marmor und im farbigen Gestein schlummert. Er brauchte nur einen Stein zu erblicken, um sofort die plastischen Möglichkeiten, die in ihm liegen, zu entdecken. Auf einer Spürreise nach Marmor fand er auf der griechischen Insel Syra auf einem schmutzigen Hof in Unrat und Jauche eine alte Marmorstufe. Die Schönheit des Steins entzückte ihn so, daß er daraus die „Amphitrite“ formte. (Eben weil sie aus einer schmalen Treppenstufe gebildet ist, entbehrt diese Amphitrite auch der Arme.) Ebenso hat Klinger das Gewand der „Salome“ aus einem antikrömischen Säulenkapitäl gemeißelt. — Der Naturdarsteller Klinger hat Studien und ausgeführte Blätter gezeichnet von einer Frische, Unmittelbarkeit und Ausdrucksfülle, daß sie sich mit denen Menzels getrost messen können. Die höchste Schönheit der Natur bildete für unseren Künstler der Zusammenklang von Himmel, Erde und Meer. — Der Gedankenkünstler und Seelenkünder endlich erzeugte in sich eine ganze Welt von Gefühlen und Gedanken, in denen er sich durchaus als ein Sohn seiner Zeit erwies. Ein tiefes soziales Mitleid blickt aus seinem Gesamtwerk ernst hervor. Das große soziale Elend schreit uns daraus herzerschütternd entgegen. Klinger, darin den Fußstapfen Zolas und Flauberts folgend, schrak vor keiner noch so grausigen Wahrheit zurück. Und derselbe Mann, der so mit beiden Füßen fest und sicher auf dem Boden der Gegenwart stand, versenkte sich liebevoll und tief eindringend in die großen geistigen Mächte der Vergangenheit — in die großen geistigen Mächte der Unvergänglichkeit: in das Christentum und in die Antike. Diese wie jenes suchte er zu neuem und durchaus eigenartigem Leben zu erwecken. Seine Auffassung von der christlichen Mythologie und von der fortwirkenden Macht des christlichen Glaubens ist ebenso selbständige und originell wie die von der klassischen Welt der Griechen und Römer. Wie unendlich verschieden ist seine antikisierende Kunst von derjenigen der Klassizisten! — Um wieviel freier steht er der Quelle der Anregung gegenüber! Seine Darstellungen aus der antiken Mythologie sind ebenso heiter geistreich, wie seine „Kreuzigung“ und „Pietà“ wahr empfunden und tief ergreifend. Von einer großen Auffassung getragen, hat Klinger auch (wie vor ihm auf baukünstlerischem Gebiete und in bescheidenerem Maße Schinkel) mehrfach den Versuch unternommen, Christentum und Antike zu einer höheren Einheit zu verschmelzen. Doch wird niemand behaupten wollen, daß ihm gerade dieser Versuch wahrhaft gelungen sei.

Es ist wahr, Klinger hat Einflüsse erfahren. Wer erfährt sie nicht?! — Einflüsse verschiedener Art, von verschiedenen Seiten her und aus verschiedenen

Zeiten. Wie in früheren Jahren von Menzels Wirklichkeitssinn, so wurde Klinger später — wie kaum ein anderer! — von Böcklins Phantasiekunst tief ergriffen<sup>122</sup>). Er versuchte sich in Nachdichtungen gemalter Böcklinscher Farbenwunder mittels unsagbar feiner Abtönungen auf der radierten Platte vom hellsten Licht zum tiefsten Schatten. Klinger hat Böcklins Sommertag und die eine Toteninsel radiert, sowie die Flora variiert. Außerdem wurde er von Dürer, Rethel und Goya, von den Japanern und von den modernen Franzosen beeinflußt. Klinger hat lange im Ausland gelebt — in Paris wie in Rom —, und auch dieser Umstand ist nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen geblieben. Aber Klinger ließ niemals irgend jemanden oder irgend etwas Herr über sich werden. Er hat niemals seine Persönlichkeit geopfert. Trotz aller fremden und trotz aller ausländischen Einflüsse blieb er stets kerndeutsch und immer durchaus selbstständig. Er versuchte niemals eine ferne oder vergangene Schönheitswelt sklavisch zu reproduzieren, vielmehr wußte er alle Eindrücke zu seinen höheren oder wenigstens zu anderen Zwecken zu verwerten.

Klinger hat, wie jeder empfängliche Geist, Wandlungen erlebt. Wie in seiner Technik, so auch in seiner Weltanschauung. Zuerst erging er sich in harmlos luftigen Phantastereien. Dann ging's ihm wie den meisten, die sich nach dem Zerstieben und Verfliegen der ersten jugendlichen Traumbilder vor der „Furchtbarkeit des Daseins“ entsetzen. Eine große pessimistische Epoche brach über ihn herein. Er sah die „Furchtbarkeit des Daseins“ hauptsächlich in der sozialen Not, im Schicksal des Weibes und in dem Ruin des Mannes durch das Weib. Endlich fand er Beruhigung in seiner Kunst und in der Musik. Wenn Wilhelm Heinrich Riehl einst über Moritz von Schwind geurteilt hat, daß man ihn als Künstler nur verstünde, wenn man zugleich den Musiker hinzunähme, so ließe sich etwas Ähnliches auch von Klinger behaupten. In seinen schlichten Arbeitsräumen befand sich außer seinem Künstlerwerkzeug nichts als ein prachtvoller Flügel. Klinger sprach seine Gedanken über die ihm geistig nahestehenden musikalischen Genies sowohl in Bildnissen und Denkmälern als auch in Nachdichtungen ihrer Schöpfungen mit den Mitteln seiner Kunst aus. Über seinen großen Landsmann und unmittelbaren Vorgänger Richard Wagner, über Liszt, über Brahms und namentlich über Beethoven hat er sich so geäußert. Brahms bekannte selbst freudigen Herzens, daß er von niemandem so tief verstanden worden wie gerade von Max Klinger.

Bei aller erhabenen Größe dieses Künstlers, unseres Zeitgenossen, vor der wir uns bescheiden ehrfürchtig beugen, dürfen wir doch die Grenzen und Schwächen seiner Begabung, die wir zu erkennen glauben, nicht verschweigen. Es fehlte Klinger an Ausgeglichenheit, es fehlt seinen Schöpfungen an Einheitlichkeit. Es wogt in seinem Werk von Gestalten, Gedanken und Empfindungen, von Linien, Lichtwerten und Farbenton, aber man kann weder seine Skulpturen noch auch seine Radierungen mit einem Blicke zusammen schauen. Es gebrauch Klinger vielleicht an Gesundheit oder wenigstens an Schlichtheit der geistigen Auffassung. Sicherlich stand der grübelnde Verstand seiner unmittelbaren Schöpfungskraft hemmend im Wege. Die Tat und der Held der Tat, im abschließenden Sinne des Goetheschen Faustgedichtes, fehlen seinem Werke fast ganz. Der Mann, in dessen Kindesträume ferner Kanonendonner ertönte, der als Knabe die frohe Botschaft von einem unerhörten Kriegssiege und von der jahrhundertelang ersehnten, endlich erreichten Einigung seines Volkes vernahm, ist davon in seinem gesamten Schaffen überhaupt nicht berührt worden! — Nur dem furchtbaren Ringen der Märztage verlieh er Gestalt in seinen Radierungen. Im allgemeinen regten ihn die Ereignisse und die Helden der Geschichte nicht zum Schaffen an, wohl aber die Geisteshelden: die Nietzsche, Brahms, Beethoven. Christus tritt als Sieger in den Olymp ein.

Ein gewisser dekadenter Grundzug machte sich bei Klinger in der Auffassung von der Frau bemerkbar. Gewiß hielt sich der grunddeutsch Empfindende von aller welschen Lüsternheit in der Art des Rops fern, aber er faßte doch das Weib, vorausgesetzt daß er sich nicht mit dem Frauenkörper lediglich vom rein formalen Standpunkt aus beschäftigte, zumeist als eine Venus deletrix oder als ein vom Manne in den Staub getretenes erbarmenswertes Geschöpf auf. Von den hohen und edlen Eigenschaften der Frau: von ihrer Milde, Güte und Barmherzigkeit wußte er uns nichts zu sagen. Selten nur feierte er sie als die Göttin, die den Mann begeistert. Das Weib als glückselige Mutter kennt er nicht. Wohl aber vermag er in der Pietà von tiefem Mutterschmerz in ergreifenden Tönen zu künden. Wohl hat er in seiner Cassandra einer großartig pathetischen Auffassung Ausdruck verliehen. Stets und in allem aber, in seinen Tugenden wie in seinen Schwächen offenbart sich uns Klinger als ein echter Sohn seiner nervös erregten, leidenschaftlich ringenden, nach den höchsten Zielen strebenden Zeit.

Der erzählende Grundzug, welcher dem Gedankenkünstler Klinger mit den Cornelianern gemein ist, führte ihn häufig dazu, sich wie diese in „Folgen“ von Radierungen auszusprechen<sup>123)</sup>. Der Zyklus ermöglicht unendliches Variieren eines und desselben Gedankens. Während nun Cornelius seine Bilderfolgen unter die Herrschaft eines Hauptgedankens stellte, den er teilte und wieder teilte, während Rethel allmählich zu einem Höhepunkt aufwärts schritt, Schwind seine Märchen in dramatischer Form von einer Exposition über eine Katastrophe zu einem — zumeist glücklichen — Abschluß führte, ging Klinger wie ein Musiker vor. Er schickt ein Vorspiel voraus, variiert bald ernst, bald heiter, bald neckend oder kosend, bald zürnend oder höhnend, er unterbricht sich, schweift ab und führt schließlich sein Thema dramatisch oder leise verklingend zu Ende. Im Gegensatz zu den Romantikern, bei denen der einzelne Teil des organisch geschlossenen Zyklus nur im Zusammenhang mit dem Ganzen verständlich zu sein pflegt, stellt bei Klinger jedes einzelne Blatt jeglicher Folge zugleich ein selbständiges, in sich abgerundetes Kunstwerk vor.

Klinger begann seine Tätigkeit als Zyklen schaffender Radierer mit einer reizenden Phantasterei, die sich artig genug ansieht und dennoch bereits die an innerer Qual reiche Künstlerseele verrät: „Phantasien über den Fund eines Handschuhs“. Eine junge Dame hat auf der Berliner Rollschuhbahn einen Handschuh verloren. Ein Jüngling — niemand anders als Klinger selbst — bückt sich danach, raubt den Handschuh und legt ihn abends, ehe er sich zur Ruhe begibt, neben seinem Bett aufs Nachtkästlein nieder. Weil ihn die Angebetete an der Hand getragen, ist er dem Jüngling das teuerste Kleinod in seiner Kammer. Der Handschuh gibt nun Veranlassung zu dem wunderlichsten Traumleben. Bald besiegelt er den Jüngling, bald wird er ihm zur bittersten Pein. Bald führt er ihn in ferne, schöne Lande, bald wird er ihm von feindlichen Gewalten entrissen. Klinger hat dabei das Wesen des Traumlebens: den schnellen Szenenwechsel, das unvermittelte Hereinragen des grotesk Phantastischen in die nackte Wirklichkeit mit einer in den bildenden Künsten wohl niemals dagewesenen Intensität erfaßt und dabei eine überquellende Einbildungskraft an den Tag gelegt. In den „Rettungen Ovidischer Opfer“ schildert er, wie sich die Persönlichkeiten der Metamorphosen, statt verwandelt zu werden, geschickt aus der Affäre hätten ziehen können. Er hegt also eine ungleich freiere und selbständiger Auffassung von der Antike als einstmals die Klassizisten, ja er treibt sein loses, lustiges Spiel, um nicht zu sagen: seinen Spott mit Persönlichkeiten und Vorstellungen der alten klassischen Welt der Griechen und Römer und erweist sich trotzdem oder vielmehr gerade dadurch antiken Geistes und attischer Anmut voll. Wunderbar sind die Landschaften in dieser Blätterfolge: man schaut in weite, duftige

Gründe hinein und erinnert sich dabei unwillkürlich der dichterischen Vorstellung vom goldenen Zeitalter. Der selbe Humor, dieselbe echt hellenische Lebens- und Formenfreude, von einem Hauch feinsten Sinnlichkeit umweht, lacht dem Beschauer aus der nächsten, im Stile der Buchillustration gehaltenen Folge entgegen: „Amor und Psyche, ein Märchen des Apulejus. Übersetzt von R. Jachmann. Illustriert in 46 Originalradierungen und ornamentiert von Max Klinger (Nürnberg, Ströfer, 1880).“ Mit diesem Werk erreicht seine rein antikisierende Auffassung den Gipfel der Vollkommenheit (vgl. Abb. 201). Nun aber tritt der Um schwung ein. Den Künstler befriedigt das heitere Spiel mit edlen Formen und parodierten antiken Vorstellungen nicht mehr. Er wird ernst, bitter ernst. Eva und die Zukunft (1880) ist ein Capriccio, frei nach Goya. Diese Folge von Radierungen besteht aus Thesen und Antithesen. Auf jedes biblische Bild folgt ein ergänzendes Gegenbild als Zukunft. In den Intermezzis vom folgenden Jahre 1881 gibt sich Klinger gelegentlich nochmals heiter, unbefangen und rein als bildender Künstler. Entzückend ist das Blatt „Bär und Elfe“. Diese, ein schönes, volles, nacktes Weib ist auf einen hohen Zweig hinaufgestiegen und kitzelt von dort aus den schwerfälligen Bären, der ihr vergeblich nachzuklettern sucht, mit einem langen Blumenstengel an der Nase: die Phantasie, welche den Philister verspottet. In den Kentaurenblättern dienen die Roßmenschen zur symbolischen Belebung der Hochgebirgslandschaft. Der Maler Böcklin verwendet die Kentauren als Farbenflecke, der Radierer Klinger als Tonwerte, jener legt den Hauptwert auf die Ungeheuer selbst, dieser auf die Landschaft, in der sie

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

16



Abb. 201 Jupiter und Amor von Max Klinger  
(Aus der Folge von Radierungen: Amor und Psyche)

umhertollen. In den Simpliciusblättern derselben Folge schlägt Klinger zum ersten und einzigen Male altdeutsche Töne an (vgl. Abb. 202). Auf den Spuren Dürers und Schwinds führt er uns in die Waldeinsamkeit, die sich aber bei ihm nicht wie bei Schwind aus hohen Felsen, dichtem Eichen- und Buchengezweig, Farnkräutern und einem lauschigen Quell zusammensetzt, sondern aus vereinzelten Eichen, einem Kiefernwaldchen, Felsgestein und üppigem Schlingengewächs am Ufer eines kleinen, tiefschwarzen Sees. Auf unserem Blatt, dem heitersten der ganzen Folge, lehrt der alte Einsiedler an roh geziimmertem Tisch den jungen Simplicius die ersten Anfänge der schwierigen Kunst des Schreibens. Man beachte, was in diesem Blatt alles enthalten ist: der ernst gesammelte Ausdruck in dem gerunzelten Antlitz des Alten, die rührend gläubige Ehrfurcht in den Gesichtszügen des Jungen. Dann die vortreffliche stoffliche Charakteristik am Jungen und Alten, am Haupt- und Barthaar, an Eichen und Kiefern. Endlich der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Lichtwerte vom hellsten Licht, z. B. an den von der Sonne beschienenen Baumstämmen, bis zur tiefsten Dunkelheit in dem schwarzen See. Allein nicht lange vermochte Klinger bei so heiteren Vorstellungen zu verweilen. Schon das nächste Blatt zeigt uns Simplicius neben dem toten Alten kniend. Bedeutungsvoll hat sich die landschaftliche Staffage verschoben: der freundliche Wald ist zurückgetreten und der schwarze See unendlich gewachsen. — Ein Leben (1881—84) ist das Leben eines sinnlich schwachen Weibes, das zur Sünde verlockt und dann verachtet und mißhandelt wird. Die Dramen (1883) heißen: „In Flagranti — Ein Schritt — Ein Drama im Hinterhause — Märztage.“ Das Milieu zu den meisten dieser Blätter ist Berlin entnommen. Sofern man bei Klingschen Werken überhaupt von Lokalkolorit sprechen kann, spiegelt es stets die deutsche Weltstadt, niemals das kleinere Leipzig, die Heimatstadt Klings, wider. Eine Liebe, nach fast zehnjähriger Arbeit 1887 veröffentlicht und, wie aus dem Titelblatt hervorgeht, Böcklin gewidmet, erzählt die Geschichte einer sündigen Liebe, die mit dem Untergang der Liebenden endet. Alle diese düsteren Vorstellungsreihen klingen in den Folgen Vom Tode I und Vom Tode II<sup>124)</sup> aus, an denen Klinger Jahrzehnte hindurch tätig war und in denen er den Höhepunkt als Griffelkünstler erreichte. Seine gequälte Seele aber fand Ruhe, Frieden und Trost in der Musik. In der Brahmsphantasie (1893 vollendet)<sup>125)</sup> gab er mit den Mitteln seiner Kunst die Empfindungen wieder, welche die Musik in ihm wachgerufen.

So tief, reich, groß und eigenartig die geistige Auffassung von Klings Radierungen, ebenso eigenartig, reich, mannigfaltig und glänzend ist die Technik, in der sie ausgeführt sind. Um zu seinen Wirkungen zu gelangen, vereinigte der Künstler beliebig die verschiedenen Techniken der Griffelkunst, welche er alle gleich sicher beherrschte: die Grabsticheltechnik, die eigentliche Radierung oder Ätzung und die Aquatintamanier<sup>126)</sup>. Klinger hat sich seine Technik wie jeder bedeutende Künstler im wesentlichen selbst erarbeitet, indessen verdankt er doch wichtige Anregungen dem großen spanischen Künstler Francesco Goya (vgl. Teil I, S. 15).

Klings radierte Folgen haben ihrer Zeit ungeheure Aufsehen erregt und sicherlich unermeßlichen Einfluß ausgeübt. Sie bieten jedem etwas: dem Laien, der stets nach geistigem Inhalt des Kunstwerks verlangt, wie dem Künstler, der sich durch Betrachtung vollendeter Vorlagen zu bilden sucht. Es dürfte wohl kaum einen deutschen Dichter, Schriftsteller, Musiker, Künstler, überhaupt irgendwie künstlerisch oder literarisch interessierten Menschen geben, dessen Entwicklungszeit in die 1890er Jahre fiel, der nicht von Klinger tiefgehende Anregungen erfahren hätte!

Weniger allgemein bekannt und berühmt als der Radierer Klinger ist der Maler Klinger. In drei umfangreichen Gemälden, dem Parisurteil (1885—87), der

Kreuzigung (1888 bis 1891) und dem Christus im Olymp (vollendet 1897)<sup>127</sup>), hat er nacheinander ein mythologisches, ein christliches und ein zugleich mythologisches und christliches Thema behandelt. Von antiker Statuenschönheit, von der volltönenden Farbenpracht der Renaissancegemälde ist in dieses Pariserurteil allerdings nichts übergeflossen. Vielmehr hat Klinger seine Modelle mit größter Naturtreue wiedergegeben und sie nach Bewegung, Haltung und Stellung, nach Linie und Farbenton zusammen mit dem Fußboden und dem landschaftlichen Hintergrund in ein wohlabgewogenes Kompositionsgefüge eingegliedert. Vor der Entstehung der Leipziger Universitätsbilder galt das Parisurteil koloristisch als das schönste

Werk des Meisters. In einer Mischung von Öl- und Temperatechnik ausgeführt, ist es von kräftigem Freilicht und hoher Farbigkeit erfüllt. Ein vom Künstler erdachter, reich mit Bildnerei verzierter breiter Rahmen zieht sich herum. Die Sockelreliefs sollen den Übergang von der Malerei zur Architektur bilden. Sie springen so weit vor, daß das Bild wie zurückliegend wirkt und sich wie ein Durchblick durch eine geöffnete Wand in ferne mythische Zeiten darstellt. Das plastisch-malerische Gesamtkunstwerk aber hat man als eine ideale Phantasieschöpfung auf der Grundlage des gewissenhaftesten Naturstudiums gepriesen. Es wird uns nun gemeinhin schwer, die von Klinger angestrebte neue Schönheit zu erkennen. Je mehr wir uns aber redlich und ohne Voreingenommenheit darum bemühen, um so klarer und empfänglicher dürften unsere Augen dafür werden. Jedenfalls war der Künstler von den höchsten Absichten geleitet.

Bei der Kreuzigung (Abb. 203) liegen verwandte Grundabsichten vor. Auch hier kam es Klinger auf vollendete Naturwahrheit, auf eine monumentale Überschneidung des weiten landschaftlichen Hintergrundes durch die Gestalten des Vordergrundes und auf eine in seinem Sinne wohlabgewogene Komposition an. Zugleich aber hat er in diesem Bilde offenbar auf einen starken seelischen Eindruck hingearbeitet. Christus ist nicht als ein von Leiden Überwältigter und Sterbender, sondern als ein Lebender und verklärt Leidender aufgefaßt. Christi Kreuz steht nicht wie üblich in der Mitte, sondern es ist ganz auf die rechte Seite des Breitbildes geschoben; Christus selbst ist dementsprechend im Profil gesehen. Die Kreuze der Schächer sind im rechten Winkel zu dem seinigen ange-



Abb. 202 Simplicius und der Einsiedel von Max Klinger  
(Nach der Radierung im Verlag von Franz Häufstaengl)

geordnet, so daß der eine Schächer in Vorder-, der andere in Rückenansicht erscheint. Die Kreuze sind nicht, wie man es von alten Bildern her gewöhnt ist, sehr hoch, sondern im Gegenteil ganz niedrig. Die Querbalken, auf denen die Füße der Gekreuzigten stehen, befinden sich nur um ein wenig über dem Fußboden. Christus wie auch die Schächer sitzen rittlings je auf einem Querplock. Gerade dieser Umstand wirkt auf dem in mancherlei Betracht seltsam neuartigen Gemälde vielleicht am allerbefremdlichsten, aber Klinger kann sich darauf berufen, daß eine solche Kreuzigungsart geschichtlich bezeugt ist. Ein Lendentuch ist kaum vorhanden. Offenbar brachte es der Künstler nicht übers Herz, die für den organischen Aufbau des menschlichen Körpers als Bewegungsapparat wichtige Verbindung zwischen Ober- und Unterkörper zu überschneiden<sup>128)</sup>. Wunderbar spricht sich nun der seelische Gehalt des Bildes in der Komposition aus. Juden und Römer sind auf die linke Seite geschoben. Die sehr schöne Gewandfigur einer Römerin bildet den linken Eckpfosten der Komposition. Besonders die Armlinie dieser Römerin zeugt von äußerster Anmut. Unmittelbar vor dem rechten Schächer, also im Angesicht Christi, und die Arme mit den zusammengekrampften Händen gegen ihn ausstreckend, bricht Magdalena zusammen, Johannes fängt sie in seinen Armen auf. Magdalena ist im Profil, Johannes in voller Vorderansicht gegeben. Wirksam kontrastieren die weich geschwungenen Linien ihres jugendlich vollen und schönen Frauenkörpers mit der starr geraden Haltung des Lieblingsjüngers Jesu. Für das Haupt des Johannes hat Klinger die Totenmaske Beethovens verwertet. In dem weiten leeren Raum zwischen dieser Gruppe und den gleichgültig zuschauenden Juden und Römern steht Maria, Christus gerade gegenüber. Sie ist wie dieser kompositionell dadurch hervorgehoben, daß sie keine Überschneidung erleidet, keine Überschneidung ausübt. Sie steht ganz ruhig da, von den sinnlich üppigen Frauengestalten der Magdalena und der schönen Römerin durch abgehärmte Züge wie abgezehrten Körper scharf unterschieden. Ihre mumienhaft eingetrocknete Gestalt hebt sich in scharfem Profil vom landschaftlichen Hintergrunde ab. Sie schaut ihrem Sohne, der Sohn der Mutter voll ins Auge. Und dieses Hin und Her der Blicke, die seelische Gemeinschaft, der gemeinsame Schmerz ist wahrhaft ergreifend. Klinger scheint bei der Erfindung und Ausführung dieses Gemäldes ungleich mehr von quattrocentistischen, besonders italienischen Kunstwerken und Künstlern beeinflußt worden zu sein, als bei dem Parisurteil von antiken. Das Parisurteil wie die Kreuzigung hat er, wenn auch in stark subjektiv gefärbter, so doch in einer dem Gegenstand jeweils entsprechenden Auffassung dargestellt, so daß beide Werke einen gleich harmonischen Eindruck ausüben.

Wie steht es aber nun mit dem Christus im Olymp (Abb. 204)?<sup>129)</sup> — Um dieses Werk hat Klinger unten und an den Seiten einen Rahmen der Art herumgeführt, daß das Ganze von fern an einen mittelalterlichen Flügelaltar mit Predella erinnert, nur daß die Flügel sehr schmal gehalten sind. Die Predella ist plastisch verziert, die anderen Teile sind gemalt. Der Vordergrund des Mittelbildes ist als eine große blumige Wiese gedacht. Rechts erhebt sich der Steinsitz, auf dem Zeus thront. Es ist ein greisenhafter Zeus, mit langem, weißem Bart, ausgemergelt. Zwischen den Knien des völlig unbekleideten Alten, sich an ihn schmiegender, sein Mundschenk, der Knabe Ganymed. Rings um den Steinthrone die Götter Griechenlands. Und nun schreitet von links Christus heran, eine gleichfalls schlanke, fast hagere, aber jugendfrische und elastische Erscheinung in langem, schleppendem gelbem Gewande. Veilchen sprießen empor, wo sein Fuß den Boden berührt. Hinter ihm die christlichen Kardinaltugenden mit dem Kreuz. Die scharfe Durchschneidung eines großen Teiles der linken Hälfte des Gemäldes durch das Kreuz übt eine ganz eigenartige Wirkung aus. Dem Längsbalken des Kreuzes muß auf der anderen Bildseite ein langer Stab in der Hand des Hermes

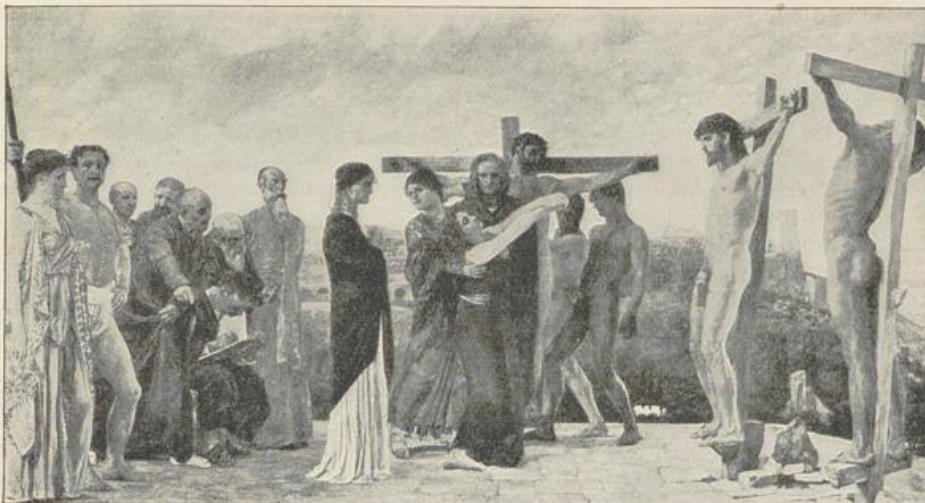


Abb. 203 Die Kreuzigung von Max Klinger  
(Zu Seite 243)

das Gleichgewicht halten. Außerdem wird noch ein Motiv auf der Predella zu Hilfe genommen. Hart an der Mittelachse des Bildes treffen sie zusammen — die neue christliche und die alte heidnische Welt. Nur die kräftig bewegten Aktfiguren (Vorderakt, Rückenakt, Seitenakt) der Hera, Aphrodite und Athene befinden sich sozusagen auf christlichem Gebiet. Christus wird nun teils mit dumpfem Erstaunen, teils mit offener Feindschaft von den alten Göttern empfangen. Nur Psyche wirft sich ihm zu Füßen. Dionysos will ihm die Schale kredenzen, Christus lehnt gelassen ab. Zeus, auf den hin Christi Bewegung und Blick gerichtet sind, schauert auf seinem Thron in sich zusammen. Das Gefühl des Grauens, das ihn beschleicht, wird von den meisten Göttern geteilt; andere tollen unbekümmert weiter. Hinter dem Göttergewimmel blinken durch Pinienhaine die Säulen klassischer Tempel hindurch, während im Rücken der christlichen Gruppe — ein altdeutsch herzliches Motiv — kleine Englein Zweige von den Palmen brechen. Die Gegenüberstellung der beiden Kulturwelten ist zum mindesten ebenso interessant wie kühn. Nur ein wahrhaft bedeutender Geist kann sich überhaupt an eine solche Aufgabe heranwagen, wenn auch ein wirklich befriedigender, befreiender — großer, überzeugender Eindruck nicht zustande gekommen ist. Die Götter Griechenlands werden unverkennbar als ein überlebtes Geschlecht aufgefaßt; um ihre Überwinder zu kennzeichnen, blieb dem Künstler nichts anderes übrig, als ihre seelische Harmonie in einer eigenartigen Gelassenheit von Haltung, Bewegung und Gebärdensprache zum Ausdruck zu bringen. Ist es nun schon schwer, zu einer einheitlichen Vorstellung vom Gedankengehalt dieses merkwürdigen Gemäldes durchzudringen, so steht es um die geschlossene Bildwirkung noch übler. Die reiche Fülle von Gestalten ist nicht einheitlich gegliedert und gruppiert, vielmehr zerfällt sie in lauter Gruppen, aneinandergereihte Lotrechte und einzelne Bewegungsmotive. Das Motiv des Kreuzes ließ sich vollends nicht bewältigen! — Die Unruhe und Zerrissenheit wächst durch den Gestaltenreichtum auf den Flügeln und auf der Predella. Rechts setzt sich der Olymp unmittelbar fort. Links tänzeln zwei fleischige Nixlein frohgemut davon, nicht ohne sich nach Weiberart noch einmal neugierig umzuschauen, während sorgengequälte Menschenangesichter sich aus der Tiefe sehnstüchtig nach Christus hinwenden. Auf der Staffel, in der Unter-

welt regt sich ein eigenartiges Leben. Da arbeiten sich Menschen aus Gräbern hervor und untergraben das Fundament, auf dem Zeus' Thron steht. In den Ecken der Predella zwei besonders markante Frauengestalten, die eine in ganzer Gestalt, die andere nur als Torso. Diese mit gerungenen Händen nach oben verlangend; jene in kräftigem Kontrapost in sich zusammengesunken, mit verdecktem Angesicht auf den Boden schauend. Beides sind wunderbare, formenreiche Skulpturen, in rein künstlerischer Hinsicht wohl das Beste am ganzen Werke. In ihnen ist je der Kummer über den Untergang der herrlichen alten Götterwelt und die Erlösungsbedürftigkeit der bedrängten Menschheit verkörpert.

Wenn Klinger schon bei großen Malwerken das Bedürfnis empfand, sich zugleich — wenigstens nebenbei am Rahmen — bildnerisch zu betätigen, so kann es uns nicht wundernehmen, wenn es ihn daneben auch selbständige Bildwerke zu schaffen drängte<sup>130)</sup>. Man darf sich indes das Verhältnis nicht so vorstellen, wie wenn bei ihm eine plastische Periode die malerische abgelöst hätte, nachdem eine solche der Radierung vorausgegangen wäre. Vielmehr war der Künstler mehrfach zu gleicher Zeit auf verschiedenen Gebieten tätig und griff auch immer wieder auf zeitweilig nicht kultivierte Techniken zurück. Allein eine gewisse Entwicklung läßt sich wenigstens für das Neuhinzutreten der einzelnen Techniken dennoch beobachten, wofür Meier-Graefe<sup>131)</sup> eine geistreiche Begründung ausfindig gemacht hat: „Als er (Klinger) anfing, strömten die Gedanken so zahlreich, daß nur die Zeichnung vermochte, sie zu binden. Sie war ihm ein Ersatzmittel für die Schrift, und wollte man lösen, was er damit band, so könnte man Bände füllen. Seine Radierungen sind eine Art Reinschrift der Zeichnungen. Als dann aus den einzelnen Erfahrungen größere Komplexe entstanden, Symbole, die ihm der Mitteilung würdig schienen, malte er seine Bilder. Die Reduktion dieses Symbolischen auf figürliche Einheiten hat ihn zur Skulptur geführt.“ Eine gewisse Einwirkung darf man aber auch wohl dem Genius loci zuschreiben: Auf deutschem Boden hatte der deutsche Grübler seinen Grübeleien am besten mit der Radiernadel zu genügen vermocht. Die Malerstadt Paris, wohin er 1883 zog, regte ihn kräftig zum Malen an. Dort entstand sein erstes Hauptgemälde: Das Urteil des Paris. Die klare römische Luft ließ ihn zwar auf die Pariser Freilichtstudien zurückkommen, so daß in Rom, wohin er 1889 gegangen war, das berühmte Gemälde *L'heure bleue* entstand, zugleich aber ward der Künstler unter dem wesentlich mitbestimmenden Einfluß Roms von nun an vorwiegend zum Bildhauer. Als solcher hat er sich zumeist je mit einer Figur begnügt, im „Drama“ aber wie im Brahmsdenkmal mehrere und im Beethoven gar eine Fülle von einzelnen Gestalten zu einer Einheit zusammenzufassen versucht, und man muß leider hinzufügen: vergeblich versucht. Seine hauptsächlichsten bildnerischen Werke sind die Salome, die Cassandra, das badende Mädchen, die Amphitrite, die Schlafende (Abb. 205), Liszt, der „eherne Porträtkopf“ Nietzsches, Lamprecht, das Brahmsdenkmal, das „Drama“ und das Richard Wagner-Denkmal für Leipzig. Klingers Bildhauerarbeiten zeichnen sich häufig schon gegenständlich, stets in bezug auf Auffassung und Ausführung durch hohe Eigenart aus. Es sind durchaus neue, noch nicht gesehene Haltungs- und Bewegungsmotive, die er der Natur abgelauscht hat. In der stofflichen Charakteristik und Belebung der Oberfläche leistet er schlechthin Vollendetes. Das Gewand der Amphitrite mag es bezeugen! — Ganz wunderbar gelangt auch das animalische Leben in der Schlafenden zum Ausdruck, was um so kräftiger durch den interessanten Gegensatz des lebendigen weichen weiblichen Körpers zu dem toten Stein zutage tritt, in dem der Körper zur Hälfte noch verborgen ist (Abb. 205). Auch die Art, wie der Künstler den Sockel der Grundrißform der Figur anzupassen und ihr zuliebe auf alle herkömmliche Symmetrie zu verzichten pflegte, zeugt von der Ursprünglichkeit.



Abb. 204 Christus im Olymp von Max Klinger Im Besitz des Museums für neuere Kunst in Wien  
(Nach Photographie Hanstaengl)  
(Zu Seite 244)

keit seines hohen künstlerischen Empfindens. Tritt dies schon bei der Kassandra überraschend zutage, so erreicht es den höchsten Grad von Vollkommenheit in dem Tempelchen, dem Gehäuse und Sockel zugleich, des sitzend dargestellten Brahms. — Farbigkeit ist nicht allen plastischen Werken Klingers eigen. Ist sie vorhanden, so besteht sie sowohl um ihrer eigenen Schönheit willen, wie um die Form und — vorausgesetzt, daß auf einen solchen hingearbeitet ist — den seelischen Ausdruck zu steigern.

In rein künstlerisch-technischer Beziehung mag Klinger — z. B. mit der Schlafenden oder mit dem Drama — noch über den Beethoven hinausgewachsen sein, immerhin bleibt dieser dasjenige plastische Werk, in dem sich der Künstler nach den verschiedenen Seiten seines Wesens am erschöpfendsten, reichsten und bedeutendsten auszusprechen versucht hat<sup>132)</sup>. Betrat man je den mäßig großen Raum des Leipziger Museums, in dem Klingers Beethoven (Abb. 206) Aufstellung gefunden, fühlte man sich sofort in eine weihevolle Stimmung versetzt. Es war dieselbe Empfindung, wie wenn man in ein feierliches Kircheninneres hineinschreitet. Und diese weihevolle Stimmung verließ uns angesichts jenes Kunstwerkes nicht mehr, sie erwies sich auch bei andauernder Betrachtung als echt und wahr. Was immer man an dem Beethoven aussetzen möge, der in unserem Innern einmal angeschlagene Grundton feierlicher Stimmung klingt unausgesetzt fort. Fürwahr, es ist ein gewaltiges Werk! — Ein halbes Menschenalter, volle 16 Jahre hat Klinger daran gearbeitet. Die erste Skizze entwarf er 1886 in Paris; Ende März 1902 stand das Werk fertig zusammengesetzt in seiner Werkstatt. Es sollte dann eine Wanderung durch Städte und Länder antreten. In Wien und in Leipzig hat man die Erwerbung des Kunstwerks lange erwogen. Endlich ist es der Vaterstadt des Künstlers verblieben. Bei der Ausstellung in den verschiedenen Städten war auch die äußere Aufmachung eine verschiedene, bald schlicht, bald reich. Die Wiener Sezession hatte den Beethoven mitten in die größte architektonisch-kunstgewerbliche Üppigkeit hineingestellt. In Leipzig steht er in einem ganz schlichten, vielleicht gar zu schlichten Gemach in Form eines länglichen Rechtecks<sup>133)</sup>. Auch die Höhen- und Breitenausdehnung dieses Raumes ist knapp bemessen. Wohlweislich aber wurde dafür gesorgt, daß man die Vorderseite aus einiger Entfernung sehen kann, dagegen die Rückseite und die Seitenansichten aus nächster Nähe betrachten muß. So stimmungsvoll der Gesamteindruck dieses Denkmals auch immer ist, es gibt keine Ansicht, bei der man es ganz überschauen, ja auch nur seine Hauptmassen geschlossen als einheitliche Gesichtsvorstellung wahrnehmen könnte. Der Beethoven verlangt, daß man bald näher hin, bald weiter weg trete, daß man ihn mit den Augen abtaste wie einen gotischen Dom.

Unsere Aufnahme gibt das Monument von der denkbar günstigsten Seite. Wir sehen den Tondichter gerade vor uns sitzen. Sein Oberkörper ist unbekleidet. An der Nacktheit hat man Anstoß genommen: Wie kann man den Körper eines Beethovens unbekleidet darstellen, der doch kein Athlet, sondern ein Geistesheld gewesen?! — Darauf ist zu erwidern, daß Klinger in dieser Hinsicht nicht allein steht. Die modernen Franzosen, Rodin voran, taten desgleichen. Und nicht nur diese, sondern auch der gute alte Friedrich Tieck hat Iffland mit nackter Brust, nackter Schulter und nacktem Arm in idealem Gewand dargestellt<sup>134)</sup>. Wichtiger ist, daß Klinger offenbar die Zeittracht, also etwa das Biedermeierkostüm, vermeiden wollte, welches der Gestalt unfehlbar einen gewissen genrehaften Beigeschmack gegeben hätte, der gerade bei einer Beethovenstatue am wenigsten am Platze wäre. Die Nacktheit verleiht dagegen dem Helden etwas Zeitloses, Ewiges, Göttliches. Vor allem aber brauchte Klinger den nackten Oberkörper aus rein künstlerisch-bildnerischen Gründen, um den tektonischen Aufbau des





Wandgemälde in der Aula der Universität Leipzig von Max Klinger  
(Mit Genehmigung des Verlages von E. A. Seemann, Leipzig)



Arbeit - Wohlstand - Schönheit Wandgemälde im Rathaus zu Chemnitz von Max Klinger  
(Mit Genehmigung des Verlages von E. A. Seemann, Leipzig)

Paul Neff Verlag (Max Schreiber) Esslingen a. N.



Kopfes auf dem Körper klar herauszuarbeiten. Aus demselben Grunde ließ er auch wieder die Füße nackt unter dem Mantel hervorschauen. Sich — wie es tatsächlich geschehen ist — darüber aufzuhalten, daß die Sandalen der zusammenhaltenden Riemen entbehren, ist ein kleinlicher Einwand gegenüber einem solchen Werke! — In den physischen Momenten sind nun die psychischen klar erkennbar: Es ist weder der Leib eines Schwächlings noch der Muskelleib eines Athleten, sondern der gesunde, widerstandsfähige Körpereinesgeistig Schaffenden gegeben. Jeder Knöchel der Faust drückt Willenskraft aus. Und sogar in der Bildung des Rückens macht sich Energie geltend. Beethoven

sitzt auf einem weit ausladenden Throne, an dessen Lehne Engelsköpfe den Hauptschmuck bilden. Das Englein ganz rechts (vom Beschauer aus) deutet schüchtern mit seinem Händchen auf den Tonkünstler hin. Dieser hat die Beine übereinander geschlagen, über seinen Unterkörper ist ein prachtvolles Gewand gebreitet, er hält sich leicht vornüber gebeugt, hat die Rechte zur Faust geballt und auf das Knie gestützt. Zu seinen Füßen auf dem Felsen, sich an diesem festkralend, der Adler, der zu dem Gewaltigen emporschaut.

Die farblose Abbildung vermag nun auch nicht die geringste Vorstellung von der Pracht der Gesamterscheinung zu geben. Das Licht- und Schattenspiel der Reproduktion erweist sich dem farbigen Originalmaterial gegenüber ohnmächtig<sup>135)</sup>. Der Thronsessel ist aus Bronze gegossen, dieser Guß ein Meisterstück der Technik. Über die vor ihm ersonnenen Gußarten ging Klinger weit hinaus und erfand neue Methoden, die der Bronze besser gerecht werden<sup>136)</sup>. Die Armlehnen des Thrones sind vergoldet. Die Engelsköpfchen bestehen aus vollem, ungestücktem Elfenbein, wozu echte Opale den Hintergrund bilden; die Schwingen der Flügel sind aus Achat, Jaspis und geschliffenen antikischen Glasflüssen zusammengesetzt. Der „gewitterwolkenfarbige“ Fels ist aus tief fliederviolettem, der Adler aus schwarzem, weißgeädertem Pyrenäenmarmor gehauen. Die Krallen des Adlers sind von Erz, seine Augen von Bernstein. Das Gewand besteht aus gelbbraun gebändertem, mannigfaltig nuanciertem Tiroler Onyx aus Laas. Der gelblich schimmernde weiße Marmor endlich, aus dem der Körper gemeißelt wurde, stammt von der griechischen Insel Syra her. Für die Augen des Helden war ursprünglich, wie für die des Adlers, Bernstein, später waren dafür Opale in Aussicht ge-

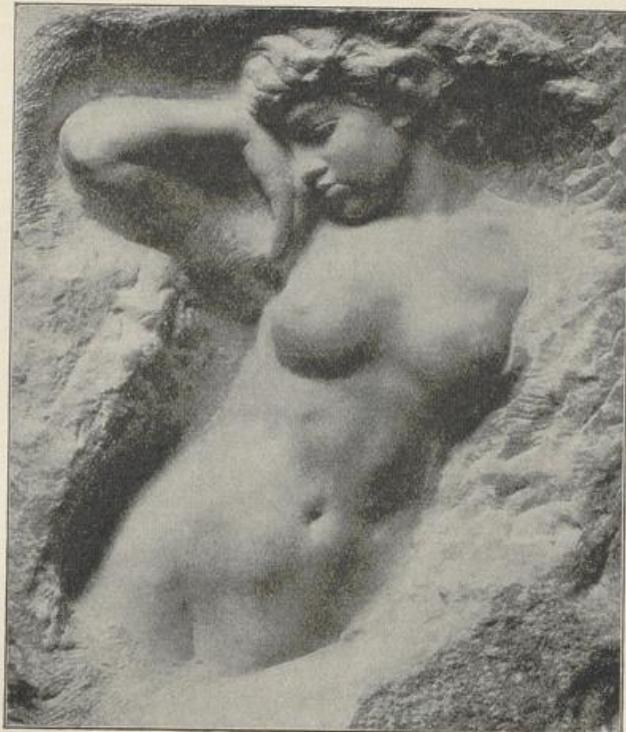


Abb. 205 Schlafende — Marmor von Max Klinger  
(Nach Photographie Hanfstaengl, München)  
(Zu Seite 246)

nommen. Doch wäre daraus eine zu sinnliche, eine zu wenig geistige Wirkung entstanden, die dabei dennoch der Wirkung des Hintergrundes gegenüber machtlos geblieben wäre. So wurde denn das Auge ganz allgemein gegeben und blieb sogar ohne Pupillenangabe.

Alle diese kostbaren Rohstoffe sind nun mit großer künstlerischer Weisheit, ihren Eigenschaften und besonderen Vorzügen entsprechend, glänzend behandelt und bewirken, ein jegliches für sich, eine vortreffliche stoffliche Charakteristik, dagegen fügen sie sich nicht zu einer geschlossenen Gesamtwirkung zusammen! — Unter dem linken Ellbogen klafft z. B. eine bedenkliche Lücke zwischen Gewand und Thronsessel. Und auch die Füße *sind* nicht nur an die Gewandpartie angestückt, sondern sie *wirken* auch so. Der Goldglanz der Armlehnen tut dem Auge wehe. Vor allem aber vermag sich der Beethoven selber gegen die ihn rings umgebende Pracht nicht siegreich zu behaupten.

Doch nun zur Deutung des Ganzen! — „Tausend Deutungen der dargestellten, z. T. rein bildnerischen Motive zeigen, wie das Werk die Phantasie des Betrachters so mächtig zu erregen weiß, daß er vor ihm selbst zum Dichter und Denker wird.

„Und dies ist vielleicht jene rätselhafte, höchstmögliche Wirkung großer Kunst, das Inkommensurable unserer Gefühls- und Gedankeninhalte, sowie den Erfahrungsgehalt bestehender Kultur in das Einfache von Formen einzupressen, die in den Sinnen des Beschauenden wieder sich in jenes All-Weite, Unfaßbare Große auflösen, welches allein Weihe in uns erzeugt.“

In diesen begeisterten Worten pries Elsa Asenijeff das Werk ihres großen Freundes. — Auf dem oberen Rande des Thronsessels, auch an dem Original nur mit Mühe wahrnehmbar, strecken und dehnen sich allerlei Gestalten, männliche und weibliche. Das sind die Gestalten und die Gedanken, welche den Künstler heimsuchen. „Muntere und sinnende, erst wachsende und gewordene, genießende und verlangende wechseln miteinander ab.“ Eine ähnliche Rolle in dem Gedankeninhalt des Werkes spielen auch die Engelsköpfchen an dem Thronsessel. An seinen drei Außenseiten ist dieser Thron mit Reliefs geschmückt. Auf der Mittelfläche der Rückseite ist der Widerstreit der beiden Weltanschauungen, unter deren Einfluß Beethoven stand, der antiken und der christlichen, zum Ausdruck gebracht. Klinger kehrte damit noch einmal zu dem Problem zurück, das er schon mit dem Christus im Olymp behandelt hatte, das er aber jetzt anders anpackte, sich auf keine der beiden Seiten schlug, vielmehr jeder Weltanschauung ihr Recht ließ und beide in ihrem ewigen Kampfe miteinander darstellte. An den Seitenwangens des Thronsessels ist alles Sehnen und Verlangen des Menschen- geschlechtes gleichsam in den drei sinnlichen Grundtrieben verkörpert: Hunger, Durst und Liebe. Jeder Trieb wird durch eine alte Fabel symbolisiert: der Hunger durch den Tantalus-, der Durst durch den Danaïdenmythus, die Liebe durch die Erzählung vom Sündenfall<sup>137)</sup>. Adler und Fels sollen die stolze Höhe andeuten, auf welcher der Held weilt. (Der Adler erfüllt hier also eine ähnliche Aufgabe wie auf dem Schwindschen Bilde der „Jungfrau“ in der Schackgalerie.) Beethoven selbst ist offenbar in die angespannteste Gedankenarbeit versunken. Man hat es getadelt, daß Klinger sich so weit von der Beethovenschen Totenmaske entfernt habe und daß er so weit hinter ihrem Ausdrucksreichtum zurückgeblieben sei. Andererseits ist die geistige Anstrengung in Kopf, Haltung und Händen vorzüglich zum Ausdruck gebracht. Von künstlerischer Schöpfungsfreude sieht man dagegen diesem Beethoven schlechterdings nichts an. Eitel Qual des Gebärens und keine Spur von der Wonne des Zeugens! — Für den Gedankenreichtum aber, der in das Beethovendenkmal hineingeheimnist ist, gilt dasselbe wie für die Materialpracht, die darauf verwandt wurde. Bei aller Feinheit der Einzel-



Abb. 206 Beethoven von Max Klinger im Museum zu Leipzig  
(Nach Photographie E. A. Seemann, Leipzig)  
(Zu Seite 248)

züge fehlt ihnen das geistige Band, das sie zu einer geschlossenen Einheit mit zwingender Notwendigkeit zusammenhielte. Mit all seinen großen Vorzügen und erheblichen Schwächen erweist sich das Beethovendenkmal nicht nur für Max Klinger, nicht nur für die deutsche Moderne, sondern für die gesamte Kunst des 19. Jahrhunderts im höchsten Sinne bezeichnend: es ist erfüllt von bedeutenden Einzelvorzügen, aber es fehlt ihm als sichere Grundlage die einheit-

liche, fest geschlossene künstlerische Kultur einer ganzen Zeitspanne und eines ganzen Volkes.

Klingers großes Wandgemälde für die Aula der Universität Leipzig ist ein Jubiläumsgeschenk der sächsischen Regierung zur Fünfhundertjahrfeier der sächsischen Hochschule<sup>138</sup> (Kunstbeilage). Es wurde im Jahre 1909 vollendet. Über zwanzig Meter lang und über sechs Meter hoch, nimmt es die gesamte Längswand der Aula oberhalb der Türen ein und reicht beinahe bis zur Decke empor. Und wie Klinger mit diesen Ausmessungen in Wettstreit mit Puvis de Chavannes' Wandbild der Pariser Sorbonne trat, so auch inhaltlich und künstlerisch. Er führt uns nach Griechenland, in ein idealisiertes Griechenland, nicht im Sinne der Klassizisten, sondern wie es ihm aus eigener Anschauung des Landes, aus seinen Studien und Empfindungen, aus seiner Phantasie heraus aufgestiegen war. Zur Linken erblicken wir das Meer in festlich heiterem Glanz mit Inseln und Halbinseln, mit seinen schimmernden Hafenbucht en und spitzen, rotglühenden Landzungen, das Meer mit seinen blauen Fluten und den weit ausgedehnten vielfarbigten Wolken am Himmel: ein unbeschreiblich schöner Anblick! — Und rechts sehen wir das feste Land: eine Wiese, mit einzelnen Bäumen bestanden und von einem schmalen blauen Flußband durchzogen, dahinter einen heiligen Hain, von glühenden Felsen überragt, die sich scharf gegen den strahlend blauen Himmel absetzen. In der Mitte einen Baum, der das Bild in zwei Hälften scheidet. Wie wir zur Linken das Meer und zur Rechten das feste Land schauen, so gewahren wir in prägnanten Gestalten verkörpert zur Linken die Poesie, zur Rechten die Philosophie. Am Meere thront auf einem Felsen der blinde Sänger Homer, und vor ihm haben sich die Männer und die Jünglinge gelagert und lauschen andächtig den Worten, in denen er ihnen sein inneres Schauen offenbart. Und siehe da, hinter ihnen steigt, dem blinden Sänger allein sichtbar, der Inbegriff aller Poesie — in strahlender Nacktheit, nur von einem bläulichen Schleier umwallt, von Tauben umflattert, die schaumgeborene Aphrodite aus dem Meer hervor. Aphrodite bildet den linken Eckpfosten der Gesamtkomposition, während Homer unweit von dem mittleren Baume sitzt, diesem mit dem Rücken zugewendet. Unmittelbar hinter ihm stehen zwei Jungfrauen, die zu seinem Liede Leier und Triangel erklingen lassen, in idealen Gewändern, während Homer wie die Männer und Jünglinge vollkommen unbekleidet dargestellt sind. Am Baum selbst, der Gruppe des Homer abgewandt, kniet ein nackter Jüngling vor seiner jenseits neben dem Baum stehenden Muse, ein sprechendes Sinnbild dichterischer Begeisterung. Die rechte Gruppe wird durch Plato und Aristoteles bestimmt, die hochaufgerichtet in ernsten Gesprächen langsam einherwandeln. Und so sehr Klinger bemüht war, sich von Raffael fern und frei zu halten und nur Eigenes zu geben: wider seinen eigenen Willen klingt das Philosophen-Herrscherpaa r dennoch im letzten Grunde an die Schule von Athen an. Plato, der Langbärtige, mit dem dichten Silberhaar, in dunklem Gewande, mit einem roten Buch in der herabhängenden Linken, im scharfen Profil gegeben, schaut still gemessen gerade aus. Aristoteles, im Dreiviertelprofil, halb von Plato verdeckt, mit gelichtetem grauem Haar und kurzem grauem Vollbart, in hellem Gewande, macht — wie Raffaels Aristoteles mit der Hand die Erde zu umfassen scheint — eine Klinger äußerst geläufige Gebärde mit Daumen und Zeigefinger zur Erde hin, eine Gebärde, die den Mann charakterisiert, der sich auf feste Tatsachen stützt. Weiter nach rechts, jenseits des Baches, einige Jungfrauen, denen ein Jüngling vorliest, während die eine von ihnen einem anderen Jüngling, der sie zeichnet, mit bewußter Anmut ihre Reize zur Schau stellt. Und endlich, wieder diesseits des Baches, Alexander der Große. Von drei hochgewachsenen Jungfrauen umgeben, selber niedrig von Wuchs, aber von Luft und Sonne gebräunt, das Bild tat-

kräftiger Entschlossenheit, im Schmuck der Waffen, stürzt er flammenden Auges Aristoteles nach, dem sein Kommen von einer dianaartigen Jungfrau angesagt wird. So beschließt Alexander das Bild, das Aphrodite begonnen, und reiht an Schönheit, Sang und Wort die Tat.

Man behauptet nicht, daß die von Klinger vertretene Auffassung eine ganz selbstverständliche sei und sich auf seinem Bilde alles unseren Blicken so darbiete, wie wir es gar nicht anders erwarten können. Im Gegenteil, es ist eine durch und durch eigene und eigenartige, ganz und gar Klingersche Schöpfung. Das Werk hat einen geistigen Inhalt, und dieser darf daher auch als solcher beurteilt werden. Zweifellos hat sich Klinger bemüht, die Summe des geistigen Lebens im alten Griechenland auf die einfachste Formel zu bringen. Nun muß es auffallen, daß der Künstler die bildende Kunst so gut wie ganz weggelassen hat, was sich wohl aus der Stätte erklärt, für die das Bild bestimmt ist. Auch läßt sich gewiß darüber streiten, ob Klinger überhaupt recht daran tat, uns in dem für eine deutsche Hochschule unserer Zeit bestimmten Wandgemälde gerade in das alte Griechenland zu führen. Indessen war er vielleicht durch seinen Auftrag gebunden. Und wenn auch nicht, was in aller Welt hätte er wählen sollen? — Vielleicht Allegorien, Symbole für die einzelnen Wissenszweige? — Da ergeben doch die lebensvollen Gestalten der alten Griechen ungleich bessere Bildmotive, und der fröhlich fabulierende (statt allegorisierende) Grundzug hält sie wie das beste geistige Band zusammen. Übrigens hat sich Klinger gar nicht bemüht, „alte Griechen“ zu malen, vielmehr sind seine Griechen in Wirklichkeit Menschen unserer Zeit und unseres Landes, die Männer von so ausgeprägt porträthaften Zügen, daß man darauf schwören möchte, sie müßten alle so, wie sie da gemalt sind, auf Leipzigs Straßen einhergegangen seien. Es wird aber glaubhaft versichert, Klinger habe mit diesen Figuren keine Bildnisse gemalt.

Und wie von den Bildnissen, so kann man auch von dem geistigen Inhalt, überhaupt von dem Gegenstand ganz absehen und das Klingersche Bild lediglich als Bild, als Wandschmuck, als Linien- und Farbenharmonie auffassen. Sieht man sich in das Bild hinein, so reiht sich klar und wahr, wie Gedanke an Gedanke, so Gestalt an Gestalt, Form an Form, Farbe an Farbe. Wohlverstanden, die einzelnen Glieder der Komposition reihen sich aneinander, dagegen ist es nicht möglich, das Bild von einem Standpunkt aus zu übersehen, zu verstehen, zu genießen. Es will, wie die Klingerschen Werke so häufig, mit den Augen abgetastet werden. Aber ist das ein Fehler? — Ergibt sich das in unserem Falle nicht ganz einfach aus den Verhältnissen der Wandfläche, die es nun einmal zu schmücken galt? — Hat es nicht Puvis de Chavannes im gleichen Fall ebenso gehalten? — Klinger hat die Wand gegliedert. Nicht streng symmetrisch. Er hat die Mitte nicht aufdringlich herausgehoben, sondern nur zart angedeutet, in jener allerschönsten Gruppe, die aus dem knienden Jüngling und der bekleideten Jungfrau besteht. Ebenso sind die Figuren rechts und links nicht streng symmetrisch verteilt, vielmehr mit höherer Kunst die großen Massen in freien Rhythmen gegeneinander abgewogen. Die Linienwirkungen sind wahrhaft bedeutend. Klinger hat die natürliche Feierlichkeit der Vertikale weise verwertet, die menschlichen Gestalten weniger in scheinbar vertieftem Raum hintereinander, als der Bestimmung des schmückenden Wandbildes entsprechend, wie Botticelli und die übrigen italienischen Quattrocentisten, friesartig aufeinander folgen lassen. Diesem streng festgehaltenen Grundcharakter der Linienführung und Komposition entsprechen auch die Farben. Sie sind hell, licht, harmonisch, freudig, festlich; und so erfüllt alles in allem genommen das Bild in jeder Hinsicht seinen Zweck, einen Wandschmuck zu bilden und zugleich, der ernsten Stätte entsprechend, des ernsten Gehaltes nicht zu entbehren. Wenn es erlaubt ist, aus dem Ganzen ein Stück herauszu-

greifen, so fühlen wir uns im besonderen von der heiter festlichen Schilderung des südlichen Meeres im Innersten getroffen. Die uralte deutsche Freude an der Schönheit des Südens jubelt uns daraus entgegen. Fast scheint es, als habe Klinger seinen jüngeren Landsmann Greiner und dessen berühmte Schilderung südlicher Meeresherrlichkeit damit noch übertreffen wollen.

Am Ende seines Lebens hat Klinger noch eine gewaltige Monumentalschöpfung vollbracht, ein Wandgemälde von fast vier Metern Höhe und über dreizehn Metern Länge für das Rathaus der sächsischen Industriestadt Chemnitz: „Arbeit — Wohlstand — Schönheit“<sup>139)</sup> (Kunstbeilage). Es genügt nicht, daß man ein derartiges Werk in der Schwarzweiß-Nachbildung betrachtet, man muß es offenbar im farbigen Original sehen, um seiner eigenartigen Schönheit voll bewußt zu werden, denn die Farben werden als licht, heiter, beglückend, als kraftvoll, glühend und wunderbar harmonisch gerühmt. Aber auch die farblose Abbildung läßt in etwas erkennen, worauf der Künstler hinaus gewollt hat: auf eine freie, unendlich abwechslungsreiche Gliederung der Wand durch Lotrechte und Wagrechte, durch eng zusammengeschlossene und dann wieder locker aufgelöste Massen, durch ausdrucksvolle Gebärden und sprechende Körperbewegungen, durch einen einzigen, gleichsam gesetzmäßig geregelten Fluß eines unendlich mannigfaltigen Linienspiels. Dargestellt ist im fernen Hintergrunde die glückliche Stadt mit einem vielfach gegliederten Holzturm aus Zimmermanns Arbeit, wie er am Baltischen Meer in die Lüfte zu ragen pflegt. Im Mittelgrund ist in pinturicchiohaft klein und zierlich gegebenen Figuren, wie durch Masten, Schiffe, Eisenbahn und Eisenbahnbrücke die Arbeit versinnbildlicht. Den Vordergrund aber nimmt die Schönheit ein. Sie ist es, die in dem Bilde triumphiert. Wie in Botticellis ewig jungem Frühlingsbilde, so sind auch hier die Figuren in Silhouetten aneinander gereiht. Die Schönheit aber ist nicht in statuarischer Ruhe, sondern in der Bewegung des Tanzes verkörpert. Von beiden Seiten schwollt die Tanzbewegung an, um sich inmitten in der rasenden Mänade auszutoben. In das rechte Viertel der Fläche, in die Komposition wohlweise eingegliedert, neben den Schönheit in Bewegung gestaltenden Figuren die Schönheit in Ruhe Bewundernden, Genießenden und gleichsam Ermöglichen. In ihrer Mitte eine jungfrauenhafte Verkörperung der glückseligen Stadt selber mit einem Ährenkranz im blonden Haar. Die Linke dankbar zu dem neben ihr sitzenden Merkur zurückgereicht, der ihr dies alles verschafft nicht ohne Hilfe starker Arbeitsmenschen, deren ihrer drei hinter der Gruppe stehen und die Muskelkraft ihrer starken nackten Leiber spielen lassen. Das Bild wurde im vierten Kriegsjahr vollendet. Neben der Stadt auf der anderen Seite als ebenbürtiger Gegenspieler Merkurs eine dunkelgewandete Mannesgestalt mit dem Degen in der Hand, der natürliche Beschützer von „Arbeit — Wohlstand — Schönheit“. Möge das gegenwärtige, nur mehr von wirtschaftlichem Denken beherrschte Deutschland den natürlichen Beschützer der Wirtschaft, seines großen Künstlers Max Klinger dunkel gewandete Mannesgestalt mit dem Degen in der Hand nicht ganz vergessen! —

Mochte Klinger gelegentlich einmal an Greiner gedacht haben, so verhält es sich im allgemeinen natürlich umgekehrt. Otto Greiner (geb. zu Leipzig 1869, gest. in München 1916)<sup>140)</sup> gehört zu denjenigen jüngeren deutschen Künstlern, auf die Klinger gewichtigen Einfluß ausgeübt hat. Während Klinger in Bildung und Reichtum hineingeboren war, bildet sein jüngerer Leipziger Landsmann Greiner das Bild eines Mannes, der sich aus Armut und Niedrigkeit dank seiner starken Begabung, dank aber auch einem eisernen Willen auf die Höhen dieses Daseins emporgearbeitet hat. Er war einer der großen und gewissenhaften Arbeiter der deutschen Kunstgeschichte wie Dürer, wie Klinger, wie Menzel. Die glückliche Ursprünglichkeit seines Wesens, die Greiner seiner Herkunft verdankte, hat



Abb. 207. Odysseus und die Sirenen von Otto Greiner im Museum zu Leipzig  
(Nach Photographie im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig)  
(Zu Seite 256)

er sich sein Leben hindurch treu bewahrt. Auf sein Talent aufmerksam gemacht, ermöglichte ihm Geheimrat Kröner von der „Gartenlaube“ das Studium an der Akademie in München, wo insbesondere Liezen-Mayer sein Lehrer wurde. Von dem jungen Münchener Akademiker besitzen wir eine lebensvolle Schilderung aus der Feder von Frau R. Braun-Artaria.<sup>140</sup>) Er war ein unersetzter Mann von festem klugem Ausdruck in dem von blondem Haar umrahmten Antlitz, aus dem die blauen Augen unter einer massigen Stirn hervorleuchteten, eine echt deutsche Erscheinung. Und deutsch war und blieb er auch trotz seines späteren Aufenthaltes in der Fremde sein Leben lang. Von aller Konvention und Tradition hielt er sich stets frei und unabhängig, ganz auf sich selbst gestellt. Damals gab er sich, dem Geist der Zeit entsprechend, als überzeugten Sozialdemokraten, schon aus Mitleid mit den Genossen seiner Kindheit. „Süßes Zeug“ darzustellen, war ihm im Grund seiner ehrlichen Seele zuwider. Und wenn er in Kröners Auftrag für die Gartenlaube „Touristen im Nürnberger Bratwurstglöcklein“ malen sollte, so wurden Packträger und Putzweiber daraus. Als er sich dann in seiner inneren Bedrängnis brieflich um Rat — bezeichnenderweise! — gerade an Menzel gewandt hatte, erhielt er von diesem überlegenen Geiste die treffende Antwort, daß „auch süßes Zeug interessant, lehrreich, sogar schwer“ sein könnte. „Unverdrossene Leistung vor allem! —“, so schloß Menzel sein Schreiben. Nun, daran hat es unserem Greiner nie gefehlt. Von dem sympathischen Maler, feinen Kunstskenner und seinen Kollegen gegenüber in seltenem Maße vornehm wohlwollenden Toni Stadler (vgl. S. 127) wurde ihm der Weg nach dem Süden, nach Italien erschlossen. Später, in den Jahren 1898—1914 hat Greiner fast dauernd in Rom geschaffen. Es war die große Architektur, mehr noch die linienreine, formenstarke Natur, es waren vor allem die ausgezeichneten Modelle und sein Freilicht-Atelier, was ihn an Rom fesselte. Der klassischen italienischen Renaissance-Malerei und -Bildnerei stand er im letzten Grunde fremd und fern gegenüber, und wie einst Schwind selbst in Rom den deutschen Meister Cornelius bewundert hatte, so jetzt Greiner Max Klinger, mit dem er abends zusammen zechte und von dem er sich den Goethe entlieh. „Ich bin nun schon einen Monat hier (in Rom)“, schrieb er 1891, „und fühle mich sehr zufrieden. So schön wie Florenz als Stadt ist Rom ja nicht, aber die Landschaft hat mehr Reiz und Ab-

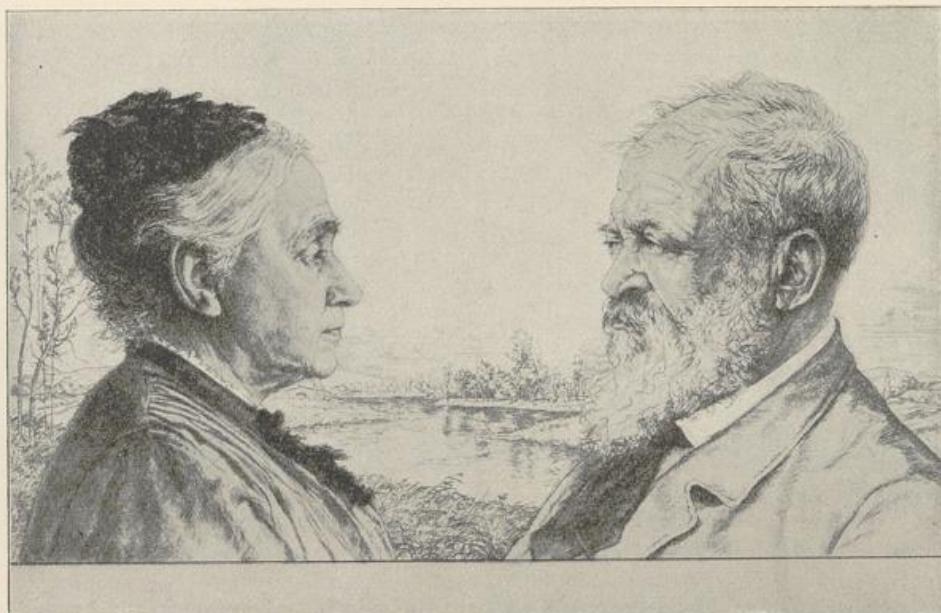


Abb. 208 Bildnis der Eltern des Künstlers Radierung von Peter Halm

wechselung als irgendwo. Die alten verfallenen und verlassenen Häuschen, die auf jedem Hügel zu sehen sind, zeigen Linien, wie niemals in Deutschland, und der Tiber schlängelt sich so malerisch, so riesig organisch und einfach durch alle diese Reize in Farbe und Form . . . Einmal bin ich auch mit ein paar Bildhauern hinausgefahren zum Nemi-See. Dort war es wunderbar, ein kleiner See wie ein Auge, und ganz hinten am Horizont das Meer — drüber Wolken, noch nie hab ich solche gesehen — es war wundervoll! . . .“ Dem italienischen Menschen-tum stand Greiner durchaus kühl gegenüber, und dennoch hat er eine schöne Römerin zur Frau genommen. — Radierer, Steindruckkünstler und Maler, war Greiner ein fest und scharf zupackendes Talent, ein geradezu hervorragender Zeichner. Mit einer gewissen Vorliebe sprach sich der in strengster Selbstzucht Gereifte in der Rötelzeichnung aus, an der kein Künstler ungestraft bessern darf. Vor seinen Akten wird man von dem Gefühl bezwungen, daß da Verzeichnungen einfach ausgeschlossen sind, daß die Natur bis in ihre intimsten Einzelheiten hinein richtig wiedergegeben wurde. Diese Akte sehen geradezu nach naturwissenschaftlichen Abbildungswerken aus. Wenn Greiner daher z. B. als „Einjähriger“ in München ein Schützen-diplom anfertigte, so erzielte er eine vollendete Leistung. Sobald er sich aber mit seinen Radierungen und Steindrucken kühn auf das mythologische Gebiet wagte, hatte man ihm anfangs nur zögernd und halb unwillig zu folgen vermocht. Da erschien sein bedeutendstes gemaltes Werk: Odysseus und die Sirenen (Abb. 207) wie eine Überraschung. Mit diesem Bild blieb der Künstler wahrhaftig nicht im bloßen Aktstudium stecken. Von der herkömmlichen Homer-Illustration, die sich auf Friedrich Preller stützt, himmelweit entfernt, hat er es vielmehr vermocht, aus seiner eigenen, an Klinger ge-schulten Anschauung heraus eine neue Poesie aus dem alten Stoff heraus-zuschöpfen. Den edlen Dulder Odysseus, dem das glühendste Liebesverlangen beim Anblick der Sirenen und bei den Tönen ihres Gesanges die Brust zu sprengen droht, schnüren seine Begleiter nur um so fester an den Mast des Schiffes. An-

dere rudern aus Leibeskräften, um vorüberzukommen. Der Steuermann meistert sein Steuer. Ihnen allen vermag der Sirenengesang nichts anzuhaben, denn ihre Ohren sind mit Wachs verklebt. Aber auch von ihnen kann sich kein einziger enthalten, gespannten Blickes auf die Gruppe der drei Sirenen zu schauen, die, auf dem Kalkfelsen in den gewaltsamsten Stellungen kauernd, alle Reize ihrer völlig nackten Körper zur Schau stellen und spielen lassen. Es sind keine herkömmlich anmutigen Gestalten im Sinne der Renaissance oder der Antike, vielmehr echt Greinersche, echt moderne, sehnige Modellfiguren von eigentümlich eckiger Anmut, von schier mantegnesker Herbheit und Festigkeit der Zeichnung, aber doch urgesunde, volle, reife und begehrenswerte Frauengestalten, deren dunkles Haar ein reiches Gerank rot leuchtender Mohnblüten schmückt. Dieses Rot ergibt mit dem Blau des Wassers und der Fleischfarbe zusammen einen mächtigen Dreiklang. Das Bild ist in den hellsten Tönen gemalt und verletzt dennoch nicht im geringsten durch Härte oder Kühle. Die Vorzüge der Farbe vermag die Abbildung zwar nicht wiederzugeben, wohl aber lässt auch sie den Beschauer die Frische des Wassers ahnen, die Gesundheit der Leiber erkennen und die Ursprünglichkeit der Gesamtempfindung mitfühlen. Ein Abglanz von der ungebrochenen Weltfreudigkeit Homers, von seiner Morgentau-Frische ist über das Bild gebreitet, an dem Greiner in Rom unter der Einwirkung aller günstigen Einflüsse des Südens mit zähem deutschem Fleiß volle fünf Jahre gemalt hat. — Mit diesem Bilde, das der sächsische Staat erworben, hatte sich Greiner auch als Maler durchgesetzt. Nun sollte er im Auftrag des Börsenvereins deutscher Buchhändler zwei große Wandbilder für den Lesesaal der Neuen Deutschen Bücherei in Leipzig schaffen. Nach dem Ausbruch des Weltkrieges durch welsche Treulosigkeit aus Rom vertrieben, gab er sich der Arbeit mit voller Kraft in München hin und malte trotz des kalten nordischen Herbstes, wie er es in Rom gewöhnt war, rücksichtslos im Freien. So zog er sich eine Lungen-Entzündung zu, der sein bisher so widerstandsfähiger Körper bereits im 47. Jahre seines Lebens erlegen ist. Dieser echt deutsche Arbeiter ist so gleichsam über der Arbeit und an der Arbeit gestorben. — In Greiner vereinigte sich in merkwürdiger und durchaus persönlich eigenartiger Weise Naturalismus und Klassizismus. Mit unerbittlicher, echt nordischer Genauigkeit für alle Einzelheiten verband er einen aus-

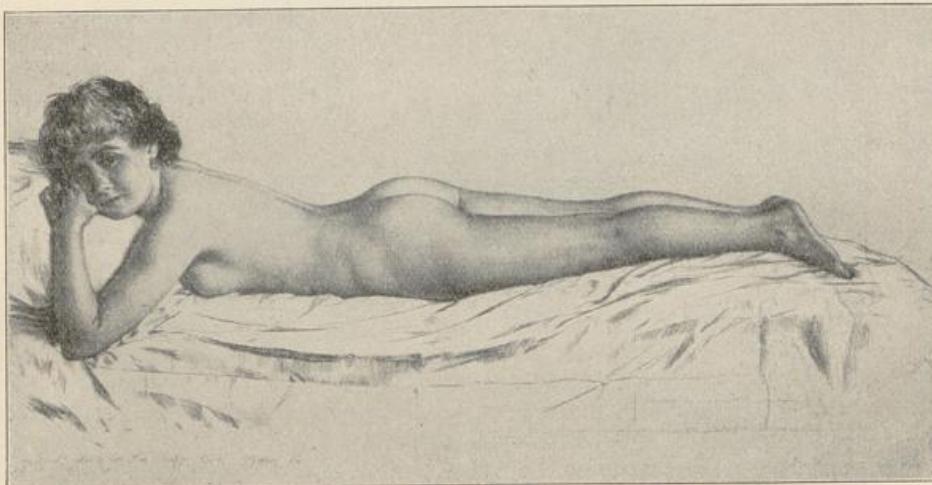


Abb. 209 Weiblicher Akt Radierung von Karl Stauffer-Bern  
(Zu Seite 259)

Haack, Die Kunst des 19. Jahrhunderts. II. 6. Aufl.

geprägten Stilwillen und angeborene Begabung für große Form. „Der Sinn und Kern einer Sache liegt ganz wo anders, als in der sogenannten Gesichterschönheit. Der Zug des Ganzen, der verteilte Raum, eine gewaltige Körperbewegung, und die Sache ist eigentlich gemacht für jeden, der zu sehen versteht.“

Eine mit Klinger in gewissem Sinne verwandte Natur war der Schweizer *Karl Stauffer-Bern* (geb. 1857, gest. 1891)<sup>141</sup>), der mit jenem lange Jahre in Berlin zusammen lebte, lernte und schaffte. Bald darauf trieb ihn seine Liebe zu einer verheirateten Frau in den Tod durch eigene Hand. Karl Stauffer-Bern war wie Klinger Maler, Bildhauer und Radierer in einer Person. Gerade auf technischem Gebiete, durch Verbindung von Radierung und Kupferstich hat sich Stauffer-Bern ausgezeichnet und dem heranwachsenden Geschlecht neue Wege gewiesen. In die Kunst der Radierung war er durch den Münchener Kupferstecher *Peter Halm* (geb. in Bamberg 1854, gest. 1923) eingeführt worden, dessen gewissenhafte,

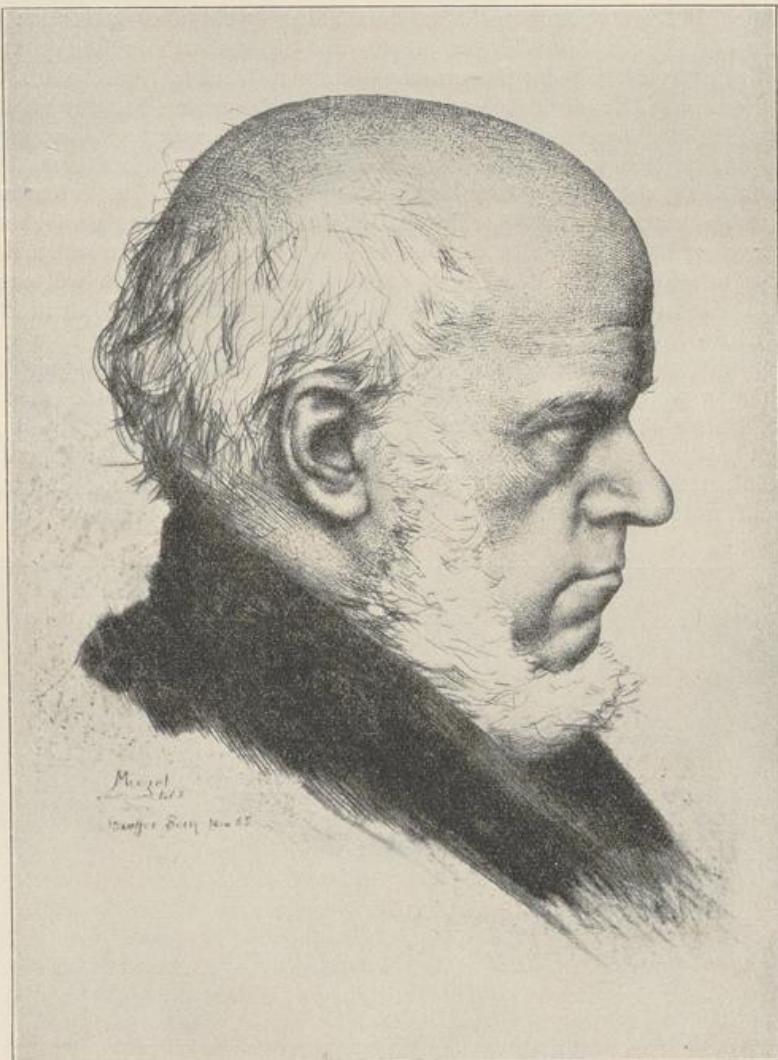


Abb. 210 Adolf Menzel Radierung von Karl Stauffer-Bern

schlichte und treuerzige Art hier an dem Doppelbildnis seiner Eltern veranschaulicht wird (Abb. 208). Gleichviel auf welchem Gebiete Stauffer sich aber auch immer bewegen mochte, ihm kam es wie Klinger stets darauf an, der Natur mit den Mitteln seiner Kunst Herr zu werden. Er wollte weder gefallen, noch verblüffen, sondern mit dem

Pinsel wie mit der Radiernadel in der Hand die Natur selbständig wiedergeben. Daher besitzen seine Werke (wenigstens soweit sie nicht im Auftrag, sondern um ihrer selbst willen geschaffen wurden) eine ganz merkwürdige Kraft, Eindruck zu machen. Unter seinen Radierungen ragen einige kostliche Akte und ebenso vortreffliche Bildnisse hervor (Abb. 209 und 210). Man beachte und bewundere die energische Behandlung, mit der die jugendlich straffen Formen des weiblichen Körpers wiedergegeben sind. Der Künstler hat auf jegliche einschmeichelnde malerische Weichheit verzichtet und sich mit seltener künstlerischer Gewissenhaftigkeit, ja mit echt schweizer Herbheit ausschließlich bemüht, der Natur gerecht zu werden. An dem prachtvollen Bildnis des Charakterkopfes Menzels ist es lehrreich zu beobachten, wie der Schüler seinen Lehrmeister Peter Halm an Großzügigkeit der Formenwiedergabe weit übertroffen hat. — In der Berliner Nationalgalerie hängt ein Bildnis Gustav Freytags, 1887 datiert, von Stauffers Hand, auf fallend hell gemalt, hart und nicht gerade gefällig, aber von einer Eindrucksfähigkeit, daß es niemand vergessen wird, der sich je einmal liebevoll hinein versenkt hat. Eine vorzügliche Kopfstudie Freytags vom Jahre vorher in der Basler Kunstsammlung. Während der Porträtsitzungen wurden zwischen dem literarischen Vertreter der älteren Kunst und dem modernen bildenden Künstler Reden gewechselt, die auf den Unterschied der Anschauungen interessante Streiflichter werfen.

Von den oben besprochenen Malern haben sich gar manche, wie Thoma, Klinger und Greiner, zugleich als Griffelkünstler auf den verschiedenen Gebieten des Holzschnitts, der Radierung oder des Steindrucks ausgezeichnet. Alle diese Künste verdanken der Moderne eine Auferstehung zu einem neuen und selbständigen Dasein<sup>142)</sup>. In früheren Zeitspannen der deutschen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts hatten sie sich damit begnügen müssen, die Werke der vornehmern Schwesternkunst, der Malerei, wiederzugeben oder Bücher auszuschmücken. In ersterem Sinne war hauptsächlich der Kupferstich von dem Altmeister auf diesem Gebiete *Eduard Mandel* (1810—82) (*Sixtinische Madonna*) und die Radierung von dem Wiener Künstler *William Unger* (geb. 1837), der sich in Reproduktionen nach Rembrandt, Rubens, Hals, Velasquez auszeichnete, von *Wilhelm Hecht*



Abb. 211 Auszug der Weber Radierung von Käthe Kollwitz  
(Zu Seite 260)



Abb. 212 Aus der Holzschnittfolge „Totentanz“ von Joseph Sattler

mung hingearbeitet. Daneben kam allerdings in neuester Zeit auf dem Gebiete des Holzschnittes im Anschluß an den französischen Holzschnittkünstler Valloton wieder eine Richtung auf, die es hauptsächlich auf einen großzügigen, ausdrucksvollen Umriß abgesehen hat, der möglichst reichen Formengehalt umschließt. Von modernen deutschen Griffelkünstlern seien wenigstens dem Namen nach erwähnt der bedeutende *Ernst Moritz Geyger* (geboren zu Berlin 1861), der schließlich zur Plastik abschwenkte, die leidenschaftliche Sozialistin unter den Radierern *Käthe Kollwitz* (geb. 1867), die in wahrhaft ergreifenden Tönen von der Not der Unterdrückten und Enterbten zu klagen vermag (Abb. 211), der an Japan gebildete, technisch vielseitige, immer geschmackvolle *Emil Orlik* (1870 in Prag geboren, erst in Wien, später in Berlin tätig), der geniale Radierer *Oskar Graf* und seine kongeniale Gattin *Frau Graf-Pfaff*, *Heinrich Wolff*, der in der Gotik und in der deutschen Renaissance wurzelnde Buchschmuckkünstler *Joseph Sattler* (Abb. 212)<sup>143</sup>, *Sion L. Wenban* (gest. 1897), der farbenfrohe Schilderer des Hochgebirges *Otto Bauriedl*, der in Linien- und Lichtführung wie in der Raumanschauung bedeutende, von innerem Rhythmus erfüllte *Hans Meid* und der an Goya wie an den Japanern gebildete, keck phantasievolle *Willi Geiger*-München (geb. in Landshut 1878). Der hervorragende Graphiker *Alois Kolb* (geb. in Wien 1875, Professor an der Akademie für Graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig) (Abb. 213) geht von seiner eindringenden Kenntnis des menschlichen wie des tierischen, besonders des Pferdekörpers aus und schwelgt in phantasievollen Darstellungen von Pferde- und Menschenleibern, wobei aber stets das bild-

(geb. 1843), von *Karl Köping* (1848–1914) u. A. gehandhabt worden. *Bernhard Mannfeld* (geb. 1848) ragte als Architekturradierer hervor, sowohl als Darsteller einzelner Bauwerke wie ganzer Städtebilder. Zum Buchschmuck wurde der Holzschnitt hauptsächlich von *Adolf Menzel* und *Ludwig Richter* verwandt. Gegenwärtig dienen auch die graphischen Techniken zur selbständigen Wiedergabe der Natur und zur höchst persönlichen Aussprache künstlerischen Empfindens. Dementsprechend hat sich auch die Technik charakteristisch verändert. Es wird immer weniger auf ängstlich kläubelnde Strichführung und immer mehr auf den Ton, immer weniger auf die einzelne Umrißlinie und immer mehr auf die malerische Gesamtstimmung.



Abb. 213 Die vier apokalyptischen Reiter von Alois Kolb